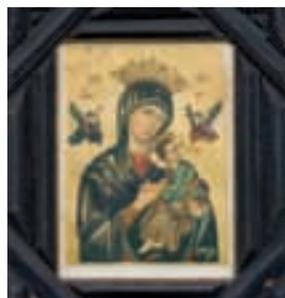


EMSLAND-JAHRBUCH

2009



JAHRBUCH DES
EMSLÄNDISCHEN
HEIMATBUNDES

JAHRBUCH DES EMSLÄNDISCHEN HEIMATBUNDES

JAHRBUCH
DES
EMSLÄNDISCHEN
HEIMATBUNDES
BAND 55
2009

VERLAG DES EMSLÄNDISCHEN HEIMATBUNDES

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Verlag: Emsländischer Heimatbund e.V., 49751 Sögel, Schloss Clemenswerth

Bezugsadresse: Emsländischer Heimatbund e.V. – Bibliothek –, Ludmillenstraße 8, 49716 Meppen

Vorsitzender: Hermann Bröring

Schriftleitung: Dr. Andreas Eiyneck, Josef Grave, Theo Mönch-Tegeeder und Heiner Schüpp

Für die Redaktion verantwortlich: Horst H. Bechtluft, Dr. Andreas Eiyneck, Oliver Fok, Werner Franke, Josef Grave, Dr. Michael Haverkamp, Holger Lemmermann, Theo Mönch-Tegeeder, Dr. Ludwig Remling, Heiner Schüpp, Helmut Tecklenburg und Eckard Wagner

Herstellung: media-factory und Druckerei van Acken, 49809 Lingen (Ems)

ISBN: 978-3-88077-060-7 Broschur
978-3-88077-061-4 Festeinband



Gedruckt auf UPM Finesse silk, 115g/qm
Ein Produkt von UPM Nordland Papier

Alle Rechte an Text- und Bildvorlagen einschließlich des auszugsweisen Abdrucks behält sich der Emsländische Heimatbund vor.

Inhaltsverzeichnis

Wer wir sind, wer wir sein könnten und was wir (fast) verloren haben – Anrufe, Zurufe und Besserwissereien von Heiner Reinert	9
Dr. Josef Stecker (1916–2008) – ein Lebensbild von Hermann Bröring	11

Das Emsland vom Gestern zum Morgen

Herausforderung Demografie für ländliche Räume – Zum demografischen Wandel im Gebiet der Emsländischen Landschaft für die Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim von Matthias Günther	19
---	----

Geschichte und Geschichten

Aus dem Emsland nach Bosnien – Die Geschichte einer ungewöhnlichen Auswanderung und ihre Folgen von Rolf Westheider	33
Republikanische Wehrorganisationen im Emsland – Das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, die „Eiserne Front“ und die „Volksfront gegen Radikalismus und soziale Reaktion“ von Helmut Lensing	45
Die gewalttätigen Auseinandersetzungen bei der Glaubenskundgebung 1934 in Meppen – lediglich ein Streit mit den lokalen Machthabern zum Schutz kirchlicher Belange? von Heinz Kleene	73
Esterwegen, Lager VII von Wilfried W. Meijer	81

„Eine derartige Behandlung öffentlicher Angelegenheiten 83
ist eine unzulängliche“ –
Zur Geschichte der (Fluss-)Badeanstalten in Meppen
von Michael Haverkamp

Eier und Butter für das Ruhrgebiet – 117
Bestellungen beim Kaufmann Sleumer in Freren (1874–1896)
von Hans-Joachim Fritz

Etwas, das übrig blieb – 133
Die Viertelgemeinde in Vrees
von Josef Klekamp

„Die Welt ist nur von schlechten Schülern vorwärtsgebracht worden“ – 149
Erich Maria Remarque als Lehrer im Emsland
von Bernhard Stegemann

Old, flicket un bruun 161
von Thekla Brinker

Bauen und Gestalten

St. Bonifatius in Lingen – 163
Der klassizistische Kirchenbau und seine neuromanische Umgestaltung
von Jörg Niemer und Sabine-Maria Weitzel

Lingener Tafelsilber – 185
Silbergefäße für Speise und Trank im Emslandmuseum
von Andreas Eynck

Natur und Landschaft

Der Wandel des Landschaftsbildes im 19. und 20. Jahrhundert 201
am Beispiel der ehemaligen Bauerschaft Darne bei Lingen
anhand historischer Karten
von Karl-Josef Nick

Die Wiederansiedlung des europäischen Nerzes auf dem Hümmling . . . 223
von Andreas Schüring

Der Kranich brütet im Emsland – 227
Ein Erfolg des Moorschutzprogramms
von Tobias Böckermann

Kulturelles Erbe, kulturelles Leben

Vergnügliche Grenzverletzungen – 237
Windthorst und Bismarck als Bühnenstück
von Theo Mönch-Tegeeder

Die Kunst des Sammelns in den Zeiten des Sammelns oder: 243
„Was sollen wir heute noch sammeln?“
von Beate Bollmann

Die mittelalterliche Siedlung Hofe bei Papenburg – 260
Baggern und Schlämmen an der Meyer Werft
von Hans Joachim Albers, Jana Esther Fries, Dieter Glatthaar,
Gerold Harms, Heinz Schipper und Gerhard Stahn

Die baubegleitende archäologische Untersuchung in der 267
Propsteikirche St.Vitus in Meppen im Jahre 2007
von Sigrid Woehl

Ein Hausaltar aus Lingen im Heimathaus in Schepsdorf 275
von Andreas Eiyneck

Vom Friesenweg zum Hünenweg – 291
Ein Hauptwanderweg im Wandel der Zeit
von Josef Grave

Regionale Geschichte ohne Grenzen – 323
Tagungsbericht zu einem Treffen von niederländischen und
deutschen Geschichtsfreunden
von Horst H. Bechtluft

„Femina deus mores“ –	329
Hintersinnige Gedanken über Multikulti in der plattdeutschen Sprache von Theo Mönch-Tegeeder	
Bücherecke	334
Autorenverzeichnis	350
Fotos und Karten	351

Wer wir sind, wer wir sein könnten und was wir (fast) verloren haben – Anrufe, Zurufe und Besserwissereien

von Heiner Reinert

Sie haben sie in der Hand oder sie liegt vor Ihnen: die neue Ausgabe vom „Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes“. Ein gewichtiges Werk, das zwischen den Buchdeckeln den Blick für unsere Region öffnet. Ein wichtiges Werk, das zuverlässig Heimatkunde vermittelt. Diese Institution ist schon in die Jahre gekommen, aber keineswegs verstaubt. Das Design und das Layout wirken frisch, modern und angenehm unaufdringlich. Es ist eben ein professionelles Werk, gestaltet von Könnern, geschrieben von Fachleuten.

Es sind wohl einige Hundert (!) versierte Schreiberinnen und Schreiber, die in all den Jahren einen wahren Schatz heimatkundlicher Informationen gesammelt und veröffentlicht haben. Dieses großartige „Sammelsurium“ von Berichten, Forschungsergebnissen, Prosa, Lyrik, muttersprachlichen (plattdeutschen) Beiträgen, Buchbesprechungen und Kritiken sucht seinesgleichen. Über ein halbes Jahrhundert erscheint nun dieses Werk in schöner, jährlicher Regelmäßigkeit. So versammelt sich zwischen den Buchdeckeln Geschichte unserer Heimat, die uns Vergangenes erhellt, die Gegenwart verstehen lässt, damit wir unsere Zukunft gestalten können.

Das Jahrbuch ist im besten Sinne ein Lesebuch, das nicht unbedingt in einem Zug gelesen werden will. Jahr für Jahr wird es immer mehr eine Art Nachschlage- und Nachlesewerk. Das reiche Bildmaterial erlaubt uns den augenscheinlichen Vergleich und kann uns Vergewisserung in der gegenwärtig unüberschaubaren Dynamik geben. Das Blättern durch die Dekaden des Jahrbuches ist wie ein Gang durch die Geschichte. Und oft erweisen sich diese Nachrichten aus der Vergangenheit als nahezu visionäre Gegenwarts- und Zukunftsberichte.

Bei allem Respekt und aller Anerkennung für die unermüdliche Arbeit am Jahrbuch dürfen auch Anregungen erlaubt sein.

Wie wäre es mit Kochrezepten unserer Region und mit den Geschichten, die dazu gehören. Der Buchweizenpfannkuchen wäre so ein Beispiel mit seinen vielen schmackhaften Varianten. Und wie ist der Mais in unsere Heimat gekommen?

Diese Fragen deuten eine bemerkenswerte Entwicklung an. Sie führen am Ende zum Kulturverständnis des Heimatbundes. Die Jahrbücher dokumentieren in überwiegend vorbildlicher Weise große Teile emsländischer Kultur. Beim genaueren Hinsehen stehen geschichtliche, heimatkundliche, landschaftskundliche und wirtschaftskulturelle Themen im Vordergrund. Hier und da sind Texte in plattdeutscher Sprache zu finden.

Ist Letzteres möglicherweise unterrepräsentiert? Schließlich handelt es sich um die Muttersprache unserer Region mit einer stolzen Vergangenheit und der Anerkennung der Europäischen Sprachenkonvention. Vor nicht allzu langer Zeit galt Plattdeutsch als Unterschichtssprache, als Sprachidiom zurückgebliebener Dörflichkeit. Und was macht die plattdeutsche Kultur aus? Also die Kultur, die hier eigentlich zu Hause ist?

Damit ist auch die Frage nach unserer Identität gestellt. Wenn die allgemeine Daseinsfürsorge geklärt ist, dann drängt diese Frage in den Vordergrund. Noch ist es Zeit. Die aktuelle und damit auch geschichtliche Identität des Emsländers begründet sich nicht in einigen derben Volkstheaterstücken, so wichtig diese auch sind, und auch nicht mit den fleißigen Volkstänzerinnen, leider häufig ohne den männlichen Partner. Dieses Brauchtum läuft Gefahr, als Belustigung missbraucht zu werden. Für unsere Vorfahren hatten diese kulturellen Gestaltungen auch Unterhaltungswert, aber es war zugleich Ausdruck ihrer Lebensbefindlichkeit. Was ist eigentlich aus unseren heimatlichen Liedern geworden? Es gab einst ein emsländisches Liederbuch – allerdings überwiegend mit allgemeinen deutschen Volksliedern. Und wer pflegt unsere (!) Volkslieder, die sich doch erheblich von der sogenannten Volksmusik unterscheiden? Vielleicht finden wir in diesen vergessenen Heimatliedern Hinweise auf unsere Identität. Unsere Kinder sprechen Englisch und andere Sprachen. Etliche lernen in den Schulen Niederländisch. Und Plattdeutsch? Hier und da einige wenige Stunden als Arbeitsgemeinschaft. „Aber der plattdeutsche Lesewettbewerb“, werden einige sagen. Dieser Rettungsanker ist lobenswert. Beim genaueren Hinschauen können nur wenige Schülerinnen und Schüler Plattdeutsch. Sie sprechen viele Sprachen, ihre Muttersprache nur für den Wettbewerb. Machen Sie den Wettbewerb öffentlich als ein zentrales emsländisch-kulturelles Ereignis!

Das Emsland ist auch eine Art Einwanderungsland: die Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, die Aussiedler aus dem Bereich Polens und der einstigen Sowjetrepublik. Die Ersteren bringen eine eigene, ihre Kultur mit. Die Letzteren auch, aber sie haben sozusagen im Gepäck ihre über lange Zeit bewahrte, gewissermaßen konservierte Vorstellung von deutscher Kultur:

Ebenso leben bei uns Mitmenschen aus ganz anderen Kulturen, aus der Türkei, dem Libanon ... Auch diese sorgen sich um die Bewahrung ihrer kulturellen Identität.

Hiermit soll nur eine Diskussion angeregt werden. Für den Emsländischen Heimatbund ist das eine Mammutaufgabe und eine lohnende Anstrengung.

Zum Schluss noch eine Bitte. Das Jahrbuch ist in gut lesbaren Schriftzeichen gesetzt. Dennoch könnte das Jahrbuch als HÖRBUCH neue Leser (Hörer) erschließen.

Nehmen Sie dieses Jahrbuch zur Hand. Lesen Sie den einen oder anderen Beitrag. Finden Sie in den Jahrbüchern vergangener Jahre Bezugsgeschichten. Und dann stellen Sie dieses Werk zu den anderen über fünfzig Ausgaben.

Da gibt es nur ein Problem: Ich werde mir wohl ein besseres Bücherregal zulegen müssen. Diese wichtigen Bücher haben auch das entsprechende Gewicht.

Dr. Josef Stecker (1916–2008) – ein Lebensbild

von Hermann Bröring

Am 24. Januar 2008 starb im Krankenhaus Ludmillenstift in Meppen Dr. Josef Stecker. Der Tod des 91-jährigen kam nach einer schweren Lungenentzündung nicht unerwartet; dennoch war an diesem Januartag im Emsland insbesondere unter den politisch Aktiven und Interessierten ein Innehalten zu spüren. Ihnen allen war klar, dass eine fast ein halbes Jahrhundert wirkende Führungspersönlichkeit von hohem Rang und bis zuletzt kluger Ratgeber, dass ein großer Emsländer nicht mehr war.

Josef Stecker wurde am 7. Dezember 1916 als drittes von sieben Kindern des Lehrers Franz Stecker und seiner Ehefrau Maria geb. Jansen in Wehm bei Werlte geboren. Er erlebte seine Kindheit in einer Familie, bei der das schmale Lehrergehalt des Vaters durch eine von der Mutter betriebene kleine, aber mit Tüchtigkeit geführte Landwirtschaft aufgebessert wurde. In dem kleinen Dorf, das damals eher einer größeren Bauerschaft glich, lernte er noch den alten Hümmling kennen, einen Landstrich, der für seine Abgelegenheit im gesamten Deutschen Reich von trauriger Berühmtheit war. Die kleineren Dörfer waren ausschließlich landwirtschaftlich orientiert, die „einfachen Leute“ konnten trotz schwerer Arbeit zum Teil nur mühsam das Existenzminimum erwirtschaften. Wenn Josef Stecker von den Menschen im Dorf seiner Kindheit erzählte, malte er gleichwohl ein differenziertes Bild. Er berichtete von der geistigen Enge, in der so manche Familie verharrte und verarmte, vergaß aber auch nie Beispiele anzubringen, wie andere Familien durch Tüchtigkeit und Sparsamkeit nach und nach zu etwas Besitz, zum Beispiel einer kleinen Siedlerstelle, kamen. Religiös, kulturell und politisch wuchs Josef Stecker im katholischen Milieu auf; der Vater bekannte sich zum Zentrum und war darüber hinaus im katholischen Vereinswesen aktiv. Durch ihn lernte Josef Stecker früh das politische Leben auf dem Lande kennen.



Nach sechsjährigem Besuch der katholischen Volksschule in Wehm und zwei Jahren an der Rektoratschule in Werlte verließ der Schüler 1930 den Hümmling und trat in die Obertertia des Staatlichen Gymnasiums in Meppen ein. Die heutige Kreisstadt des Emslandes war damals eine vom ländlichen Umland geprägte Kleinstadt. Am Markt lebten Ackerbürgerfamilien, ringsum in den Altstadtstraßen gehörten insbesondere die kleinen Handwerksbetriebe zum Bild landstädtischen Lebens. Zugleich war Meppen nach wie vor die Stadt Ludwig Windthorsts, das humanistische Gymnasium bekannt als eine ausgewiesene katholische Schule.

Ab 1933 erlebte der junge Stecker dann aber auch die Rücksichtslosigkeit, bisweilen auch abstoßende Primitivität, mit der die Nationalsozialisten die Macht in der Stadt übernahmen und das Gymnasium mit einem neuen Direktor ideologisch auf Linie zu trimmen suchten. Der Heranwachsende blieb – bisweilen ostentativ – auf Distanz zu den, wie er es rückblickend bisweilen formulierte, „braunen Hosen“; spätere, etwa im Laufe des Studiums eingegangene Kompromisse änderten nichts an dieser nicht zuletzt aus dem christlichen Glauben herrührenden Einstellung.

Nach der Reifeprüfung am 27. Februar 1935 leistete Josef Stecker seinen halbjährigen Pflichtarbeitsdienst ab. Vorwiegend wurde er zu Entwässerungsarbeiten in der damals zum Kreis Meppen gehörenden Gemeinde Ahmsen herangezogen. Mit Beginn des Wintersemesters 1935/36 nahm er das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Universität Münster auf. Am 17. Juli 1939 legte er nach sieben Semestern Studium vor dem Justizprüfungsamt in Hamm die Erste Juristische Staatsprüfung ab und trat zum 1. September 1939 den juristischen Vorbereitungsdienst beim Amtsgericht Sögel an.

Bereits einen Monat später begann für den jungen Referendar eine fast sechsjährige Unterbrechung der weiteren akademischen Ausbildung. Josef Stecker erfuhr die Schrecken des Zweiten Weltkrieges zunächst als Bordfunker, kam als Nachtjäger zum Einsatz und gehörte seit 1942 dem Divisionsstab einer Jagdfliegerdivision an. Das Kriegsende erlebte der junge Leutnant und Kompanieführer einer Jägerleitkompanie in Kriegsgefangenschaft bei den Westalliierten, unter anderem in einem der berüchtigten „Rheinwiesen-Lager“. Am 12. September 1945 wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Zu diesem Zeitpunkt hatte er längst seine Eltern verloren; seine Mutter war bereits 1934, sein Vater 1941 verstorben.

Nach Wiedereröffnung der Gerichte und Zulassung durch die Militärregierung setzte Josef Stecker im Februar 1946 seinen Vorbereitungsdienst im Bereich des Oberlandesgerichts Oldenburg fort. Gleichzeitig arbeitete er an seiner Dissertation zum Thema „Der Betrug, insbesondere im Landgerichtsbezirk Osnabrück“ und wurde bereits im Januar 1947 bei Prof. Sauer, Münster, zum Dr. jur. promoviert. 1948 folgte die Zweite Juristische Staatsprüfung in Hamburg. Nach anfänglicher Tätigkeit als Anwaltsassessor bei den Rechtsanwälten Beimesche in Sögel sowie Koch & Koch in Oldenburg war

er von 1949 bis 1952 als Regierungsassessor beim Regierungspräsidenten in Osnabrück tätig. Unter anderem arbeitete er dort im Kommunaldezernat.

Am 6. Juni 1950 heiratete er die gebürtige Werlterin Agnes Kuhlmann. Sieben Kinder gingen aus der Ehe hervor; für den Familienmenschen Josef Stecker war die Familie wesentlicher Bestandteil eines erfüllten Lebens.

Zum 1. April 1952 erfolgte dann die entscheidende berufliche Weichenstellung. In Meppen war die Stelle des Oberkreisdirektors zu besetzen, da der amtierende OKD, Friedrich Ermert, zum 31. März 1952 wegen Erreichens der Altersgrenze aus dem Dienst schied. Mit großer Mehrheit wählte der Kreistag Josef Stecker zum Oberkreisdirektor des Landkreises Mep-

pen. Bis zum 25. September 1961 sollte er die Politik dieses Landkreises maßgeblich bestimmen und aus diesem Amt heraus die Grundlagen seines Wirkens für das gesamte Emsland legen.

Die Emsländer jener Jahre lernten Stecker als einen rastlosen jungen Oberkreisdirektor kennen. Es ging in jenen Jahren weiterhin vorrangig um die Beseitigung der Kriegsfolgen und die Einleitung einer nachholenden Modernisierung der Region. Beispielhaft zu nennen sind der Ausbau der Schulen, die Reorganisation der Feuerwehr oder der Ausbau des Krankenhauses in Meppen. Eine besondere Herausforderung stellte der Bau von Straßen zwischen den zum Teil noch „weltabgelegenen“ Dörfern dar. Ebenso war der Ausbau der Wasserversorgung eine drängende Aufgabe. Insbesondere in den Mooregebieten stand bis dahin vielen Bewohnern nur übel riechendes, kaum genießbares Trinkwasser zur Verfügung. Korrekte, aber auch unkonventionelle Lösungen waren damals in besonderer Weise gefragt. Hier kam Josef Steckers Fähigkeit, staatliche Notwendigkeiten mit einfachen und einleuchtenden Lösungen zu verbinden, in besonderer Weise zum Tragen.

Dreh- und Angelpunkt der Aufbauarbeit war der Emsland-Plan, der auch deshalb unsere Region bis in die heutige Zeit so positiv beeinflusst hat, weil es damals verantwortliche Personen an der Spitze gab, die genau wussten, wie sie die Bundesmittel in enger Zusammenarbeit möglichst nachhaltig einzusetzen hatten. Frühzeitig setzte sich



Dr. Stecker dafür ein, diesen Plan nicht als reines Agrarprogramm mit großzügigen Entwässerungsmaßnahmen, Tiefpflugarbeiten und dem Ausbau von Flüssen und Gräben zu begreifen, sondern ihn ganz im Sinne einer nachhaltigen Gesamterschließung mindestens gleichrangig für die gewerbliche Entwicklung einzusetzen. Diese Weichenstellung sollte sich als entscheidend erweisen für den weiteren Weg des Emslandes. Die Abwanderung junger qualifizierter Kräfte konnte nicht zuletzt durch die Ansiedlung industrieller Kerne wirksam gestoppt werden. Beispielhaft kann hier die ehemalige Moorkolonie Twist genannt werden. Die steigenden Gewerbesteuereinnahmen gaben den Kreisen und Gemeinden die Substanz für die geforderten Eigenleistungen.

In Verbindung mit dem Emsland-Plan kam der junge Oberkreisdirektor aber auch früh mit den Erfordernissen der kulturellen Infrastruktur und der kulturellen Bildung in Berührung. Er setzte sich nachdrücklich für eine kooperative und emslandweite Entwicklung der nach dem Zweiten Weltkrieg in Meppen entstandenen Musikschule ein. Durch den Bau der Aula des Meppener Gymnasiums trug er wesentlich dazu bei, dass diese Stadt jahrzehntelang der herausragende emsländische Standort für Tournée-theater war. Auch der Meppener Freilichtbühne war Stecker von Anfang an eng verbunden.

Am 15.10.1957 wurde Dr. Josef Stecker als direkt gewählter Vertreter des Wahlkreises 26 Mitglied des Deutschen Bundestages – eine Aufgabe, die er über drei Wahlperioden wahrnehmen sollte. Bis 1961 blieb Stecker zugleich OKD in Meppen; danach ließ der Gesetzgeber diese Verknüpfung mit einem Bundestagsmandat nicht mehr zu. Gestärkt durch eine Reihe von einflussreichen Ämtern in der CDU, darunter den Vorsitz im Bezirk Osnabrück/Emsland, entwickelte sich Josef Stecker in kürzester Zeit zum einflussreichsten Repräsentanten und beredten Interessenvertreter des Emslandes in Bonn. Als Mitglied im Haushalts- und Finanzausschuss fiel ihm eine Schlüsselrolle zu bei der Sicherstellung der Finanzierung der Emslanderschließung. 1961 setzte er die Fortführung des Emsland-Planes im Deutschen Bundestag gegen erhebliche Widerstände durch. Frühzeitig erkannte er auch die infrastrukturell grundlegende Bedeutung der Emsland-Autobahn; über Jahrzehnte blieb er ein wichtiger Mahner für den Bau der BAB 31. Es war für ihn eine Genugtuung, ihre Fertigstellung erleben zu dürfen. So stand er mit 88 Jahren froh gelaunt ob deren Vollendung in der Wintersonne des Sonntagvormittags am 19. Dezember 2004, als die Emsland-Autobahn auf ganzer Länge freigegeben wurde.

Den Emsländern der 50er und 60er Jahre war Josef Stecker geradezu ein Begriff. Ein ausgesprochen belastbarer politischer Kopf, ausgestattet mit einer enormen natürlichen Autorität, der seinen Einfluss aber nicht zuletzt auch mit einer akribischen Arbeit rechtfertigte, ein regionaler Interessenvertreter, der dem hohen Vertrauen der Bevölkerung, der Wähler und der Kommunalpolitiker mit einer offenen, dem Menschen zugewandten Art begegnete.

Doch Josef Stecker war nicht nur Interessenvertreter einer Region. Als Finanz- und Steuerexperte wirkte er an steuerpolitischen Grundsatzentscheidungen der Bundesre-



Wahlkampf in Niedersachsen im Frühjahr 1963. Dr. Josef Stecker begrüßt Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer
(Foto: Privatbesitz)

publik Deutschland mit. Älteren ist noch der „Stecker-Pfennig“ ein Begriff, ein Zuschlag auf die Mineralölsteuer zur Finanzierung kommunaler Verkehrswege.

Allerdings blieb ihm die ganz große politische Karriere, darunter ein Ministeramt etwa auf Landesebene, zeitlebens verwehrt. Politisch war Josef Stecker ein überzeugter Anhänger der CDU. Eines der Bonmots, die sich von seiner politischen Zeit erhalten haben, lautet: „Der Stecker ist so schwarz, dass er sogar im Kohlenkeller noch Schatten wirft.“ Vielen galt er als konservativ, doch trifft eher das Wort „christdemokratisch“ zu. Er bekannte sich dazu, Katholik aus tiefer religiöser Überzeugung zu sein. Seine Angehörigkeit zum Ritterorden vom Heiligen Grab zu Jerusalem nahm er aktiv wahr.

1969 nahm Josef Stecker nochmals einen beruflichen Wechsel vor: Nach drei Wahlperioden beendete er mit dem Ende der fünften Legislaturperiode am 19. Oktober 1969 seine Karriere als Bundestagsabgeordneter und wurde Präsident des Niedersächsischen Sparkassen- und Giroverbandes. Dieses Wahlamt hatte er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1983 inne. 1970 wurde ihm zusätzlich die Aufgabe des 1. Stellvertreters des Präsidenten des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes übertragen. Daneben war er unter anderem Vorsitzender des Aufsichtsrates der Nord/LB sowie Begründer und Vorsit-

zender der Gesellschafterversammlung der Datenverarbeitungsgesellschaft Finanz IT. Als Repräsentant der niedersächsischen Sparkassenorganisation gehörte er außerdem den Gremien der Landschaftlichen Brandkasse und der Provinzial Lebensversicherung in der Versicherungsgruppe Hannover (VGH) an.

Dr. Josef Stecker stand an der Spitze der niedersächsischen Sparkassen, als die Verwaltungs- und Gebietsreform in den 1970er Jahren eine erhebliche Unruhe mit sich brachte. Unter seinem Einfluss sank die Zahl der Sparkassen damals nur von 77 auf 72; in vielen Städten, die der Verlust der Kreisverwaltung oft hart traf, blieb so zumindest die selbstständige Sparkasse bestehen. Wie richtig dieser Weg war, sich gegen eine automatische Übertragung der neuen Verwaltungseinheiten auf die Sparkassenorganisation zu wenden, sollte sich gerade auch im Emsland erweisen. Die schließlich etwa zwei Jahrzehnte später vollzogene Fusion der drei emsländischen Sparkassen erfolgte erst, nachdem die stärkere Herausbildung einer emsländischen Identität den Weg dazu bereitet hatte. Dieses erfolgreiche Vorgehen war möglich, weil Josef Stecker in Hannover es mitgetragen hatte.

Daneben war die Ära seiner Präsidentschaft beim Niedersächsischen Sparkassen- und Giroverband (1969–1983) eine Zeit des Wachstums der Bilanzsummen und des Ausbaus und der Erschließung neuer Geschäftsfelder. Es wurden in der Amtszeit Dr. Steckers weitreichende Entscheidungen getroffen. So erfolgte der Zusammenschluss zur Norddeutschen Landesbank; 1983 entstand die Bremer Landesbank. Der Niedersächsische Sparkassen- und Giroverband selbst bezog 1978 in Hannover ein repräsentatives Dienstgebäude. 1984, kurze Zeit nach der Verabschiedung von Josef Stecker, nahm die Niedersächsische Sparkassenstiftung ihre Arbeit zur Förderung gemeinnütziger, besonders kultureller Zwecke auf. So manches Mal durfte der Pensionär erleben, wie diese Stiftung auch im Emsland viel Gutes bewirkt hat.

Ohne die Verbindungen nach Hannover und Bonn abreißen zu lassen, nahm Dr. Josef Stecker nach seiner Verabschiedung als Präsident des Niedersächsischen Sparkassen- und Giroverbandes am 13. Juni 1983 wieder seinen Hauptwohnsitz in Meppen in seinem Haus am Nachtigallenwäldchen. In der Stadt, der er zeitlebens verbunden blieb, konnte er sich nun zwei Aufgaben widmen, die zuvor eine – allerdings wichtige – Nebenrolle gespielt hatten: die Ämter des Vorsitzenden des Emsländischen Heimatbundes und des Präsidenten der Emsländischen Landschaft für die Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim.

Bereits als eben gewählter Oberkreisdirektor hatte er auf der Gründungsversammlung des Emsländischen Heimatvereins am 12. Dezember 1952 das Amt des Vorsitzenden übernommen. Unter seiner Leitung etablierte sich der Verein von Anfang an als handlungsfähige Organisation. Zugleich trug Stecker wesentlich dazu bei, dass im Dachverband der emsländischen Heimatpflege mit einem modernen und zukunftsorientierten Heimatbegriff gearbeitet wurde.

Auch bei der 1979 errichteten Emsländischen Landschaft für die Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim war er wichtiger Vordenker und Gründungspräsident. Seinem

Geschick ist es zu verdanken gewesen, dass die Emsländische Landschaft nicht nur in den Kreis der „modernen“ Landschaftsverbände aufgenommen wurde, sondern im Hinblick auf die Trägerschaft der Landschaftlichen Brandkasse in der Versicherungsgruppe Hannover den historischen Landschaften gleichgestellt wurde. Die mit beträchtlichen Landesmitteln ermöglichte Ausgestaltung eines regionalen Kulturprogramms als wirkungsvolles Instrumentarium zum Aufbau kultureller Infrastruktur an Ems und Vechte hatte er von Hannover aus forciert und begleitet.

Nun als Pensionär konnte er sich verstärkt dem Heimatbund und der Landschaft zuwenden und diese beiden regionalen Kulturvereinigungen nach außen vertreten. Mit großem Interesse nahm er Anteil an der Rebarockisierung des Jagdschlusses Clemenswerth. Bereits von Hannover aus hatte er sich öffentlich und noch häufiger im Hintergrund immer wieder insbesondere für den Aufbau der Sammlungen barocker Kostbarkeiten eingesetzt. In Sonderheit lag es ihm am Herzen, zum Haus Arenberg, das über anderthalb Jahrhunderte für Clemenswerth verantwortlich gewesen war, wieder gute Verbindungen zu pflegen.

Auch den Aufbau des Theaterpädagogischen Zentrums der Emsländischen Landschaft in Lingen hat er unterstützt. In Meppen galt sein Interesse dem Aufbau der landesgeschichtlichen Bibliothek des Emsländischen Heimatbundes. Schließlich spielte er auch bei der Gründung des Arbeitskreises Geschichte innerhalb der Emsländischen Landschaft eine wichtige Rolle.

Mit besonderer Freude nahm Josef Stecker im Spätherbst jeden Jahres die Jahresschrift des Vereins, das Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes, entgegen. Die Qualität dieser Reihe und die weite Verbreitung inner- und außerhalb des Emslandes waren ihm ein Anliegen.

An das vielfältige Engagement eines rüstigen Pensionärs erinnert auch eine Reihe Publikationen. Erwähnt sei an dieser Stelle der umfangreiche Beitrag „125 Jahre Sparkassengeschichte“ in dem Band „Bei uns zu Haus. Emslandgeschichten vom Geld, von kleinen und großen Leuten“, den die Kreissparkasse Aschendorf-Hümmeling zu Papenburg 1988 anlässlich ihres 125jährigen Jubiläums herausgab. Unter seinen Beiträgen im Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes sei ausdrücklich genannt der im Band 36/1990 veröffentlichte Aufsatz „Der politische Weg zur großen Emslanderschließung vor 40 Jahren!“, weil er Pflichtlektüre für alle diejenigen sein sollte, die sich mit der Entwicklung des Emslandes nach 1945 beschäftigen.

Worin lagen die besonderen Qualitäten dieses außergewöhnlichen Emsländers? Als Josef Stecker 1983 als Präsident des Sparkassen- und Giroverbandes verabschiedet wurde, schrieb Helmut Rieger über ihn im „rundblick“: „Sein Umgang mit Menschen ist für ihn nicht Anstrengung, sondern eher wohl Lebenselixier, und vielleicht hat ihn diese Fähigkeit zunehmend in den Besitz einer anderen Erfahrung gebracht, die sich mit den Jahren mehr und mehr ausprägte: Stecker kann, im Gegensatz zu manchem anderen in ver-

gleichbaren Führungspositionen, Menschen so gut beurteilen, dass er sich darin nachträglich nur selten korrigieren muss.“

Unvergessen bleibt eine weitere Fähigkeit Josef Steckers: mit einer bildhaften Sprache die Dinge auf den Punkt zu bringen. Als er im Deutschen Bundestag für den Emsland-Plan stritt, erklärte er: „Das Emsland ist so arm, dass selbst die Karnickel in die Knie gehen müssen, wenn sie was zum Fressen finden wollen.“ Keine scharfzüngige Rede, keine kluge Analyse, zu denen Josef Stecker mit seinem wachen und geschulten Intellekt ebenfalls ohne weiteres in der Lage war; hätte auch nur annähernd diese Wirksamkeit erzielt und wäre so in Erinnerung geblieben wie dieser Vergleich. Zu seinen Fähigkeiten gehörte auch das Erzählen von erlebter Geschichte. Der dabei oft zum Ausdruck kommenden Humor hat bei so manchen Verhandlungen schwierige Situationen entschärft.

Einer der Grundsätze, nach denen Dr. Stecker arbeitete, lautet: „Allzu viel Kenntnis im Detail trübt den Blick für das Wesentliche und damit die Entscheidungsfreude.“ Er verlor sich nicht im Detail, sondern übte seine Führungspositionen mit der notwendigen Umsicht aus. Das ermöglichte es ihm, die Richtung vorzugeben, und zwar konsequent und, wenn es sein musste, mit allem Nachdruck.

1995 stellte er zunächst den Vorsitz beim Emsländischen Heimatbund nach 42 Jahren und dann das Amt des Präsidenten der Emsländischen Landschaft für die Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim nach 16 Jahren zur Verfügung, um es in jüngere Hände zu geben – von sich aus und auf noble Art. Zum Ehrenvorsitzenden des EHB und Ehrenpräsidenten der Landschaft gewählt, blieb er beiden Vereinigungen eng verbunden.

2004 wurde ihm anlässlich des 25jährigen Bestehens der Emsländischen Landschaft in der Aula des Hümmling-Gymnasiums die erste Landschaftsmedaille verliehen. Bereits 1993 hatte ihn der Landkreis Emsland mit der Emsland-Medaille ausgezeichnet. Dr. Josef Stecker war Träger des Großen Verdienstkreuzes mit Stern des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Bis zuletzt ein gut informierter politischer Kopf wusste er, darum gebeten, auch in seinen letzten Lebensjahren noch manch guten Rat zu geben. Am 1. Februar 2008 nahm eine große Trauergemeinde auf dem Friedhof an der Markstiege in Sichtweite der Meppener Propsteikirche Abschied von einer Persönlichkeit, der die Emsländerinnen und Emsländer viel zu verdanken haben. Mit der nachholenden Gesamterschließung des Emslandes in der Bundesrepublik Deutschland ist kein Name so eng verbunden wie der von Dr. Josef Stecker.

Herausforderung Demografie für ländliche Räume – Zum demografischen Wandel im Gebiet der Emsländischen Landschaft für die Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim*

von Matthias Günther

Der „demografische Wandel“ und seine Auswirkungen

Der demografische Wandel führt zum Zusammenbruch unserer Sozialsysteme!
Der demografische Wandel führt zu einem massiven Mangel an Arbeitskräften!
Der demografische Wandel führt zum Aussterben der Deutschen!
Der demografische Wandel erfordert eine verlängerte Lebensarbeitszeit!
Der demografische Wandel führt zur Verödung des ländlichen Raumes!
Kurz gesagt: Der demografische Wandel bedroht unser Land!

Das nicht zuletzt von Politik und Medien geprägte Bild der Bevölkerung vom demografischen Wandel ist ohne Zweifel überwiegend negativ besetzt. Was aber dieser „demografische Wandel“ eigentlich ist, wissen nur wenige. Fragen wir nach, so kennt die Bevölkerung zwar einige der ständig öffentlich wiederholten negativen Auswirkungen, aber kaum die Ursachen dieser angeblich gefährlichen Entwicklung. Wie sehen nun aber die Fakten aus?

Die Demografie beziehungsweise Bevölkerungswissenschaft erforscht und beschreibt insbesondere auch die Bevölkerungsentwicklung. Es geht also um den Wandel der Bevölkerungsveränderung. Betrachten wir deshalb zunächst die Komponenten der Bevölkerungsveränderung: Die Bevölkerung eines Landes oder auch einer Region wie der der Emsländischen Landschaft verändert sich zahlenmäßig durch Geburten, Sterbefälle und Zu- und Fortzüge über die Landes- bzw. die Regionsgrenze.

* Am 27. Juni 2008 fand im Dorfgemeinschaftshaus Osterwald bei Neuenhaus der Landschaftstag 2008 der Emsländischen Landschaft e.V. für die Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim zum Thema „Sicherung der Lebensqualität im ländlichen Raum im demografischen Wandel“ statt. Für die inhaltliche Vorbereitung zeichnete verantwortlich die Fachgruppe „Ländlicher Raum“ der Landschaft. Aufgrund zahlreicher Anfragen hat sich die Schriftleitung entschlossen, den Eröffnungsvortrag von Matthias Günther vom Eduard Pestel Institut für Systemforschung e.V., Hannover, in gekürzter Form und mit einer Auswahl der präsentierten Grafiken im Jahrbuch festzuhalten.

Geburtenhäufigkeit

Die Geburtenhäufigkeit wird oft als durchschnittliche Anzahl an Kindern je Frau angegeben. Gemessen wird die jeweilige Zahl an Lebendgeborenen je 1 000 Frauen in den einzelnen Altersstufen von 15 bis unter 45 Jahre. Die Summe dieser Werte geteilt durch 1 000 ergibt dann die so genannte „zusammengefasste Geburtenziffer“, die wegen des Altersbezuges durch die Veränderungen des Altersaufbaus nicht verändert wird. Dieser Wert liegt in Deutschland gegenwärtig bei etwa 1,35, in Frankreich bei knapp 1,9 und in Italien und Spanien bei etwas unter 1,3.

Betrachten wir die Zeit seit Bestehen der Bundesrepublik Deutschland, so fanden die großen Veränderungen der Geburtenhäufigkeit in der Zeit von 1950 bis etwa 1975 statt. Die altersspezifische Geburtenhäufigkeit für die Jahre 1950, 1965, 1975 und 2005 zeigt Abbildung 1. Im Jahr 1950 lag die durchschnittliche Kinderzahl je Frau bei 2,09 und stieg bis Mitte der 1960er Jahre auf einen höchsten Wert von über 2,5 an. Mit der Markteinführung der „Pille“ und der damit schlagartig verbesserten Möglichkeit der Schwangerschaftsverhütung sank der Wert innerhalb von nur zehn Jahren um über 40 % auf nur noch 1,45 ab. Seit 1975 schwankt die durchschnittliche Kinderzahl je Frau in Westdeutschland in der recht engen Bandbreite zwischen 1,35 und 1,45.

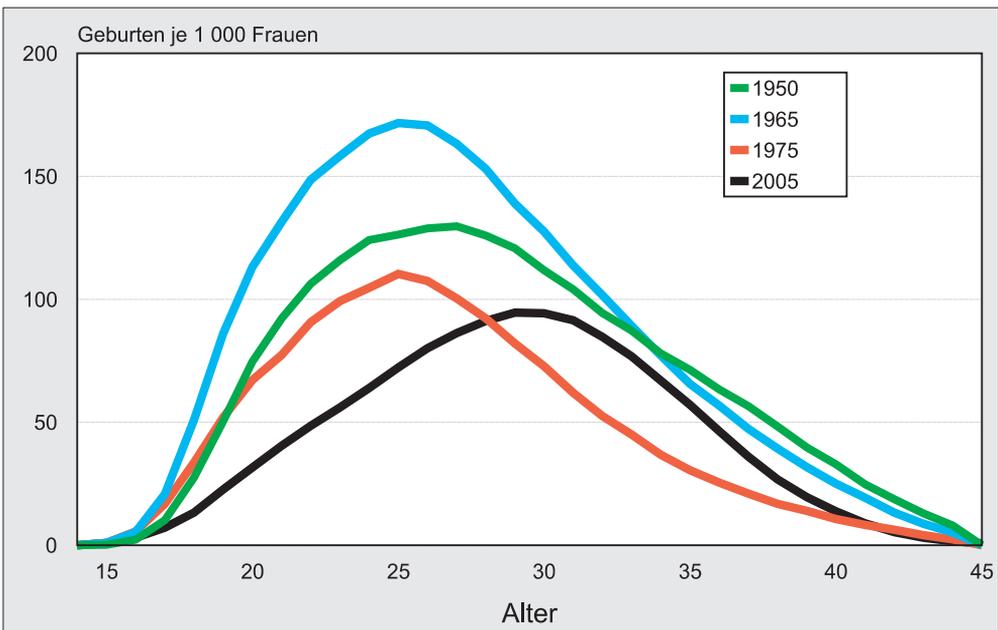


Abb. 1: Geburten je 1 000 Frauen nach dem Alter der Frauen in Westdeutschland seit 1950
(Alle Abb. u. Karten S. 19–32: Eduard Pestel Institut für Systemforschung e.V., Hannover)

Sterblichkeit

Die alters- und geschlechtsspezifischen Sterbeziffern geben jeweils an, wie viele Personen eines bestimmten Alters und Geschlechts je 1 000 Personen gleichen Alters und Geschlechts in einem Jahr gestorben sind. In den vergangenen zweieinhalb Dekaden ist die Sterblichkeit in Deutschland so stark zurückgegangen, dass die zusätzliche Lebenserwartung bei etwa 2,5 Jahren gegenüber dem Stand von 1980 liegt. Im Gegensatz zur Geburtenhäufigkeit, bei der die großen Veränderungen in den ersten 25 Jahren der Bundesrepublik stattfanden, handelt es sich bei der Veränderung der Sterblichkeit um einen zumindest bisher recht kontinuierlichen Prozess, der allerdings bei früheren Prognosen meist unterschätzt wurde.

Wanderungen

Die Zuzüge und die Fortzüge über die Grenzen Deutschlands zeigen über den gesamten Nachkriegszeitraum mehr oder weniger starke Schwankungen. Gegenwärtig scheint eher eine gewisse Beruhigung bei den Wanderungsbewegungen eingetreten zu sein. Zuzüge und Fortzüge sind nahezu ausgeglichen, während in den 1990er Jahren die Zuzüge noch stark überwogen.

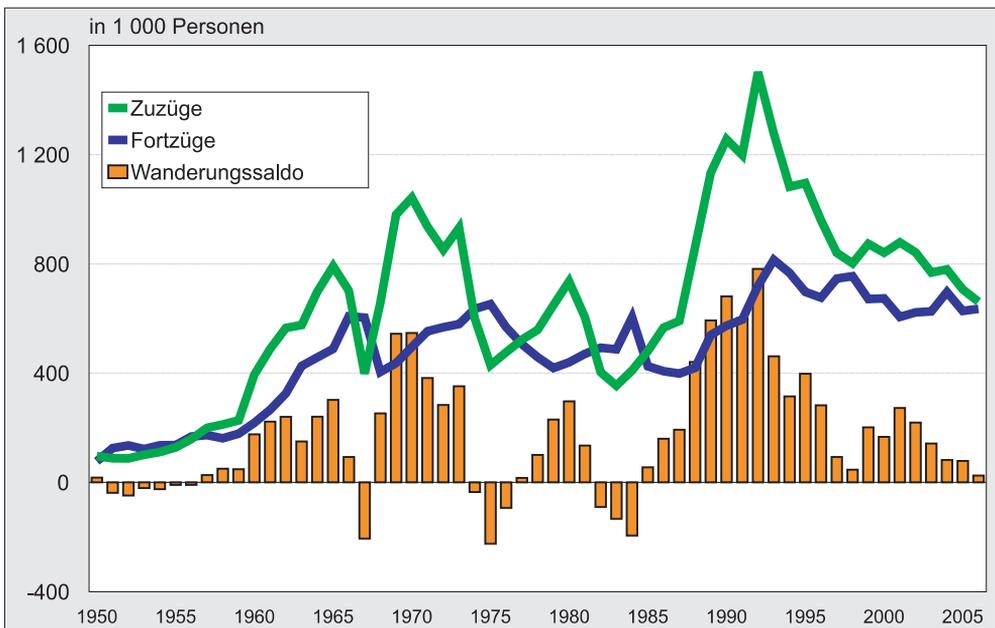


Abb. 2: Zu- und Fortzüge über die Grenze Deutschlands (bis 1990 früheres Bundesgebiet)

Aktuell sind dramatische Veränderungen weder bei den Geburten und Sterbefällen noch bei den Wanderungen erkennbar. Insofern beschreibt der „demografische Wandel“ die Auswirkungen der Veränderung der Geburtenhäufigkeit, die vor gut 40 Jahren begonnen hatte und vor 30 Jahren weitgehend abgeschlossen war. Die damalige Veränderung der Geburtenhäufigkeit hat in der Altersstruktur Deutschlands ihre Spuren hinterlassen. Besonders eindrucksvoll zeigen sich die Veränderungen am Beispiel der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim. Die Altersstruktur dieses Gebietes in den Jahren 1970, 1985 und im Jahr 2007 zeigt Abbildung 3. Im Jahr 1970 konnte eindeutig von einem demografischen Wandel gesprochen werden. Die Geburtenhäufigkeit und die Geburtenzahlen gingen seit wenigen Jahren scharf zurück. Im Jahr 1985 konnte das Ergebnis dieser Entwicklung bereits im vollen Ausmaß „bewundert“ werden: Innerhalb von zehn Jahren hatten sich die Jahrgangsstärken bei der jungen Bevölkerung um 40 % reduziert.

Heute kann von Wandel keine Rede sein. Die Geburtenhäufigkeit erweist sich als stabil, die Sterblichkeit sinkt kontinuierlich und damit durchaus voraussehbar und die Region Emsland/Grafschaft Bentheim hat seit etwa zehn Jahren jährliche Wanderungsgewinne zwischen 1 000 und 2 000 Personen.

Die als bedrohlich empfundene Entwicklung stellt sich somit offensichtlich nicht in einer schnellen und heftigen Veränderung einer demografischen Komponente dar, sondern einfach in der Alterung der in den 1960er Jahren geborenen Menschen. Interessanterweise wird dieser demografische Wandel gelegentlich bereits für heutige Probleme verantwortlich gemacht. Dabei sind reale Auswirkungen erst zu erwarten, wenn das Arbeitskräftepotenzial, zumindest in den meisten Regionen Deutschlands, in etwa zehn Jahren beginnt abzunehmen. Im Gebiet der Emsländischen Landschaft liegt der Anteil der erwerbsfähigen Bevölkerung (18- bis unter 65-Jährige) heute wie auch in den Jahren 1985 und 2000 bei gut 61 %. Dagegen waren im Jahr 1970 nur knapp 53 % der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter.

Insgesamt ist der langsame Anstieg des Durchschnittsalters der Bevölkerung keine überraschende neue Entwicklung, sondern eine Tatsache, die bereits seit dem Rückgang der Geburtenhäufigkeit, also seit etwa 40 Jahren, als längerfristige Konsequenz bekannt ist. Die steigende Lebenserwartung ist dabei kaum als negativ zu bewerten, zumal die Menschen nicht nur länger leben, sondern ihr Leben auch länger gesund und eigenständig führen können. Auch die bereits beschlossene Verlängerung der Lebensarbeitszeit sollte nicht negativ als „verkappte“ Rentenkürzung diskreditiert werden. Die Arbeitswelt wird nach dem Jahr 2020 die älteren Menschen benötigen und was gibt es Schöneres, als gebraucht zu werden.

Ein weiterer nachdenkenswerter Aspekt der Entwicklung kommt in der öffentlichen Diskussion praktisch nicht vor: Die meisten Ökonomen gehen auch für die künftigen Jahre und Jahrzehnte von einem – wenn auch bescheidenen – realen Wachstum der gesamtwirtschaftlichen Produktion aus. So führt ein Wachstum von 0,5 % pro Jahr bis zum Jahr

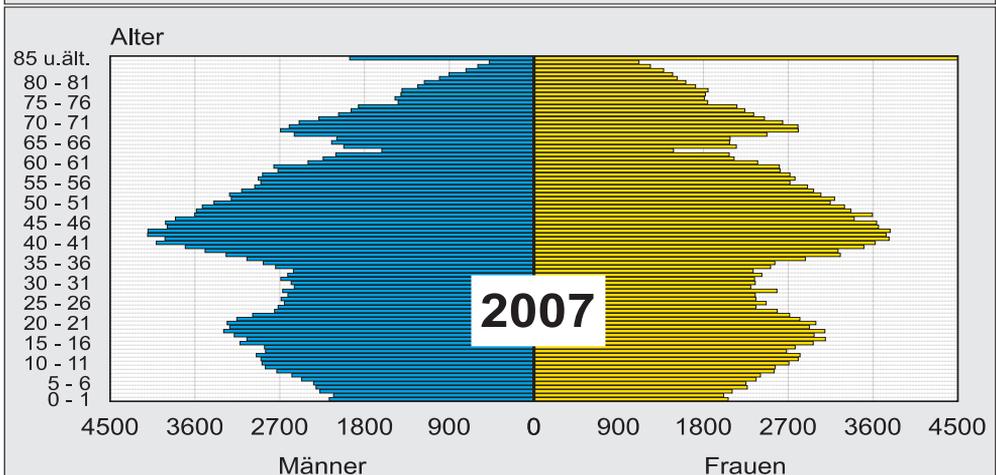
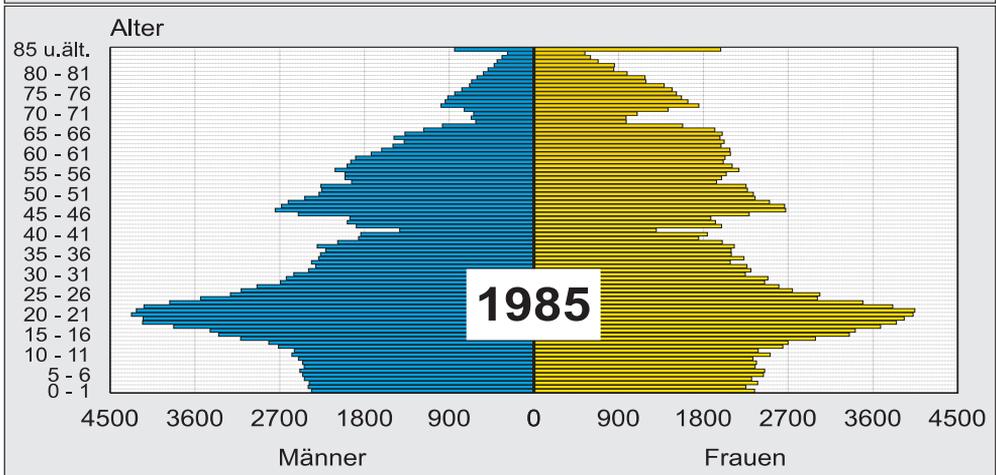
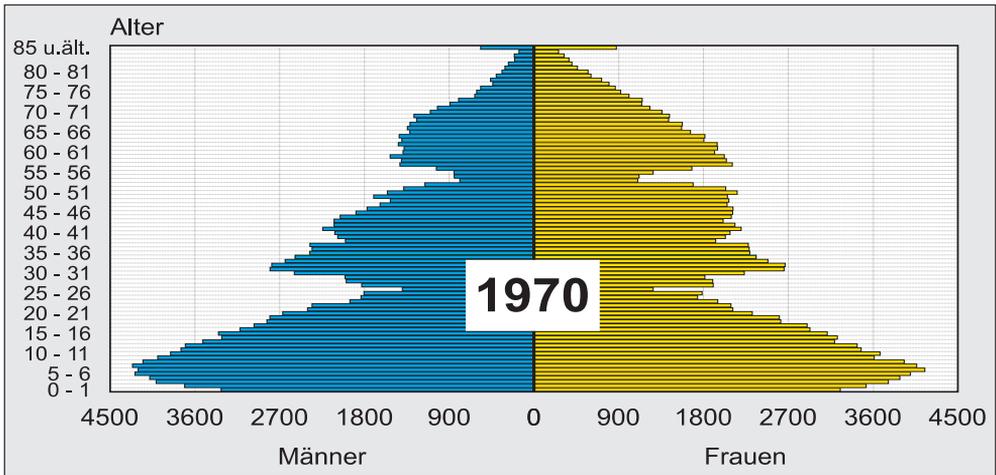


Abb. 3–5: Altersstruktur der Bevölkerung im Gebiet der Emsländischen Landschaft in den Jahren 1970, 1985 und 2007

2030 zu einem gegenüber heute um real 12 % höheren Bruttoinlandsprodukt. Bis zum Jahr 2050 beträgt der Zuwachs gar 23 %. Wenn nun aber die Bevölkerungszahl Deutschlands abnimmt, was nahezu alle Modellrechnungen nahe legen, und gleichzeitig die Wirtschaftsleistung steigt, so sollte rein rechnerisch die Wirtschaftsleistung pro Kopf ebenfalls steigen. Auch wenn dies in den Ohren einiger nach Sozialismus klingt: Unsere künftigen gesellschaftlichen Probleme liegen weniger in der Produktion von Gütern und Dienstleistungen, sondern stärker in der gerechten Verteilung dieser Produktion.

Perspektiven der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim

Die Bevölkerungsveränderungen vollziehen sich selbstverständlich nicht gleichförmig in der gesamten Bundesrepublik, sondern es gibt erhebliche regionale Unterschiede. Auch wenn natürlich niemand wissen kann, was zukünftig tatsächlich geschehen wird, so beziehen wir doch aus unserem Wissen über die Abläufe in der Vergangenheit einige Anhaltspunkte über das, was die Zukunft bringen könnte. Allerdings nimmt bei zunehmender Entfernung vom aktuellen Zeitpunkt die Unsicherheit naturgemäß zu.

Heute werden viele Modellrechnungen bis zum Jahr 2050 geführt und in der öffentlichen Diskussion leider als Prognose missverstanden. Sätze wie: „Wenn im Jahr 2050 in Niedersachsen nur noch 6,5 Mio. Einwohner leben“, sind auch bei hochrangigen Politikern nicht ungewöhnlich. Bis zum Jahr 2050 vergehen noch 42 Jahre. Ein kurzer Rückblick mag aufzeigen, was in 42 Jahren passieren kann und was im Jahr 1966, also vor 42 Jahren, kaum jemand hätte prognostizieren können:

1965–1975	Die Auswirkungen des Pillenknicks
1967	Weltweit erste erfolgreiche Herztransplantation am Menschen
1969	Die ersten Menschen betreten den Mond
1973	Die erste Ölpreiskrise mit nachfolgender weltweiter Rezession
1979	Die zweite Ölpreiskrise mit nachfolgender weltweiter Rezession
1988 bis heute:	Die Aufnahme von etwa 2,9 Mio. Aussiedlern aus Ost- und Südosteuropa
1990	Wiedervereinigung Deutschlands
ab 1991	Die Rückkehr von Kriegshandlungen nach Mitteleuropa. Bürgerkriege in der Folge des Zerfalls Jugoslawiens
1999	Tschechien, Polen, Ungarn treten der NATO bei
2002	Der Euro löst die DM als Bargeld ab

Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern zeigt nur Ereignisse, die dem Verfasser spontan eingefallen sind. Es sind trotzdem bemerkenswerte Einschnitte mit im Einzelfall starken Auswirkungen auch auf demografische Prozesse.

Mit dieser Aufstellung soll einem häufigen Missverständnis vorbeugt werden. Modellrechnungen werden – zumindest vom Pestel Institut – nicht durchgeführt, um die Zukunft vorherzusagen. Ziel ist vielmehr die Schaffung von Transparenz. Wie entwickelt sich die Einwohnerzahl im Gebiet Emsland/Grafschaft Bentheim, wenn die Geburtenhäufigkeit auf dem gegenwärtigen Niveau bleibt, die Lebenserwartung weiter leicht zunimmt und die Wanderungsgewinne im Durchschnitt bei 1 000 Personen pro Jahr liegen? Auf diese Fragestellung könnte mit einer Modellrechnung Antwort gegeben werden. Modellrechnungen werden also durchgeführt, um einen Handlungsbedarf aufzuzeigen. Das Ziel einer Modellrechnung kann darin liegen, durch politische Entscheidungen das Eintreten von bestimmten Modellrechnungsergebnissen bewusst zu vermeiden.

Die bisherige Entwicklung im Gebiet der Emsländischen Landschaft

Die Einwohnerzahl in diesem Gebiet kennt bisher nur eine Richtung: die des stetigen Anwachsens. Insgesamt ist die Einwohnerzahl von unter 100 000 Personen Anfang des 19. Jahrhunderts auf inzwischen fast 450 000 Einwohner angestiegen.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Regionen hatte die Region Emsland/Grafschaft Bentheim auch im Jahr 2007 noch einen Geburtenüberschuss zu verzeichnen. Die Einwohnersteigerung von gut 20 % (rund 75 800 Personen) seit der Volkszählung 1987 basierte zu gut einem Drittel auf dem positiven Saldo zwischen Geburten und Sterbefäl-

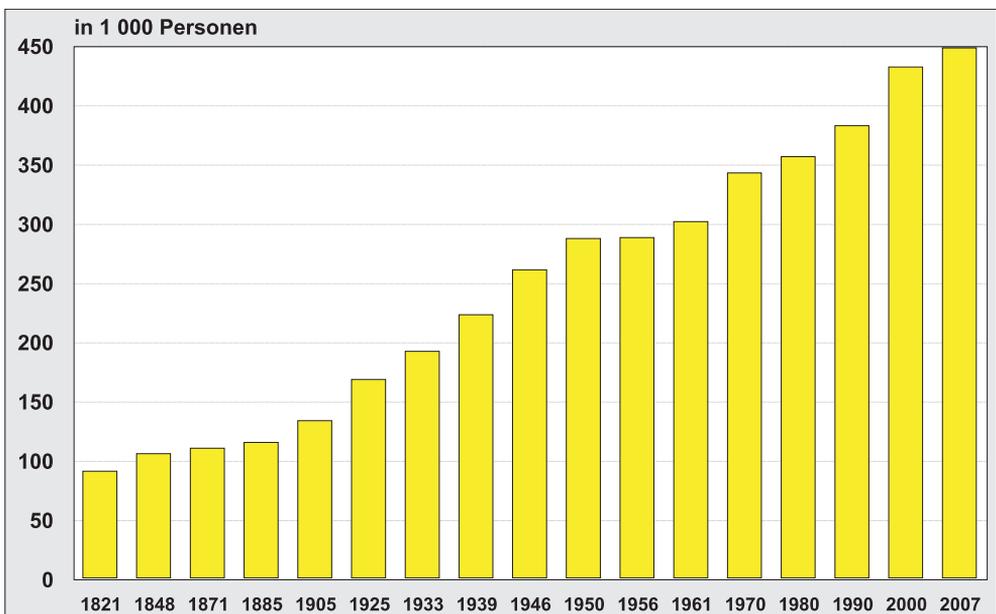
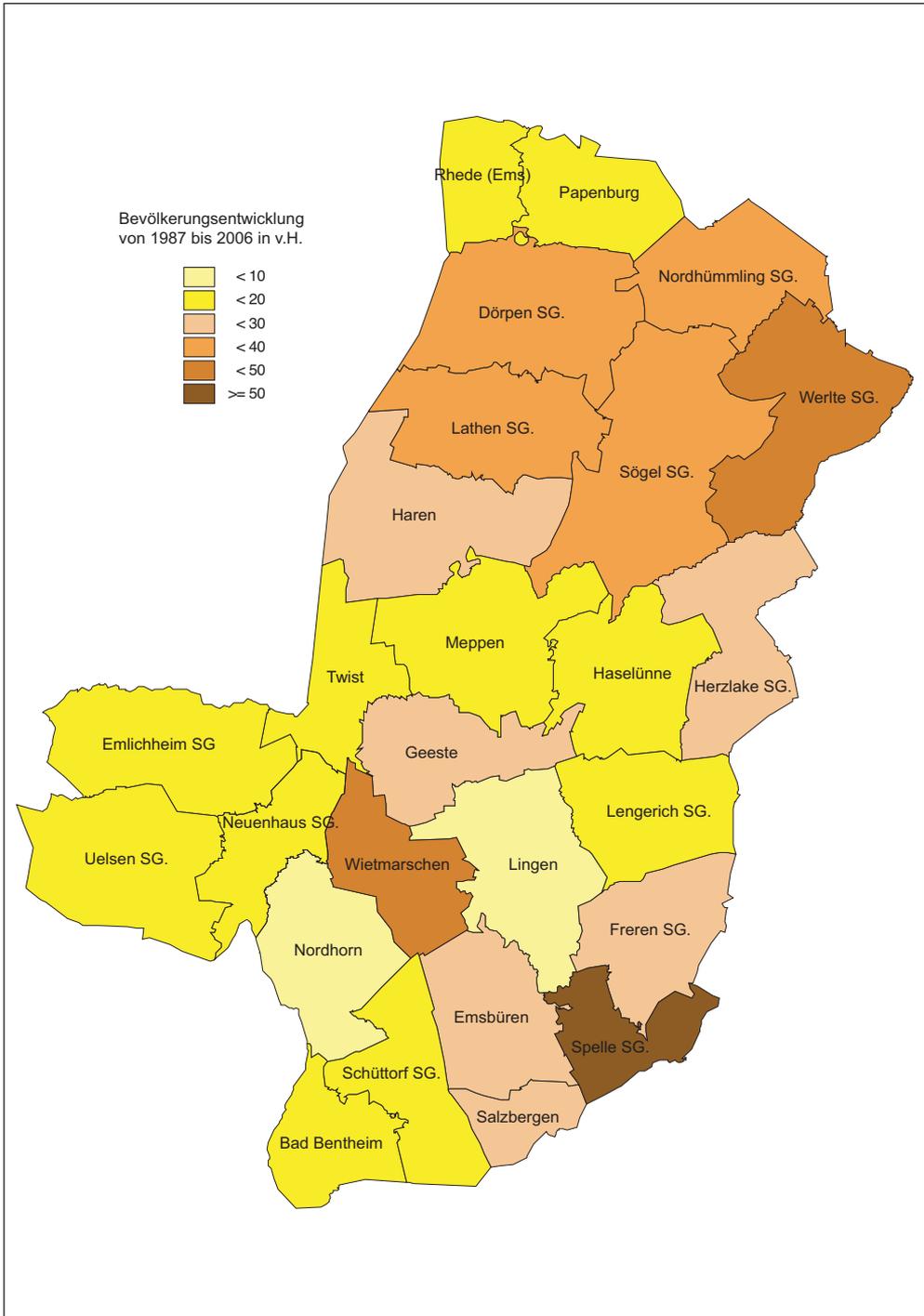
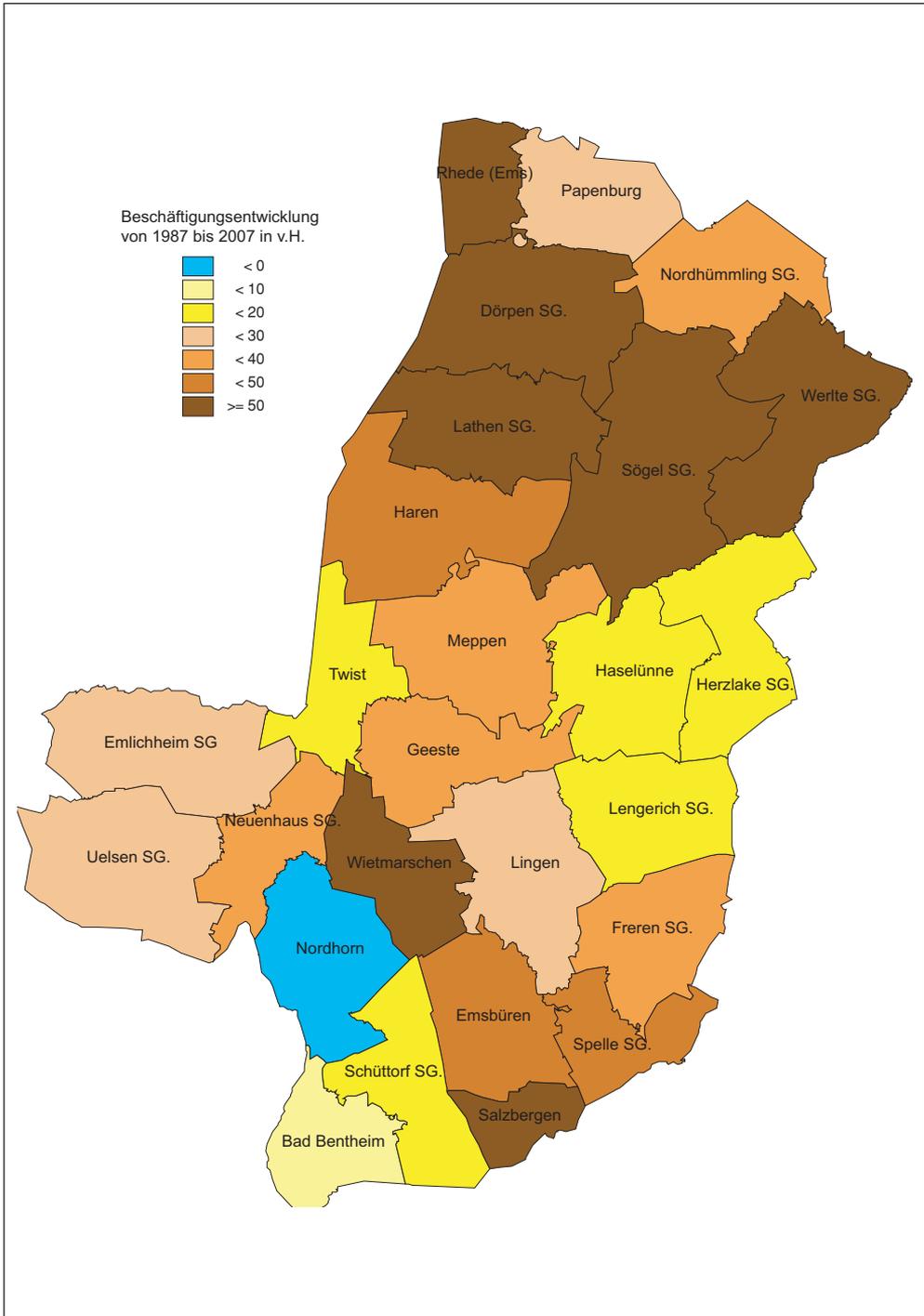


Abb. 6: Entwicklung der Einwohnerzahl im Gebiet der Emsländischen Landschaft seit 1821



Karte 1: Entwicklung der Bevölkerung im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim von 1987 bis 2006



Karte 2: Entwicklung der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten (am Arbeitsort) im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim von 1987 bis 2007

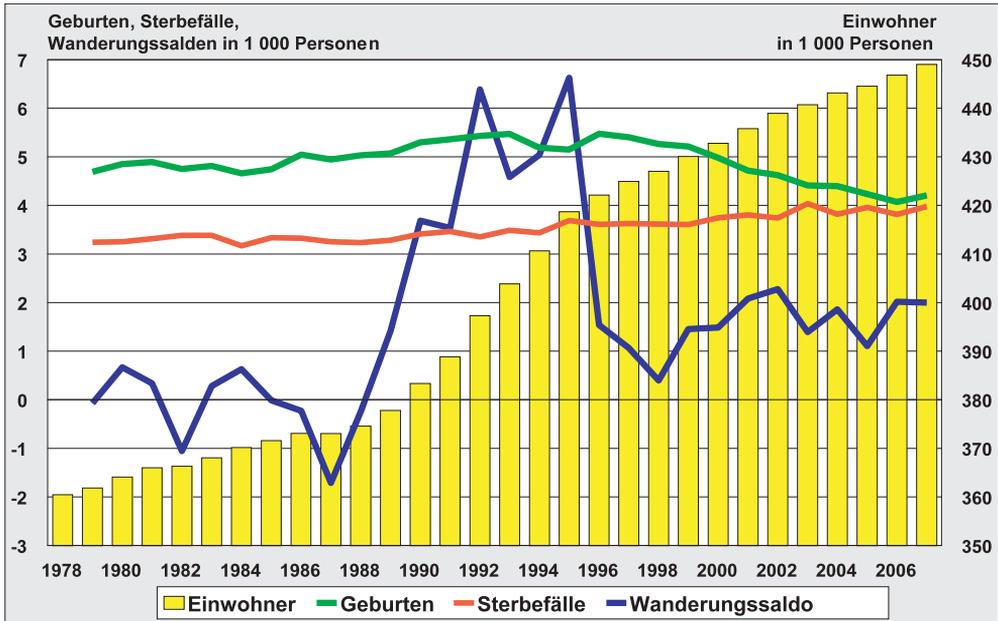


Abb. 7: Bevölkerungsentwicklung im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim von 1978 bis 2007

len. Die Geburtenhäufigkeit liegt mit durchschnittlich etwas mehr als 1,6 Kindern je Frau zwar deutlich über dem Bundesdurchschnitt, ist aber doch zu niedrig, um dauerhaft Sterbeüberschüsse zu vermeiden.

Die Voraussetzung für die überdurchschnittliche Bevölkerungsentwicklung wurde mit der ebenfalls sehr positiven Arbeitsplatzentwicklung geschaffen. Ein Drittel zusätzliche Arbeitsplätze wurden seit 1987 eingerichtet. Der Auspendlerüberschuss ist seit 1994 von 7 000 Beschäftigten auf nur noch 2 500 Beschäftigte im Jahr 2007 gesunken. Über 80 % der im Raum Emsland/Grafschaft Bentheim wohnenden Beschäftigten arbeiten auch innerhalb dieses Gebietes. Es handelt sich damit um einen weitgehend abgeschlossenen Arbeitsmarkt, bei dem Zuwanderung oder Abwanderung vom Arbeitsplatzangebot im eigenen Gebiet abhängt.

Welche überregionalen Entwicklungen müssen berücksichtigt werden?

In Deutschland wurde seit der Nachkriegszeit das Wohnen auf dem Lande subventioniert. Es gab über die Pendlerpauschale eine Unterstützung der Berufs- und Auspendler, und die Förderung von Neubau und Erwerb von Einfamilienhäusern hat-

te natürlich an Orten mit niedrigen Baulandpreisen die höchste Wirkung. Weiterhin ist in der Vergangenheit die individuelle Mobilität ständig gewachsen. In der Folge erfolgte eine zunehmende Trennung von Wohn- und Arbeitsorten.

Der Wirtschaftszweig mit der stärksten Produktivitätssteigerung der gesamten Nachkriegszeit war die Landwirtschaft. Bei wachsender Produktion wurde die Zahl der Arbeitsplätze durch die fortschreitende Mechanisierung und den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln extrem abgebaut. Viele Dörfer sind inzwischen auf die Funktion „Wohnen“ reduziert.

Inzwischen wurden die Subventionen für das Wohnen auf dem Land weitgehend abgebaut und die Kosten der Mobilität haben sich gerade in jüngster Zeit drastisch erhöht. Erste Auswirkungen im ländlichen Raum sind bereits erkennbar. So sind bei zu großer Entfernung von den Arbeitsplätzen „sterbende“ Dörfer zu beobachten. Das Sterben beginnt in den Ortskernen. Dort befindet sich häufig ältere Bausubstanz, die zum einen auf das Wohnen mehrerer Generationen und zusätzlichem Personals ausgelegt ist und über entsprechend große Wohnflächen verfügt. Durch diverse Um- und Anbauten sind diese Wohnbauten insbesondere in der energetischen Sanierungsfähigkeit stark eingeschränkt. Leer stehende Gebäude im Kern senken die Attraktivität der Orte weiter ab und setzen eine Spirale des Niedergangs in Gang. Insgesamt hat sich Deutschland wieder in die lange Liste der Staaten mit Landflucht eingereiht.

Die Gewinner der nächsten zehn bis zwanzig Jahre werden vor allem Regionen mit einem hohen Arbeitsplatzangebot sein, außerdem die Städte mit Hochschulen vor Ort, an denen ein erheblicher Teil der relativ starken Jahrgänge der in den 1990er Jahren Geborenen studieren wird. Diese starken Jahrgänge sind als Echoeffekt auf den „Geburtenberg“ der 1960er Jahre entstanden.

Wie könnte es im Landkreis Emsland und in der Grafschaft Bentheim weitergehen?

Die beiden zentralen Entwicklungen der Vergangenheit wurden mit der Bevölkerungs- und der Arbeitsplatzentwicklung beschrieben. Da die positiven Wirkungen des Lückenschlusses der A 31 wohl noch nicht vollständig ausgeschöpft sind, die Wirtschaft von mittelständischen Unternehmen dominiert wird und in der Vergangenheit kaum eine Region kurzfristig eine einmal eingeschlagene Entwicklungsrichtung geändert hat, stehen die Zeichen für eine weitere Zunahme des Arbeitsplatzangebotes und damit auch für Zuwanderungen in den emsländischen und den Grafschafter Raum durchaus günstig.

Wie mit einer Modellrechnung – wohlgermerkt Modellrechnung, nicht Prognose – gezeigt werden kann, wird sich bei konstanter Geburtenhäufigkeit und steigender Lebenserwartung auch in der Region Emsland/Grafschaft Bentheim in wenigen Jahren ein Sterbeüberschuss einstellen.

Wesentlich wichtiger als die Frage „Wie geht es weiter?“, sollte aber auch in dieser Region die Frage „Wie soll es weitergehen?“ sein. Auch wenn der gefürchtete demografische Wandel hier in den nächsten Jahren bei weitem nicht die Folgen haben wird, wie vielfach befürchtet, so müssen sich auch die Kommunen der Kreise Emsland und Grafschaft Bentheim positionieren und eigene Ziele setzen.

Die Städte und Gemeinden werden herausarbeiten müssen, welche Qualitäten gehalten oder sogar ausgebaut werden sollen. Ebenso sollten sie sich auch Gedanken über verzichtbare Leistungen oder Einrichtungen machen, denn Kommunalpolitik ist letztlich auch die Kunst, mit begrenzten Mitteln die Lebensqualität aller Bürger zu optimieren.

*

Anhang: Drei Szenarien einer künftigen Entwicklung!

- a) konstante Geburtenhäufigkeit, zunehmende Lebenserwartung und ein ausgeglichener Wanderungssaldo ab 2008,
- b) konstante Geburtenhäufigkeit, zunehmende Lebenserwartung und ein Wanderungsgewinn von 1 500 Personen pro Jahr ab 2008,
- c) Geburtenhäufigkeit bis 2020 auf französisches Niveau ansteigend, zunehmende Lebenserwartung und ein Wanderungsgewinn von 1 000 Personen pro Jahr ab 2008.

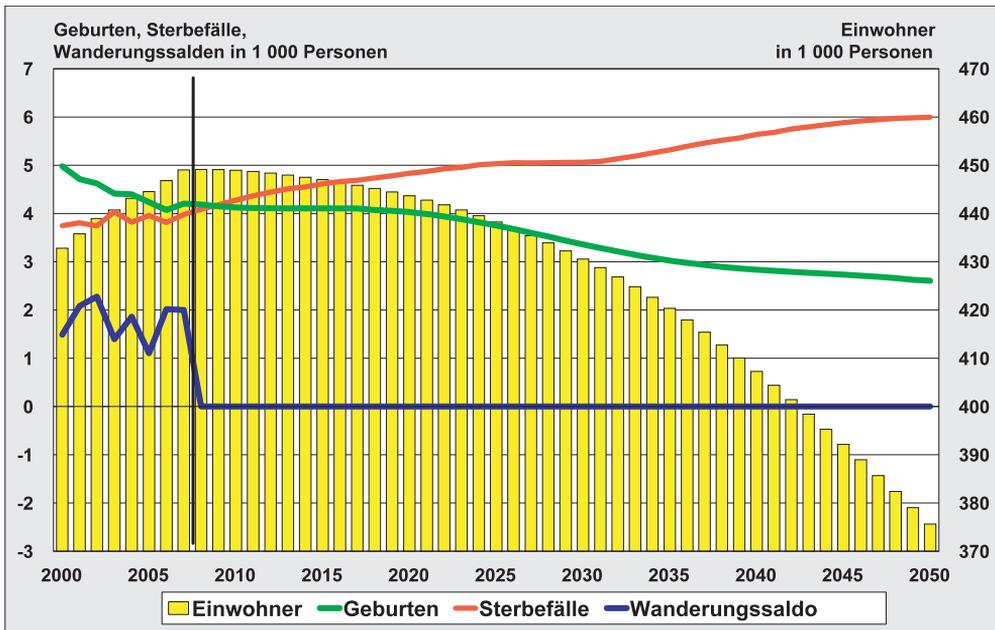


Abb. 8: Bevölkerungsentwicklung im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim von 2000 bis 2050 im Szenario a

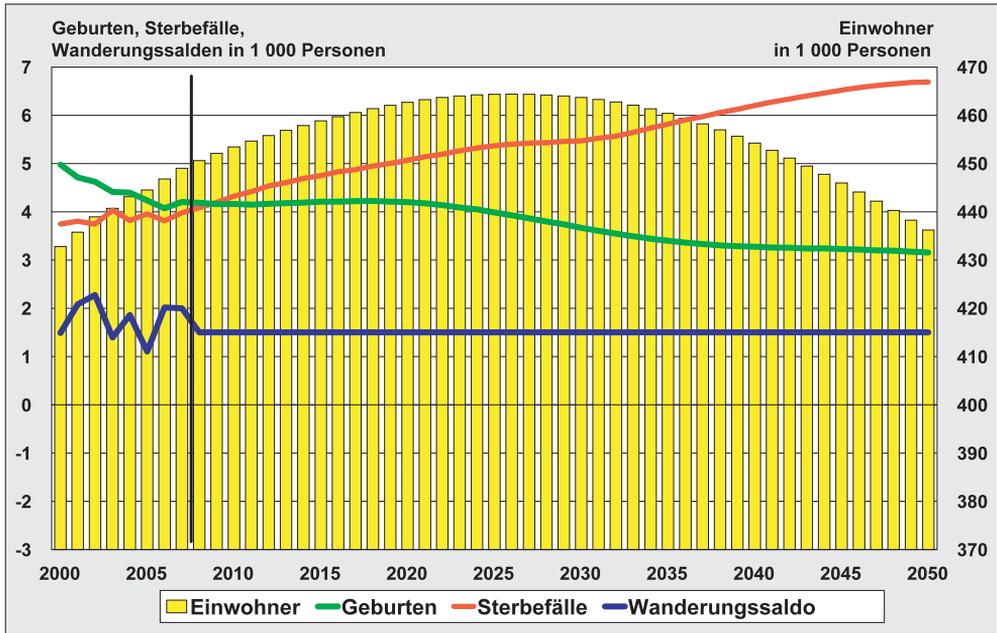


Abb. 9: Bevölkerungsentwicklung im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim von 2000 bis 2050 im Szenario b

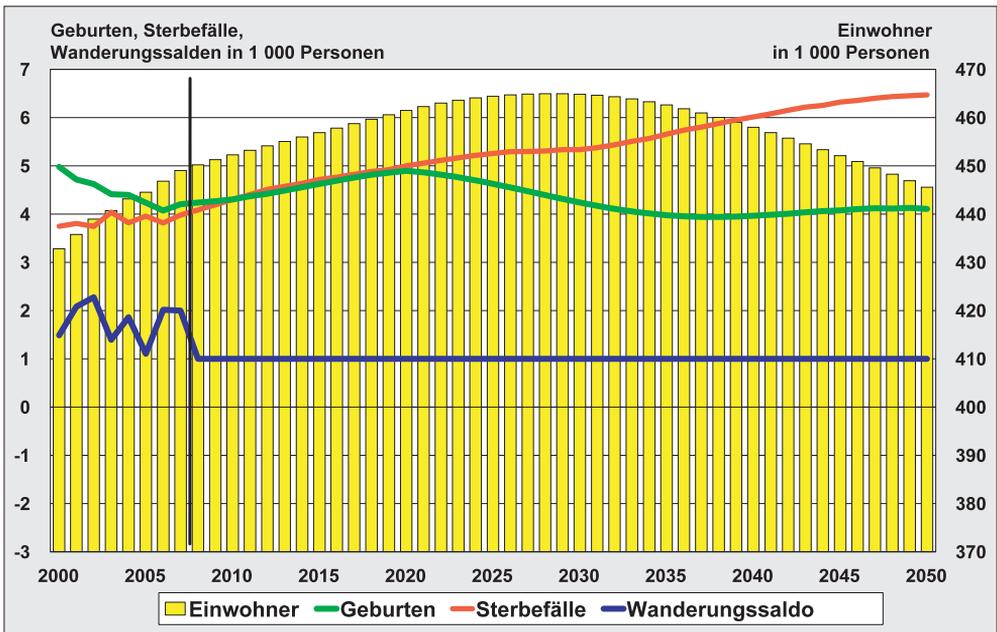


Abb. 10: Bevölkerungsentwicklung im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim von 2000 bis 2050 im Szenario c

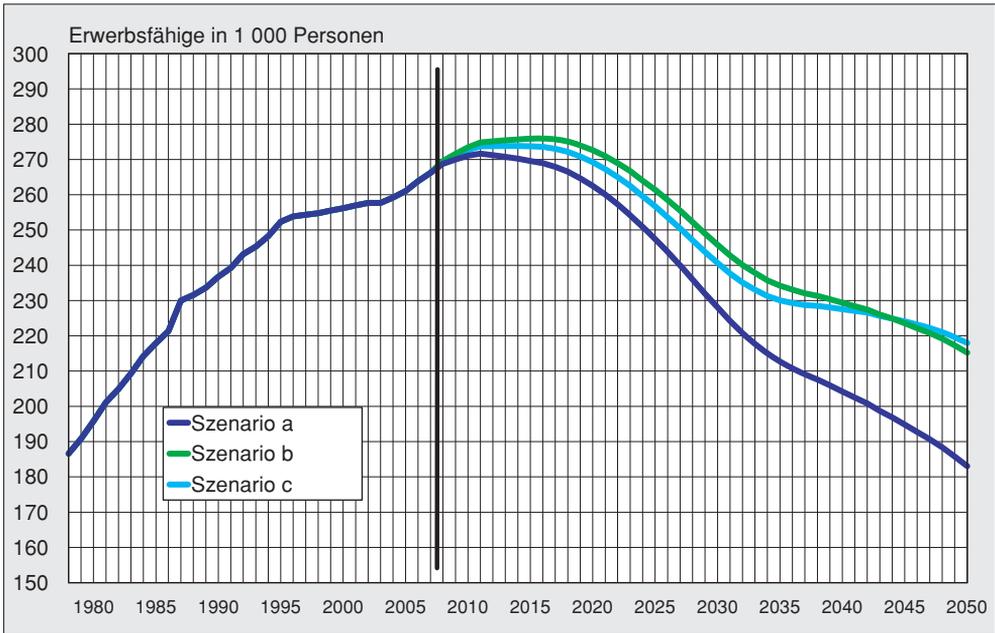


Abb. 11: Entwicklung der Erwerbsfähigen im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim bis 2050 in den drei Szenarien

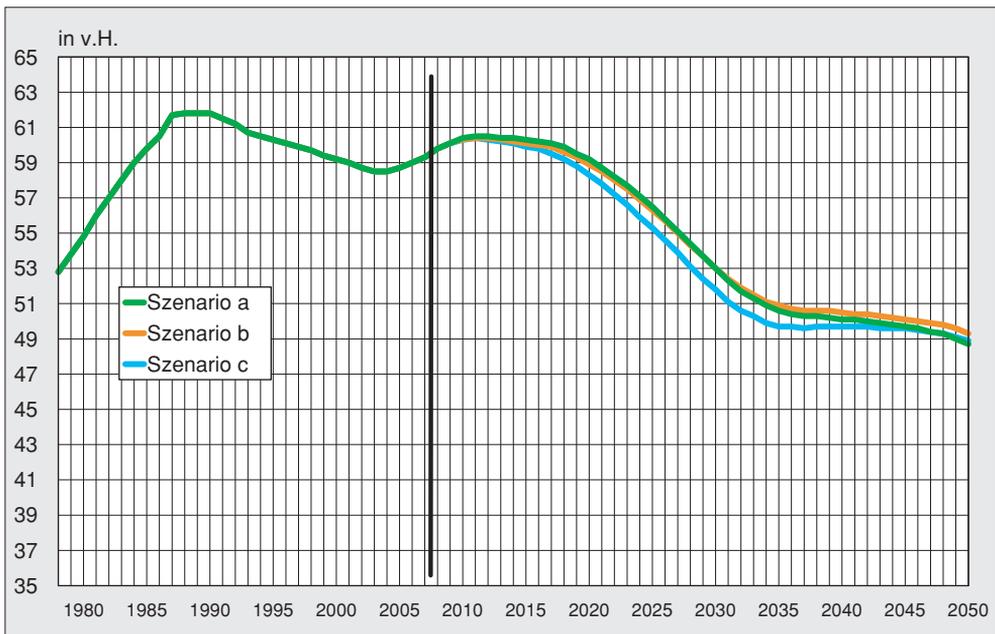


Abb. 12: Anteil der Erwerbsfähigen an der Gesamtbevölkerung im Gebiet der Landkreise Emsland und Grafschaft Bentheim bis 2050 in den drei Szenarien

Aus dem Emsland nach Bosnien – Die Geschichte einer ungewöhnlichen Auswanderung und ihre Folgen

von Rolf Westheider

Die Geschichte der Menschheit ist die des Fortgehens und Ankommens. Stets sind die Menschen auf der Suche nach neuem Lebensglück. Im 19. Jahrhundert machten sich Millionen Europäer auf den Weg in die „Neue Welt“, um sich dort, jenseits des Atlantik in Amerika, eine neue Existenz aufzubauen. Das Osnabrücker Land und das Emsland gehörten zu den Regionen mit den höchsten Auswanderungsquoten in ganz Deutschland. Es gab kaum eine Familie, aus der Angehörige sich nicht entschlossen hatten, die alte Heimat zu verlassen, um im „Goldenen Westen“ einen Neuanfang zu wagen. Auch nach 1871, als die Deutsche Einheit mit dem Sieg Preußens im Krieg gegen Frankreich erlangt war, ließ der Auswanderungsdruck nicht nach. Im Gegenteil wurde die wirtschaftliche Situation im Verlauf der sogenannten Gründerkrise vor allem für die landlosen unterbäuerlichen Schichten und für nicht erbberechtigte Bauernkinder noch schwieriger. Mehr denn je ging die Auswanderungsbereitschaft aber auch quer durch alle Bevölkerungsschichten über die Arbeiterklasse bis hinein ins Bürgertum.

Für politisch engagierte Katholiken vor allem im Emsland und im Oldenburger Münsterland kam der Umstand hinzu, sich nunmehr im preußisch-protestantisch dominierten kleindeutschen Reich nicht angemessen vertreten zu fühlen. In der Provinz Hannover und in den katholischen Gemeinden des ehemaligen Großherzogtums Oldenburg verschärfte eine gewisse welfische Nostalgie den aufziehenden Kulturkampf, waren doch 1866 lebhaftige Solidaritätsadressen an den letzten Welfenkönig Georg V. in sein österreichisches Exil gegangen und nicht etwa nach England, wohin er wegen der langen Doppelherrschaft über Großbritannien und Hannover eigentlich hätte gehen müssen. Zur herausragenden Gallionsfigur des politischen Katholizismus hatte sich der in Ostercappeln bei Osnabrück geborene Ludwig Windthorst (1812–1891)¹ aufgeschwungen. Als emsländischer Reichstagsabgeordneter der Zentrumspartei konnte er mindestens rhetorisch dem Reichsgründer und -kanzler Bismarck Paroli bieten.

Das ungewöhnliche Ziel

Wirtschaftliche Not, gepaart mit der konfessionell motivierten politischen Gesinnung des Ultramontanismus, also einer antipreußischen, gegenüber dem habsburgischen



*Die Rekonstruktion von Franz Pfanners „Klösterle“ im Garten des Klosters Mariastern
(Foto: Rolf Westheider)*

Österreich-Ungarn freundlichen Haltung, bestärkte nicht nur einige in ihrem Entschluss, das neue Deutsche Reich zu verlassen, weil es weder eine wirtschaftliche Perspektive versprach, noch ihnen eine politische Heimat bot, sondern führte zu einer signifikanten Änderung des Auswanderungsziels, das unter den bisherigen Umständen die Vereinigten Staaten von Amerika gewesen wäre. Nun jedoch folgte man dem Ruf in ein näheres, gleichwohl eher unbekannteres Land: Die Reise ging nach Bosnien. Zwischen 1881 und 1894 folgten circa 14 Emsländer und sechs Oldenburger dem Ruf in die bosnische Kolonie, die den Namen ihres politischen Vorbildes erhalten hatte, nach Windthorst, später und heute Nova Topola.² Noch größer war der Anteil der Norddeutschen an der Bevölkerung des Nachbardorfes Rudolfstal (zuvor Maglaj, nach dem Ersten Weltkrieg Aleksandrovac, während des Zweiten Weltkrieges Adolfstal, danach wieder Aleksandrovac). Im gleichen Zeitraum siedelten hier 22 Emsländer, zwölf Oldenburger und 1884 auch Johann David Torlutter mit seiner zweiten Frau Anna Maria Westerheide aus Wellingholzhäusen bei Melle.

Franz Pfanner, ein aus Vorarlberg stammender Trappisten-Mönch, hatte die Voraussetzung für die Ansiedlung der katholischen Siedler geschaffen. Der „Trommler Gottes“³, wie er aufgrund seiner Pionierleistungen genannt wurde, war ein Haudegen, der unter dem Dach des zisterziensischen Reformordens der Trappisten in kürzester Zeit durch hohen persönlichen Einsatz und mit großem Organisationsgeschick ganz erstaunliche wirtschaftliche Unternehmungen aufbaute. 1869 ließ er sich mit drei weiteren Brüdern in der Nähe von Banja Luka („Bad des hl. Lukas“) inmitten eines Zwetschgengartens in einer aus groben Brettern zusammengezimmerten windschiefen Holzhütte nieder, die im Som-

mer als Kälberstall und wintertags als Schnapsbrennerei genutzt worden war; dem „Klösterle“, wie Pfanner seine Notunterkunft liebevoll nannte. Nach einem Zisterzienserinnenkloster an der Neiße in der Lausitz nannte er das von ihm gegründete und unter widrigsten Bedingungen aufgebaute Kloster „Mariastern“. Inmitten der spätf feudalen Strukturen des osmanischen Reiches, gegen den Widerstand des Paschas von Banja Luka, ohne jegliche Infrastruktur und wirtschaftliche Einrichtungen und auch gegen den Unwillen aus den eigenen Reihen seiner Mitbrüder, denen die wirtschaftlichen Bestrebungen Pfanners zu wenig klösterlich erschienen, brachte der Klostergründer diesen Stern schon bald zum Strahlen.

Das Kloster wurde zum wirtschaftlichen Mittelpunkt der ganzen Region.⁴ Zu den landwirtschaftlichen Einrichtungen kamen unter anderem eine Sägemühle, eine Brauerei, eine Käserei und als technischer Höhepunkt ein Wasserkraftwerk, das im ganzen Land einmalig war und die erste elektrische Glühlampe in Bosnien erhellte. Geistig wie wirtschaftlich war nun der Boden bereitet für die Ansiedlung deutscher Landwirte, die für sich nach einer neuen Existenz suchten und die Entwicklung des Landes nunmehr unter österreichischer Verwaltung mitgestalten sollten.

Ein Beitrag Franz Pfanners über Bosnien in der kirchlichen Zeitschrift „Christlicher Pilger“, der als kleine Broschüre durch den Borromäus-Verein weitere Verbreitung fand und zur Auswanderung ermunterte, verfehlte seine Wirkung nicht. Schon bald kamen erste Siedler vom Niederrhein. Ihnen folgten weitere aus den traditionellen Auswandererregionen wie der Eifel, dem Ahrtal, dem Emsland, aber auch Arbeiter von Krupp aus Essen und aus Schlesien. Der Trappistenprior Pfanner beriet die Neankömmlinge in der ersten Kolonie Windthorst, der später mit Rudolfstal eine zweite folgte. Zur Namens-



Trappisten bauten Bosniens erstes Wasserkraftwerk in Banja Luka

(Quelle: Nikolaus Friedwagner, Mariastern)



*Zeitweise mehr als 200 Brüder lebten und arbeiteten in Mariastern, wo unentwegt gebaut wurde
(Quelle: Nikolaus Friedwagner, Mariastern)*

gebung kam es nach dem Besuch des österreichischen Kronprinzen Rudolf im Jahre 1888. (Erinnerlich blieb der unglückliche Thronfolger wegen seines mysteriösen Endes in Mayerling bei Wien im Jahr darauf.) Pfanner unternahm mit den neuen Siedlern ausgiebige Erkundungsfahrten für passende Ansiedlungsplätze, vermittelte beim Landankauf mit den türkischen Großgrundbesitzern und stand den Einwanderern als Dolmetscher zur Verfügung, denn außer ihm gab es niemanden, der der Landessprache mächtig war. Auch das Kloster wuchs weiter. Eine Spinnerei und eine Tuchwalkerei kamen hinzu und mit einem Arbeiterasyl und einem Waisenhaus, das während seines Bestehens 4 000 Kinder betreut haben soll, wurde es schließlich auch zur bedeutendsten sozialen und karitativen Einrichtung im Vrbastal. Bevor Pfanner sich einer erneuten Klostergründung in Südafrika zuwandte, holte er noch die durch den Kulturkampf vertriebenen „Schwestern vom kostbaren Blute“ aus dem badischen Gurtweil ins Land, die sich fortan der Schulbildung annahmen. Noch heute leben und arbeiten vier von ihnen in Nova Topola, dem damaligen Windthorst. Auswanderer aus anderen Nationen fühlten sich ebenso angezogen, vor allem aus Polen, der Ukraine und Italien, aber auch solche Deutsche, die zuvor bereits in Russland, Galizien oder Ungarn vorübergehend eine neue Heimat gefunden hatten.

Vor allem nach 1876 herrschte wie schon eine Generation zuvor auch im Nordwesten Deutschlands eine Stimmung, die nicht allein mit der wirtschaftlichen Misere zahlreicher Menschen zu erklären war. Es grassierte, so hieß es, „ein Fieber; wogegen alle Pulver und Mixturen der Apotheke nichts helfen, nämlich das Auswanderungsfieber“. Pfanners Bericht lenkte nun die Aufmerksamkeit der „Infizierten“ auf den Balkan. Bei Vielen stand der Entschluss rasch fest: Wir gehen nach Bosnien! „Wir werden mit dem größten Vergnügen Land und Leute hier verlassen, um unseren Kindern eine neue Heimat zu eröffnen, wenn auch die ersten Nüsse hart sind“, schrieb der Kolonist Purk aus Lönningen seinem Schwager am 9. April 1882. Lehrer Gröninger aus Vinnen riet seinem Kollegen Bojert in Tenstedt am 17. Februar 1885, es ihm gleich zu tun: „Ich werde ohne Bedenken mit der Familie hinreisen, indem ich der Überzeugung bin, dass den Kindern dort eine bessere Existenz geboten wird. Hier täte es mir um die guten Kinder leid. Ich rate Dir, auch nach dem gelobten Lande zu ziehen. Du hast hier nichts mehr zu verlieren, gewinnst aber da die frohe Aussicht, Deine Kinder bei der wirklich hohen Ergiebigkeit des Bodens und bei den sich immer mehr ordnenden Zuständen gut situiert zu sehen, was Dir hier in dem Maße nicht vergönnt sein wird.“

Das kurze Glück

Ob sich die Erwartungen erfüllen sollten? Die Berichte der ersten Siedler zeugen von großem Erstaunen über die Menschen und ihre Lebensverhältnisse: „Die eigentümlich gekleideten gebräunten Menschen, die aus Lehm gebauten, mit Schindeln gedeckten Häuser machten einen sonderbaren Eindruck auf uns.“ Ähnlich wie die Indianer in den USA wurden die einheimischen Bosniaken als „Wilde“ wahrgenommen: „Die Männer waren betrunken und in ihren langen Haaren und nackten Brüsten gebärdeten sie sich wie Wilde, umso mehr, als sie einen Spektakel und ein Gejohle machten, dass einem bange werden konnte.“ Die Grundstücksverhandlungen zogen sich lange hin. Unklar war, wo die „Kmeten“ als bisherige Nutzungsansprüche stellende Pächter bleiben sollten. Dem Kolonisten Gerhard Böckmann verweigerten sie das Betreten des von ihm erworbenen Ackers. Bauarbeiten wurden behindert, einige der errichteten Hütten von den Kmeten wieder eingerissen. Manche Siedler richteten sich notdürftig in einem Stall ein. „Dabei fanden wir unter dem Mist und dem Gerümpel Pferdeschädel und -knochen, ein weiteres Bild türkischer Misswirtschaft.“ Wölfe und halbwilde Pferde leisteten weitere Beiträge, um den Neuansiedlern die erste Zeit schwer zu machen.

Nur mit Humor und Abenteuerlust ließen sich die Wohnverhältnisse ertragen. Die Hütte von Johann Gallemann „war meterhoch mit Erde aufgeworfen, der übrige Teil der Wände mit Reisern geflochten, das Ganze mit Schilf gedeckt, so stand der Bau in seiner ganzen Pracht da. Es war nun recht interessant ... bei Regenwetter den Zauber zu be-

obachten. Während die Frau beim Herde Pfannkuchen backte, das in die Pfanne fallende Wasser zischte, die Ziege in der Ecke meckerte, stand der Mann neben dem Herde, hielt den aufgespannten Regenschirm über die Pfanne und sang mit lauter Stimme: „Wie schön ist's doch auf Gottes Erde!“

Nach und nach ging es wirtschaftlich voran. Weizen konnte ausgeführt und später in neu erbauten Mühlen verarbeitet werden. Das Handwerk entwickelte sich, politische und rechtliche Strukturen wuchsen, es kamen Schulen, Kirchen und Ärzte hinzu. 1904, 25 Jahre nach der Ankunft der ersten Siedler, zeugten 200 Bauernhöfe in ihren verschiedenen Stilrichtungen von der Herkunft ihrer deutschen Bewohner. Das Verhältnis insbesondere zu den serbischen und bosnischen Nachbarn jedoch blieb gespannt. Im Pulverfass Europas zu leben, bedeutete, die wirtschaftlichen Erfolge nicht lange genießen zu können. Umso erstaunlicher, dass während des Ersten Weltkrieges von überwiegend guter Nachbarschaft zwischen Deutschen und Serben in Windthorst und Rudolfstal berichtet wird, war doch in der bosnischen Hauptstadt Sarajevo mit dem Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts ausgelöst worden. Die Habsburger Monarchie, die politische Heimat und mit ihrer durchaus modernen Verwaltung äußeren Schutz geboten hatte, verschwand 1918 von der europäischen Landkarte und mit ihr gingen nach nur einer Generation auch viele der deutschen Siedler, von denen 1921 in Rudolfstal noch 620 (1931:562) und in Windthorst 1250 (1935) gezählt wurden.

Im neuen jugoslawischen Staat standen die Deutschen bis 1923 unter Zwangsverwaltung und genossen keine bürgerlichen Rechte. Doch das junge Jugoslawien brauchte wirtschaftliche Erfolge. Die Deutschen erzielten sie, und man ließ sie gewähren. Nach 1926 zog mit der Hühnerhaltung in Nova Topola („Neue Pappel“) und Aleksandrovac ein spürbarer Wirtschaftsaufschwung ein. Bis 1939 wurde regelmäßig der Weihnachtsmarkt in London mit mehr als 10 000 Truthähnen aus dem Vrbastal versorgt; pro Jahr konnten 150 Tonnen Eier exportiert werden. Als 1929 die Weltwirtschaftskrise Europa traf, feierten die Windthorster das 50jährige Bestehen der deutschen Siedlung in einer von Zuversicht geprägten Stimmung, jedoch mit Rücksicht auf die Einheimischen nicht durch ein großes Fest, sondern mit einem Kolonistenbuch, einer Art Chronik. Aleksandrovac's Bürgermeister Oskar Böckmann (aus Emstek) schloss sich an und nutzte die Anwesenheit der Brüder Franz und Johannes Ostendorf, Lehrer aus Langförden und Lohne, die nach mehreren Urlaubsaufenthalten bei den Verwandten auf dem Balkan für das Verfassen dieser Auswanderergeschichte geradezu prädestiniert erschienen. Bereits 1927 hatte ein Besucher positive Eindrücke gewonnen, auch „im Gasthof von Gross-Windthorst, einem echten, behäbigen deutschen Landwirtshaus, bei einem Glase Trappistenbier deutsch-bosnischer Herkunft, im Kreise der Vorstandsmänner der Windthorster landwirtschaftlichen Genossenschaft. Alle diese Leute sind aus eigener Kraft wohlhabende Großbauern geworden. Freilich, die harte Arbeit eines Menschenalters steckt darin, aber nun sind sie gemachte Leute. Sie wissen auch, was sie dem Lande wert sind, und stellen ihr Licht nicht unter den Scheffel.“



Ein deutsches Gehöft in Windthorst, um 1895

(Quelle: Banjolucka Biskupija 2006)

Das multiethnische Zusammenleben war fragil und hing ab von der innenpolitischen Großwetterlage, die sich durch chronische Instabilität und zunehmenden Terror zwischen den Volksgruppen auszeichnete. König Alexander, der 1929 mit der faktischen Errichtung einer Diktatur dem politischen Chaos ein Ende zu bereiten versuchte, wurde 1934 von der kroatischen Ustascha in Marseille ermordet. Die deutsche Kriegserklärung an Jugoslawien am 5. April 1941 hatte die sofortige Unabhängigkeitserklärung Kroatiens zur Folge. Windthorst und Rudolfstal, an der Hauptverbindungsstraße zwischen Zagreb und Banja Luka gelegen, sahen ihren unruhigsten Jahren im Partisanenkrieg und schließlich dem Ende als deutsche Kolonien entgegen. Mit der am 21. September 1944 eingeleiteten Umsiedlungsaktion in Folge des Rückzugs der Wehrmacht gab die nationalsozialistische Volkstumspolitik ein Beispiel für Bevölkerungsverschiebungen großen Ausmaßes, das als prototypisch für die späteren Vertreibungen aus den deutschen Ostgebieten gelten kann. Die „Heim-ins-Reich-Aktionen“ zum Zwecke der Umsiedlung von Deutschen aus der Bukowina, Galizien und auch der sehr kleinen deutschen Minderheit aus Bosnien ins besetzte Polen nahmen das Schicksal mehrerer Millionen Schlesier, Pommern und Ostpreußen vorweg. Ein Treck von 350 Wagen quälte sich über die Save Richtung Okucani, Osijek, weiter über Ungarn in Richtung Wien und schließlich bis Sachsen. Zahlreiche erhaltene Fluchtberichte, so von Schwester M. Raphaelis Purk (Meppen), schildern die dramatischen Umstände. Besonders eindrucksvoll ist jener der Rollstuhlfahrerin Emmi Bauch („Emmis Tagebuch“), die auch über die erste Phase der erzwungenen Reise berichtet: „Die Kolonne ging weiter bis Gradischka. Unterwegs bekamen wir feindliches Feuer. Einmal musste ich vom Wagen herunter; bei einem Haus gingen wir in Deckung. Es kamen Panzer und dann konnten wir weiter. In den umliegenden Dörfern brannten schon die Häuser. Dieser Anblick war sehr schrecklich. Die Kugeln pfften von links um unsere Köpfe. Wir beteten laut den Rosenkranz, das war unser Schutzschild. ... Wir weinten und fragten uns: Werden wir unsere Heimat noch einmal wieder sehen?“ – Mit ihr verließen

etwa eine halbe Million Deutsche das nicht mehr existierende Jugoslawien und damit einen der verheerendsten Schauplätze des Zweiten Weltkrieges, auf dem und in dessen Folge ein Drittel aller Deutschstämmigen umkamen.

Die „gekreuzigte Kirche“

Werfen wir einen Blick zurück auf die Kirche in Windthorst, die heutzutage im Zentrum der Zukunftsplanungen des Bistums von Banja Luka steht. Ihr erster Pfarrer, der Rheinländer Peter Zimmermann, war im Wilhelminischen Kaiserreich mehrfach mit den Kulturkampfgesetzen in Widerspruch geraten, verhaftet und nach Rügen verbannt worden. Er wurde schließlich aus Deutschland ausgewiesen und wanderte 1884 nach siebenjähriger Tätigkeit in Belgien nach Bosnien aus. Zimmermann „war ein leuchtender Edelstein, ein Helfer und Berater in allen Nöten des Lebens, besonders den Kranken ein großer Freund“, so lautete ein Urteil über den engagierten Seelsorger. 1889 erfolgte unter seiner Leitung der Bau der Schule in Mittel-Windthorst, 1891 wurde der Grundstein für die dortige St.-Josefs-Kirche gelegt. Als Architekt der „roten Kirche“ – wegen des roten Klinkers aus der Ziegelei von Mariastern – gilt Pater Bernhard Wegandt, ebenfalls aus dem Kloster der Pioniere. Die Einweihung der Kirche am Herz-Jesu-Fest 1893 erlebte Zimmermann nicht mehr; bereits am 23. Januar 1892 war der beliebte Geistliche, nachdem er sich offensichtlich völlig überfordert hatte, an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben. Sein Werk wurde fortgesetzt von Pfarrer Franz Maleschewitsch, der den Bau des Pfarrhauses durch die Organisation des Trappistenklosters begleitete. Damit war das bauliche Ensemble komplett. Ein zeitgenössisches Urteil mag heute auch eine gewisse Perspektive für die Zukunft bieten: „So ist hier ein Kulturzentrum geschaffen, das in ländlichen Kreisen Bosniens seinesgleichen sucht: eine wunderschöne, geräumige Pfarrkirche, eine ebenso schöne Schule mit Schwesternwohnung rechts daneben, und links von der Kirche erhebt sich die ebenfalls sehr geräumige Pfarrwohnung. Auf das Ganze darf die Kolonie stolz sein.“

Windthorsts nächster Pfarrer Hermann Düttmann hatte 1876 in Vinnen das Licht der Welt erblickt, seine Eltern Johann und Margaretha stammten aus Esterwegen. Die Familie wanderte 1881 in Rudolfstal ein. Hermann studierte auf dem Jesuitengymnasium in Travnik und wurde 1901 zum Priester geweiht. Zunächst Kaplan, wurde er am 16. September 1901 zum Pfarrer von Windthorst ernannt. Düttmann wird beschrieben als ein Mann der Integration: „Bukowiner, Galizier, Ungar-Schwaben, Polen, Tschechen, Magyaren und andere Katholiken haben sich hier in diesen bosnischen Dörfern zwischen den einheimischen Pravoslaven im Laufe der Jahre angesiedelt, und sie alle fanden in Düttmann ihren Vater und Berater. Es war ein Vergnügen zu sehen, wie dieser Herr mit jung und alt, mit Deutschen und Einheimischen, gleich gut fertig wurde.“ 35 Jahre versah er

seinen Dienst in Windthorst, wo er Weihnachten 1935 starb. Düttmanns Nachfolger wurde der am 18. April 1879 in Vinnen geborene Gerhard Purk. Sein Lebenskreis schloss sich nach der Vertreibung aus Bosnien in seiner alten Heimat: Er starb am 1. Juli 1953 in Löningen-Angelbeck.

Die Josefskirche in Nova Topola trug Spuren des Zweiten Weltkrieges bis in die Zeit der erneuten Bedrohung. 1944 wurde sie von Partisanen beschossen. Die Turmspitze ging ganz verloren, der Turm wurde danach nur provisorisch abgedeckt. Das schwere Erdbeben vom 26./27. Oktober 1969 überstand die Kirche mit erheblichen Rissen im Gewölbe, das seit 1970 mit Zugankern zusammengehalten wird. Seit 1988 erfolgte die Rekonstruktion der Turmspitze, die jedoch nicht vollendet werden konnte, da die Kirche, gleichsam als tragische Fortsetzung der Geschichte nach 50 Jahren, am 8. Oktober 1991 beim Durchmarsch der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee Richtung Zagreb erneut angegriffen wurde. Mit dem „serbischen Bandenkrieg“, wie die systematische Zerstörung der katholischen Kirchen und die Vertreibung der kroatischen und muslimischen Bevölkerung in Bosnien von katholischer Seite bezeichnet wird, kehrten zwischen 1991 und 1999 Angst und Schrecken, Leid und Drangsal, Verfolgung und Tod zurück. Traurige Höhepunkte der jahrelangen Angriffe und Plünderungen waren die Verschleppung des Pfarrers Ratko Grgic sowie die Misshandlungen der Schwestern „vom kostbaren Blut“ in Nova Topola am



*Die Josefskirche in Nova Topola mit den Spuren des Partisanenangriffs aus dem Jahr 1944; Zustand vor 1988
(Quelle: Banjolucka Biskupija 2006)*

16. Juni 1992 und die Brandstiftung des Pfarrhauses am 25. Juli 1993. Wie viele seiner Amtsbrüder wurde der Pfarrer ermordet, das Pfarrhaus steht noch heute als Ruine. Während Bischof Dr. Franjo Komarica in Banja Luka unter Hausarrest gestellt wurde, kam es in seiner Diözese neben der Ermordung der Geistlichen und der Vertreibung der katholischen Bevölkerung zur Zerstörung oder Schändung von 87 Kirchen, 15 Gemeindehäusern und zwei Klöstern. Umfangreiche Veröffentlichungen dokumentieren Komaricas an die Weltöffentlichkeit gerichtete Hilferufe einer „gekreuzigten Kirche“.⁵ Lebten 1991 noch annähernd 60 000 Katholiken im Bistum Banja Luka, so waren es 2005 nur noch 7 000, in Nova Topola sank die Zahl von 300 auf 77.

Das Zukunftsprojekt

Sind ansonsten nur noch wenige bauliche Spuren der deutschen Siedler erhalten, so gilt die Kirche in Nova Topola heute als einzigartiges und überaus erhaltenswertes Bau- und Denkmal aus dieser Zeit. Auch die von Deutschen aus Ungarn gebaute evangelische Kirche im Nachbarort Troselje ist noch gut erhalten, die Kirche in Rudolfstal nach einer Renovierung ebenso. Frühere deutsche Ansiedlungen und aufgelassene Friedhöfe sind



Das Erdbeben, der letzte Krieg und der Zahn der Zeit: Die Ursachen der Schäden im Innern der Kirche sind vielfältig (Foto: Josef Eichholz)



*Das Kloster (links), das noch im Wiederaufbau befindliche Begegnungszentrum (Mitte) und die Josefskirche in Nova Topola im Jahr 2008
(Foto: Rolf Westheider)*

nur mit besten Kenntnissen der Örtlichkeiten und Landessprache gleichsam archäologisch zu entdecken, was jüngst dem Leipziger Historiker Dr. Carl Bethke⁶ eindrucksvoll gelang. Er entdeckte bei Dubrava/Königsfeld bzw. Kolona im Unterholz einen völlig zugewucherten und größtenteils zerstörten ehemaligen deutschen Friedhof. Auf der Flur von Trebovljnai/Karlsdorf (bei Vrbaska) befindet sich, so Bethke, heute eine Obstplantage. Vranovac und Prosara lägen beide sehr abgelegen und seien den Einheimischen noch gut bekannt als „svapsko naselje“ (schwäbische Ansiedlung). Prosara/Hohental sei völlig überwaldet. Carl Bethke: „Der Förster führte mich eine 3/4 Stunde durch das Gelände und erzählte alles detailliert aus Kindheitserinnerungen, wusste auch einzelne Familiennamen. Zu sehen waren aber nur noch die Keller, sehr vereinzelt auch Obstbäume und Blumen. ... Ganz gut erhalten ist auch Vranovac. Eine ganze Reihe von Gebäuden hat so eine bestimmte Fachwerkkonstruktion, die ich sonst aus Bosnien nicht kenne, und die, dem Alter der Häuser nach, noch von den Russlanddeutschen stammen müssten.“ Man ist erstaunt über die Ergebnisse einer solchen Spurensuche.

In einem solchen Umfeld kaum sichtbarer kultureller Bezüge steht also eine einschiffige, siebenjochige neogotische Hallenkirche, die in einem emsländischen Dorf ebenso denkbar wäre. 2005 erhielt sie einen neuen Dachstuhl, 2007 erfolgte die Restaurierung

der Fenster und 2008 begann die komplette Innenrenovierung. Josef Eichholz, Restaurator im Malerhandwerk aus Bad Laer, leitet das Projekt, das nach mühevollen Anfängen nun von Handwerkern aus der Region Banja Luka fortgeführt wird. So besteht die Chance, ein auf dem Balkan einmaliges kunstgeschichtliches Kleinod norddeutscher Prägung für die Zukunft zu erhalten. Die noch nicht gesicherte Finanzierung ist jedoch mit dem hohen Maß an Leidenschaft, das Unterstützer und Fachleute investieren, nicht vollständig auszugleichen, so dass auch die emsländischen Nachfahren der einstigen Auswanderer eingeladen sind, sich materiell an dem verdienstvollen Projekt zu beteiligen.

Entscheidend sind auch die Nutzungspläne. Unter anderem mit Unterstützung der Deutsch-Kroatischen Gesellschaft in Hannover plant Bischof Komarica für das Kirchenzentrum in Nova Topola ein internationales und interreligiöses geistlich-wissenschaftliches Schulungs- und Begegnungszentrum für Versöhnung, Umwelt, Kultur und Naturheilkunde. Letztgenannter Zweck bezieht sich auf die Tätigkeit der Schwestern: Ihr Kräutergarten liefert die Zutaten für Tees und Salben, die im Kloster direkt vermarktet werden. Noch ist das einstige Kulturzentrum eine große Baustelle, aber in nicht allzu ferner Zukunft soll die Josefskirche zu Gottesdiensten, Vorträgen und Meditationskursen einladen, sollen die Reisenden auf der noch im Bau befindlichen nahen Autobahn Richtung Banja Luka in ihr einen Raum der stillen Rast finden. Ob auch solche mit dem Autokennzeichen EL dabei sein werden? Ein interessantes Ziel ist das einstige Windthorst allemal. Und ein historischer Ort, an dem gewiss weitere Spuren einer weitgehend unbekanntem gemeinsamen Geschichte zu entdecken sind.

Anmerkungen

- 1 Ludwig Windthorst Stiftung (Hg.), Kleine Exzellenz – große Spuren. Ludwig Windthorst neu entdecken. Lingen 2008.
- 2 Diese und alle weiteren Angaben in: 65 Jahre Deutsche Kolonisten in Bosnien, bearb. und ergänzt von Peter Schindler. Hamburg 2007. Dem Bearbeiter gilt mein Dank für die vollständige Neu-Transkription sämtlicher überwiegend vergriffener sog. Kolonistenbücher und weiterer Quellen sowie deren Zusammenfügung zu einem geschlossenen Kompendium. Dank auch an Dr. Nicolas Rügge, Staatsarchiv Osabrück, für wertvolle Hinweise auf die bislang sehr spärliche Literatur zu diesem Thema.
- 3 Adalbert Ludwig Balling, Der Trommler Gottes. Franz Pfanner – Ordensgründer und Rebell. Freiburg/Basel/Wien 1981.
- 4 Nikolaus Friedwagner, Mariastern und seine Trappisten. Banja Luka 2005. Dem Autor sei Dank für die Führung durch das Kloster sowie für die freundliche Überlassung dieser zweisprachigen Monografie.
- 5 Kroatisches Informationszentrum, Bischofskonferenz Bosnien-Herzegowinas, Verband der Auslandskroaten Bosnien-Herzegowinas (Hrsg.), Die gekreuzigte Kirche in Bosnien-Herzegowina. Die Zerstörung von katholischen Sakralbauten in Bosnien-Herzegowina (1991–1996). Banja Luka/Mostar/Sarajevo/Zagreb 1997.
- 6 Carl Bethke habilitiert sich an der Universität Leipzig mit einer Arbeit zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Verwaltung Bosnien-Herzegowinas zwischen 1878 und 1918. Für die zahlreichen Informationen und die Begegnung in Nova Topola am 17. April 2008 sage ich herzlich Dank.

Republikanische Wehrorganisationen im Emsland – Das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“, die „Eiserne Front“ und die „Volksfront gegen Radikalismus und soziale Reaktion“

von Helmut Lensing

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg traf die Masse der deutschen Bevölkerung aufgrund der Fehlinformationen der deutschen Propaganda vollkommen unvorbereitet. Mit diesem Grundstein für die „Dolchstoßlegende“, also der massiven Schuldzuweisung für die deutsche Niederlage vornehmlich an die sozialistischen Gründer der Weimarer Republik, bekam der hasserfüllte Kampf der politischen Rechten gegen die neue Demokratie beachtlichen Auftrieb. Es sammelten sich rasch rechts, dazu auch links die Feinde der Republik. Zu den republikfeindlichen Wehrverbänden gehörten der „Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten“, vielfach auch die zumeist im Kyffhäuser-Bund zusammengeschlossenen Kriegervereine sowie selbstverständlich der paramilitärische Arm der NSDAP, die „Sturm-Abteilung“ (SA). Auf der linken Seite ist der kommunistische „Rote Frontkämpferbund“ (RFB) zu nennen.¹

Gründung und Aufbau des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“

Angesichts dieser Gefährdung von Republik und Demokratie von rechts und links entstand in Magdeburg Anfang 1924 im Umfeld des dortigen Oberpräsidenten der preußischen Provinz Sachsen, des Sozialdemokraten Otto Hörsing (1874–1937), die Idee, einen überparteilichen Kampfverband zur Verteidigung der Republik zu gründen. Gerade in Mitteldeutschland tobten die Kämpfe zwischen Gegnern und Anhängern der Demokratie und Republik besonders heftig. Hier lag dann folgerichtig die Wiege von drei großen Wehrorganisationen. Aufgerufen zur Verteidigung der Republik waren die Anhänger der „Weimarer Koalition“, also Mitglieder und Sympathisanten der SPD, der katholischen Zentrumspartei und der linksliberalen „Deutschen Demokratischen Partei“ (DDP). Alle drei waren im Kaiserreich von der politischen Macht ausgeschlossen gewesen; nun trugen sie die Republik von Weimar, die sich als Zeichen der demokratischen Tradition Deutschlands als Banner die Fahne der Revolution von 1848 gegen die Fürstenwillkür sowie des nationalen Kampfes gegen die französische Fremdherrschaft unter Napoleon gewählt hatte. Infolgedessen nannte sich diese neue republikanische Schutztruppe „Reichsbanner Schwarz-

Rot-Gold“. Die Konstituierung erfolgte am 22. Februar 1924 in Magdeburg. Mitglieder des Reichsbanners waren kampferprobte Veteranen des Ersten Weltkriegs, die nicht nur Kameradschaftspflege betreiben wollten, sondern auch ihre Fronterfahrung für die Verteidigung der Republik einsetzen sollten. Schon bestehende SPD-nahe republikanische Schutzverbände schlossen sich der neuen Organisation umgehend an. So gewann sie rasch eine bedeutende Mitgliederzahl.² Angehörige der Zentrumspartei und der DDP traten nur zögernd dem Reichsbanner bei. Die schon bei der Gründungsinitiative deutlich gewordene Übermacht der SPD schreckte viele Anhänger der beiden bürgerlichen Parteien ab, zumal sich hohe Reichsbannerführer ihrer sozialistischen Terminologie und Angriffe etwa gegen die Kirchen nicht enthalten konnten.

Das Reichsgebiet wurde in Gaue, Bezirke, Kreise und auf unterster Ebene in Ortsvereine eingeteilt, wobei – bezeichnenderweise – kurzerhand im Reich die SPD-Gebietseinteilung übernommen wurde. Laut Satzung des Reichsbanners sollten die Vorstände aus Mitgliedern aller republikanischen Parteien zusammengesetzt werden. Allerdings saßen im ersten provisorischen 14-köpfigen Bundesvorstand zwölf SPD-Männer und zwei DDP-Vertreter: 1926 waren es 13 Sozialdemokraten, vier Linksliberale und drei Zentrumsleute, während von 1928 bis 1933 schließlich sechs Zentrumsangehörige, fünf DDP-Mitglieder und 21 Sozialdemokraten dem Vorstand angehörten.³ Der Regierungsbezirk Osnabrück war dem Reichsbannergau Oldenburg-Ostfriesland-Osnabrück zugeordnet, der sich mit dem Reichstagswahlkreis Weser-Ems deckte. Die Gauzentrale befand sich – entsprechend dem Schwerpunkt der SPD-Wählerschaft – außerhalb des Regierungsbezirks Osnabrück in Wilhelmshaven-Rüstringen, einer SPD-Hochburg.⁴ Die genaue Zahl der Reichsbanner-Mitglieder ist nicht bekannt; die Eigenangabe von drei Millionen 1932 dürfte jedoch übertrieben sein. Zweifellos konnte sich die Organisation aber auf einen Massenanhang stützen, wobei das Gros der Reichsbanner Männer aus der Arbeiterschaft stammte. Frauen waren als Mitglieder aufgrund des Charakters als Kampforganisation nicht zugelassen.⁵

Die Konstituierung des Reichsbanners im Emsland: 1924 bis 1925

Die Hochburg der Sozialdemokraten im Emsland war Lingen, die Stadt mit dem höchsten Protestantenanteil in den vier katholischen Emslandkreisen, die zudem einen beachtlichen Anteil von Industriearbeitern aufwies. Damit schien in Lingen eine Reichsbanner-Gründung, für die als Basis eine starke SPD benötigt wurde, Erfolg versprechend zu sein. Daneben bestand hier zugleich eine Notwendigkeit für die Organisation, gab es in der Emsstadt doch bereits eine Ortsgruppe des Stahlhelms und des nationalistischen „Jungdeutschen Ordens“ (Jungdo), der allerdings kein Kampfverband war.⁶

Ein halbes Jahr nach der Gründung in Magdeburg waren in dem protestantisch-nationalen „Lingen'schen Wochenblatt“ sowie in den beiden Zentrumsblättern, dem kon-

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold

Ortsgruppe Lingen-Ems.

Am Mittwoch, den 24. September 1924, findet im großen Saale des Bahnhofshotel Nave eine große

Werbe-Versammlung

des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold statt.

Anfang pünktlich 8 Uhr. — Anfang pünktlich 8 Uhr.

Die Herren Dieftenthal-Osnabrück und Tempel-Leer
— werden sprechen über —

Ursache, Zweck u. Ziel des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold.

Alle Republikaner sind dazu eingeladen. Der Vorstand.

Anzeige zur Gründungsversammlung der Lingener Reichsbanner-Ortsgruppe

(Quelle: Lingener Volksbote Nr. 95 vom 23.09.1924)

servativ-agrarischen „Lingener Volksboten“ und der städtisch-arbeiterfreundlichen „Lingener Tageszeitung“, Anzeigen zu lesen, die zu einer Werbeversammlung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold im Saal Nave am 24. September 1924 einluden. Werberedner sollten der SPD-Senator Hermann Tempel (1889–1944), ein Lehrer und Journalist aus Leer⁷, sowie der Parteisekretär des Osnabrücker Landesverbandes der DDP, Ernst Dieftenthal, sein.⁸ Die „Lingener Tageszeitung“ hatte zuvor als einziges Blatt vor Ort Sympathien für das Reichsbanner gezeigt und im Juni dafür geworben, dass jeder, der nicht Monarchist oder Kommunist sei, in ihm für die Republik kämpfen könne.⁹

Im Juli 1924 war das Reichsbanner in Osnabrück ins Leben gerufen worden, wobei Dieftenthal als DDP-Vertreter im Gründungsausschuss fungierte.¹⁰ Nachdem die Bezirkshauptstadt organisatorisch erfasst worden war, gingen von dort die Gründungsinitiativen

in den Regierungsbezirk aus. So war Diefenthal bereits kurz zuvor in der benachbarten Grafschafter Textilarbeiterstadt Nordhorn für eine Reichsbannergründung aktiv gewesen und hatte ebenso dessen Konstituierung in der Obergrafschafter SPD-Hochburg Schütorf begleitet.¹¹

Während die beiden übrigen Zeitungen der Emsstadt von der Gründungsversammlung des Reichsbanners keine Notiz mehr nahmen, berichtete die „Lingener Tageszeitung“ mit großer Aufmachung. Schon in der Einleitung machte das Blatt seinen Standpunkt für jedermann sichtbar: „Es ist freudig zu begrüßen, daß auch in unserer Stadt endlich die Werbetrommel des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold geschlagen wurde, jene Werbetrommel, die alle republikanisch gesinnten Männer vereinigen soll zum Schutze der Republik.“

Die einführenden Bemerkungen offenbaren Details über die Vorgeschichte der Gründung: Der Bezirk Osnabrück des Reichsbanners hatte schon einen provisorischen Vorstand eingesetzt, der die organisatorischen Vorarbeiten leistete. Dabei konnten im Vorfeld bereits über 100 Männer als Mitglieder gewonnen werden. Leiter der Gründungsversammlung war der Mechanikermeister Ihno Meyer aus Lingen, über den nichts weiter bekannt ist. Hermann Tempel eröffnete den Abend mit der Frage, ob eine neue Organisation überhaupt notwendig sei oder ob es vielleicht nicht einfach besser wäre, abzuwarten, bis die Welle von rechts verebbe. „Als ich mir diese Fragen überlegte, da stand vor meinen geistigen Augen ein Bild, und zwar ein Bild eines jener Züge, der hinauswandert zu einem Krieger-Vereins-Jubiläum. Ich habe mir die Leute einmal genau angesehen und mußte feststellen, daß es zumeist kleine Leute waren, die Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein sind. Jene Leute, die da unter Schwarz-Weiß-Rot gegen die Republik demonstrieren, sind zumeist kleine Handwerker, Arbeiter und kleine Bauern.“ Als Gründe ihres Engagements gegen die Republik machte Tempel aus, dass sie einen vergnügten Tag haben möchten und sich darauf freuten, mit alten Kameraden aus dem Krieg zusammen zu sein. Ebenso treibe sie die wirtschaftliche Not, gepaart mit der antirepublikanischen Hetze der Presse, in die Arme der Rechten. Diese publizistischen Attacken gegen die Republik hätten bereits zum Mord an dem Minister Walter Rathenau (1867–1922) und zum „Hitler-Putsch“ geführt. Daher müssten die Anhänger der Republik mobilisiert werden zu deren Schutz. Der DDP-Funktionär Ernst Diefenthal, später Mitglied in der Redaktion des Verbandsorgans „Das Reichsbanner“¹², übernahm den Part des zweiten Redners. Wie Tempel wandte er sich scharf gegen den Stahlhelm, die Nationalsozialisten und die Monarchisten und ging gleichfalls auf den „Hitler-Putsch“ ein, den er als Keimzelle des Reichsbanners bezeichnete. „Wir wollen mit geistigen Waffen kämpfen, uns aber auch darauf einstellen, daß wir die Republik mit den Waffen in der Hand verteidigen können.“ Zuletzt wandte er sich gegen Behauptungen, das Reichsbanner sei eine Organisation der Sozialdemokraten. Der Lingener SPD-Gründer und -Senator Richard Uhle (1876–1934), ein Eisenbahner, stellte daraufhin den Antrag, auf eine Diskussion zu verzichten, was vom Laxtener Gelbgießer Rudolf Kröger¹³, einem hochrangigen christlichen Gewerkschafter, Mitglied des ka-

tholischen Arbeitervereins und Vorsitzender der Lingener Ortsgruppe der linkskatholischen Christlich-Sozialen Volksgemeinschaft (CSVG), unterstützt wurde. Zur nun beginnenden Mitgliederversammlung verließen von den über 150 Zuhörern nur acht bis zehn Personen den Saal. Die Anwesenden beschloss, den achtköpfigen provisorischen Vorstand zunächst im Amt zu belassen.¹⁴ Er bestand aus Ihno Meyer, dem Gewerkschaftssekretär August Kahle¹⁵, der zugleich Vorsitzender des sozialistischen „Deutschen Eisenbahner-Verbandes“ war, der mitgliederstärksten Gewerkschaft beim größten Arbeitgeber in Lingen und Umgebung, dem Reichsbahnausbesserungswerk, und dem Lithographen Paul Reinhardt, der bei der Kommunalwahl vom Mai 1924 für die SPD kandidiert hatte.¹⁶ Weitere Vorstandsmitglieder waren der Lingener DDP-Vorsitzende, Bau- rat Ludwig Weinmann (1880–1953)¹⁷, als Leiter des Hochbauamtes einer der örtlichen Honoratioren, der Schweißer Fritz Termühlen, führender Gewerkschafter im Hirsch-Dunkerschen „Allgemeinen Eisenbahner-Verband“, Kassierer der Lingener Ortsgruppe der CSVG und Kommunalpolitiker¹⁸, der Schlosser Anton Fölling, der im Mai 1924 auf Platz 1 des CSVG-Wahlvorschlags in das Lingener Bürgervorsteherkollegium (= Stadtrat) gewählt worden und Schriftführer in der Lingener Ortsgruppe seiner Partei war¹⁹, sowie ein gewisser Korte. Bei letzterem handelt es sich vermutlich um den Bürogehilfen Hans Korte, der 1922 Vorsitzender der Lingener Ortsgruppe des Reichsbundes für Kriegsbeschädigte, Kriegshinterbliebene und Kriegsteilnehmer war und 1925 bei der Kreistagswahl für die SPD antrat.²⁰

So zeigt sich der erste Lingener Reichsbanner-Vorstand dominiert von SPD-Leuten und Linkskatholiken, die wohl mehrheitlich beim Lingener Reichsbahnausbesserungswerk beschäftigt waren, während sich von den Lingener Zentrumsführern niemand an der Gründung beteiligte. Daneben war durch Ludwig Weinmann die DDP als Partei des protestantischen Bürgertums vertreten. Allerdings waren die Linksliberalen in Lingen eine Splitterpartei, die 1926 nur auf die geringe Anzahl von 50 Mitgliedern verweisen konnte.²¹



Reichsbanner-Gauvorstandsmitglied und SPD-Reichstagsabgeordneter Hermann Tempel (1889–1944) aus Leer

(Quelle: SPD-Geschäftsstelle Leer)

Da von den drei Zeitungen der Stadt eine rechtsgerichtet und nationalistisch war, also zu den Gegnern der neuen Organisation zu zählen war, die beiden anderen aber offizielle Parteiblätter des Zentrums waren, wirkte sich die Abstinenz der Zentrumsführer im örtlichen Reichsbanner dahingehend aus, dass er publizistisch in der Stadt wenig Beachtung erfuhr. Das nicht vollständig erhaltene SPD-Parteiblatt „Freie Presse“ aus Osnaabrück hatte erst in den ausgehenden 1920er Jahren einen eigenen Lingener Mitarbeiter und genügend Leser in der Stadt²², womit es die dadurch bedingten Informationslücken zum örtlichen Reichsbanner nur für die späteren Jahre schließt.

Nach Angaben des Lingener Adressbuchs von 1925 bestand Ende 1924 der Vorstand des Lingener Reichsbanners aus dem 1. Vorsitzenden Ihno Meyer, dem Schriftführer Schlosser Hermann Hantelmann und als Kassierer dem schon bekannten SPD-Gewerkschaftssekretär August Kahle.²³ Hantelmann bewarb sich zumindest 1929 und 1933 für die Sozialisten um kommunale Mandate.²⁴ Erstaunlicherweise war damit niemand aus dem in der Emsstadt so starken und schon seit 1920 aktiven linkskatholischen Spektrum in der örtlichen Reichsbannerspitze vertreten – trotz eines großen Engagements bei der Gründung.

Da offensichtlich auf Reichsebene wie im Emsland die Anhänger der Sozialdemokratie den Grundstock des Reichsbanners bildeten und ohne deren Engagement die Organisation kaum lebensfähig war, mussten die Aussichten für die republikanische Wehrorganisation im hannoverschen Nordwesten eher bescheiden sein, wie ein Blick auf die mageren Wahlergebnisse der SPD zeigt. Lediglich in Papenburg existierte noch eine höhere absolute Zahl von SPD-Anhängern, wobei ferner Unterstützung von Ostfriesen zu

erwarten war, die direkt an der Stadtgrenze – beispielsweise in Völlen oder Völlenerkönigsfehn – wohnen und in Papenburg arbeiteten. Aktueller Anlass für die Konstituierung in Papenburg war vermutlich eine Großveranstaltung des Stahlhelms im Januar 1925. Die kommunistische „Arbeiter-Zeitung“ aus Bremen berichtete, dass am 25. Januar der Stahlhelm



*Einladung zur Gründung des Reichsbanners in Papenburg
(Quelle: Ems-Zeitung Nr. 43 vom 21.02.1925)*

Papenburg einen „Deutschen Tag“ veranstalte, zu dem Ortsgruppen aus Ostfriesland, Lathen, Lingen, Meppen, Rheine und Münster angekündigt seien. Die SPD, gemeint war vermutlich die regionale Parteileitung, wollte dagegen das Reichsbanner mobilisieren, doch

existiere es in Papenburg gar nicht. Die Kommunisten hätten mit beiden „nichts am Hut“, da Reichsbanner und Stahlhelm „wesensverwandt“ seien.²⁵

Im Gegensatz zu Lingen, wo bei der Gründung auf die Mitwirkung eines Zentrumsmanns verzichtet worden war, wollte man in Papenburg die Anhänger der hier weitaus mehr als im stärker protestantischen

Lingen dominierenden katholischen Partei schon von Anfang an mit ins Boot holen. Die Zeitungsanzeige, die am 21. Februar 1925 zur Gründung des Reichsbanners in der ehemaligen Fehnkolonie einlud, hob daher eigens die Zentrumszugehörigkeit des Werberedners Daniel Hatzelmann hervor.²⁶ Obwohl in seiner Partei selbst einflusslos, diente Hatzelmann dem Reichsbannervorstand als Galionsfigur für die Gewinnung der katholischen Arbeiterschaft. Hatzelmann hielt sich von Mitte Februar bis Anfang März 1925 in der Region Emsland/Bentheim auf und versuchte, in Nordhorn, Lingen, Schüttorf und Bentheim Katholiken wie christliche Gewerkschafter für die Wehrorganisation zu begeistern.²⁷ Die Papenburger Zentrumspartei reagierte prompt auf diese Gründungsankündigung. Unterschrieben vom Vorstand setzte sie eine Anzeige in die „Ems-Zeitung“, in der sie sich von der Reichsbannergründung klar distanzierte, indem sie jede Beteiligung an der Veranstaltung von sich wies.²⁸ Damit war allen klar, dass sich die Papenburger Zentrumspartei nicht an der zu schaffenden Organisation beteiligen wollte.

Trotzdem berichtete die „Ems-Zeitung“, ein offizielles Zentrumsblatt, über die Gründung im Lokal Hülsmann relativ ausführlich und stellte dann die Berichterstattung über das Reichsbanner ein. Hintergrund war allem Anschein nach, dass es innerhalb des Papenburger Zentrums heftige Kontroversen gab über die Stellung zum Reichsbanner zwischen dem Arbeiterflügel und dem Windthorstbund einerseits und den Mittelstands- und Landwirtschaftsvertretern andererseits. Dabei setzte sich wohl der Parteivorstand mit seiner Ansicht letztlich durch.²⁹ Im Gegensatz zu Lingen beteiligten sich hier – wie sich bei der Konstituierung herausstellte – aber zunächst bekannte Zentrumsleute. Dem Pressebericht ist zu entnehmen, dass die Gründungsversammlung gut besucht war und vom christlichen Gewerkschaftssekretär Heinrich Reiff eröffnet und geleitet wurde. Reiff hatte noch im Mai für das Zentrum zur Papenburger Bürgervorsteherwahl kandidiert.³⁰



Die Papenburger Zentrumspartei distanziert sich von der örtlichen Reichsbannergründung (Quelle: Ems-Zeitung Nr. 47 vom 26.02.1925)

Anschließend sprachen die beiden Redner des Abends, Daniel Hatzelmann und der ostfriesische SPD-Politiker Hermann Tempel. In die abschließend herungereichte Liste trugen sich 110 Männer als Mitglieder ein. Die Wahl eines provisorischen Vorstands ergab folgendes Ergebnis³¹: Erster Vorsitzender des Papenburger Reichsbanners wurde der Zentrumsmann und christliche Gewerkschaftssekretär Heinrich Reiff. Sein Stellvertreter, der Glasmacher Lühr Blendermann († 1932), war der profilierteste Sozialdemokrat der Stadt. Er gehörte von 1924 bis Mai 1929 und von Januar 1930 bis zu seinem Tod dem Bürgervorsteherkollegium an; von Mai 1929 bis Januar 1930 war der SPD-Vorsitzende sogar Senator der Stadt, stand also zur Unterstützung des Bürgermeisters ehrenamtlich Teilen der Stadtverwaltung vor. Darüber hinaus fungierte der Leiter der sozialistischen Fabrikarbeitergewerkschaft auch als Vorsitzender des Ortsausschusses des SPD-nahen „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes“.³² Die beiden Beisitzer waren Josef von Herz und H. Haarmann. Der christliche Gewerkschafter Haarmann war Geschäftsführer des „Christlichen Konsumvereins Papenburg und Umgebung“ sowie 1922 Vorsitzender des katholischen Gesellenvereins Untenende.³³



Anzeige zu einer Mitgliederversammlung des Papenburger Reichsbanners
(Quelle: Ems-Zeitung Nr. 282 vom 04.12.1925)

Josef von Herz, bekennender Katholik und aus nicht-adeligem gutbürgerlichem Hause stammend, war durch den Ersten Weltkrieg und den Tod seines Bruders im Krieg Gegner des militärischen Gedankenguts und damit des Stahlhelms und anderer Rechtsverbände geworden. Der Linkskatholik sympathisierte mit der SPD, ohne sich ihr aber anzuschließen.³⁴ Über den Schriftführer Julius Engers ist bislang nichts bekannt, während der Kassierer Løb Strauß (ca. 1860–1932) einer der bekanntesten Männer der Stadt war: Der langjährige Lehrer der Papenburger jüdischen Volksschule gehörte als der politisch aktivste Vertreter seiner Religionsgemeinschaft im Emsland von 1910 bis 1919 dem Papenburger Bürgervorsteherkollegium an. Anschließend fungierte er von 1919 bis 1924 als ehrenamtlicher Senator. Das Mitglied zahlreicher Kommissionen war Vorsitzender des Papenburger Arbeiter- und Soldatenrats ge-

wesen, gehörte von 1919 bis 1926 dem Kreistag an und hatte sich nach dem Krieg der linksliberalen DDP angeschlossen.³⁵

Wie zu sehen ist, hatten Katholiken und Zentrumsleute im Papenburger Reichsbanner zumindest in dieser Zeit eine relativ starke Stellung. Wie vom Bundesvorstand ge-

wünscht, waren hier alle drei großen staatstragenden Parteien, also SPD, Zentrum und DDP, im Vorstand vertreten. Allerdings – die Zentrumsleute befanden sich mit ihrem Engagement im Gegensatz zur Parteispitze, was dem Rückhalt des Reichsbanners im katholischen Bevölkerungsteil enge Grenzen gesetzt haben wird. Immerhin war in Papenburg – wie bald darauf auch in Lingen – bewusst kein Sozialdemokrat zum Vorsitzenden gewählt worden, um die Chance zu wahren, auch außerhalb des sozialistischen Lagers Anklang zu finden.

Schon im Sommer 1925 zeigte sich die Papenburger Ortsgruppe selbstbewusst in der Öffentlichkeit. In einer Anzeige gab sie bekannt, dass die Reichsbannermützen nun fertiggestellt seien und abgeholt werden könnten. Die Ortsgruppe wolle am 12. Juli geschlossen am republikanischen Tag in Leer teilnehmen und von Aschendorfermoor dorthin marschieren.³⁶

Das Papenburger Reichsbanner versuchte umgehend, in Aschendorf Gesinnungsgenossen zu werben. Am 2. August 1925 veranstaltete es dort eine Werbeversammlung für Zentrumsanhänger. Jedoch war dieses Bemühen nicht von Erfolg gekrönt, zumal der Redner die utopische Forderung erhob, in Aschendorf müsse die neue Ortsgruppe 300 Mitglieder aufweisen.³⁷ Die Realitätsferne zeigt sich schon daran, dass die Papenburger Ortsgruppe im Herbst 1925 zwar beachtliche 180 Mitglieder vorweisen konnte, damit aber nur gut die Hälfte der für das kleinere Aschendorf geforderten Anhängerzahl besaß.

Das Reichsbanner im Emsland von 1926 bis 1931

In den emsländischen Dörfern kam es nicht zu Gründungen von Reichsbannergruppen. Die Ursachen dafür sind in der dörflichen Struktur und der ländlichen Mentalität zu suchen, die eher auf Harmonie und Ausgleich bedacht waren, wie eine überlieferte Episode aus dem Lingener Land nahe legt. Dort machten sich im Herbst 1925 aus den Reihen des Kriegervereins Baccum Bestrebungen bemerkbar, im Dorf nach dem Vorbild der Kreisstadt Lingen eine Ortsgruppe des Stahlhelms zu gründen. Dies traf ebenso auf einige umliegende Dörfer zu.³⁸ So spielten Mitglieder des Kriegervereins Schapen im Januar 1926 ebenfalls mit diesem Gedanken. Doch regte sich im Dorf Widerstand dagegen, wie eine Zuschrift an das Zentrumsorgan „Frerener Volksblatt“ deutlich machte. Der Einsender, der nach eigener Angabe im Auftrag mehrerer Bewohner schrieb, betonte, „daß die Mehrzahl der Schapener Bevölkerung nach wie vor eine solche Gründung strikt ablehnt, dies sollten die wenigen, welche anscheinend glauben, Schapen könne ohne Stahlhelmortgruppe nicht auskommen, wohl beherzigen. Wird doch schon verschiedenerseits geäußert, wenn wirklich eine Stahlhelmgruppe gebildet würde, auch eine Ortgruppe des Reichsbanners schwarz, rot, gold, folgen würde. Und was dann? ...Wir lehnen bei-

des ab, das eine sowohl wie das andere. Wir wünschen nichts anderes, als friedliches Zusammenleben der gesamten örtlichen Bevölkerung!“³⁹ Im Interesse einer Dorfgemeinschaft und zur Vermeidung politischer Polarisierung und Auseinandersetzungen im Ort wurde also Meinungsdruck auf die Sympathisanten der jeweiligen Wehrverbände ausgeübt, so dass schließlich weder Stahlhelm noch Reichsbanner in den Dörfern des Linger Landes in Erscheinung traten.

Aus den Anfangsjahren des Reichsbanners in Papenburg und Lingen liegen nur wenige Informationen vor: Über Mitgliederzahlen und paramilitärische Aktivitäten wird nichts berichtet⁴⁰, sondern lediglich über Kameradschaftspflege und gemeinsame Freizeitgestaltung. Vom Papenburger Reichsbanner ist nach 1925 fast nichts bekannt. Der Vorsitzende Reiff wechselte schon bald darauf von seinem Gewerkschaftsführerposten in das Arbeitsamt und sein Nachfolger als Gewerkschaftssekretär engagierte sich offensichtlich nicht in der Wehrorganisation. Das Papenburger Reichsbanner war in die ostfriesischen Reichsbannerorganisationen eingebunden, die durch und durch sozialistisch geprägt waren.⁴¹ Da aber in den ostfriesischen Nachbardörfern wie Völlen mitgliederstarke Ortsverbände entstanden⁴², dürfte das Papenburger Reichsbanner spätestens Anfang der 1930er Jahre wenig Mitglieder und erst recht kaum noch Anhänger aus dem Zentrum besessen haben, das ohnehin auf Reichsebene seit 1928 einen Rechtsruck vollzog. In einer mündlichen Befragung schilderte das Reichsbanner-Vorstandsmitglied Josef von Herz 1975:

„Ich habe mich dann politisch betätigt, aber das kam in Papenburg denkbar schlecht an. Und ich war überzeugt: Nach all dem Kladderadatsch muss man etwas Neues versuchen. Ich träumte von sozialer Gerechtigkeit, von der Überwindung der idiotisch engen Parteibindungen, von einem neuen politischen Miteinander über Parteigrenzen hinweg, von einer Verständigung in Europa. Aber ich bekam dort bald ziemliche Dämpfer ... Alles, was nicht wirklich auf der katholischen Linie des Zentrums lief, war verpönt. Und ich, als Grenzgänger, wurde bestenfalls mitleidig als junger Wilder behandelt. Mit meiner politischen Betätigung wurde das nichts und das Reichsbanner hatte in Papenburg auf Dauer auch keine Verankerung. Ich als links stehender Katholik? In Papenburg keine Chance. So ging es auch dem Reichsbanner in Papenburg.“⁴³

Von der Zentrumspresse im Ort wurde also das Reichsbanner nach 1925 völlig ignoriert, zumal nun der in Völlen wohnende und in Papenburg arbeitende SPD-Politiker und sozialistische Gewerkschaftssekretär Hero Appeldorn (1883–1955) als Vorsitzender des örtlichen Reichsbanners und später der „Eisernen Front“ fungierte.⁴⁴

In Lingen gedieh hingegen die Ortsgruppe. Das rechtsgerichtete „Lingen´sche Wochenblatt“ vermeldete mit wenigen Zeilen im Oktober 1926, dass ein Theaterabend des Reichsbanners gut besucht gewesen sei.⁴⁵ Dagegen hatte es über den Kameradschaftsabend im Januar 1926 nicht einmal eine kurze Notiz gegeben.⁴⁶ Ausführlicher war

demgegenüber der Bericht über das Winterfest 1927. Der aus dem sozialistischen Milieu stammende Arbeiter-Gesangsverein „Hoffnung“ gestaltete den Abend mit zwei Chören, zudem wirkten bekannte SPD-Anhänger und Baurat Weinmann an der Gestaltung des Abends mit.⁴⁷ In den nächsten Jahren bestimmten Notizen über derartige Festivitäten das von den Ortszeittungen vermittelte Bild der Tätigkeit des Reichsbanners.⁴⁸



Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
Ortsgruppe Lingen.
Kameradschaftsfeier
mit anschließendem Tanz
am Sonnabend, den 30. Januar, abends 8 Uhr
im großen Saale der Wilhelmshöhe.
Freunde und Gönner sind herzlichst eingeladen.

*Anzeige zu einer Kameradschaftsfeier des Lingener Reichsbanners
(Quelle: Lingen'sches Wochenblatt Nr. 11 vom 28.01.1926)*

Größtes Hindernis für eine bessere Resonanz des Reichsbanners im Emsland war die fehlende Unterstützung der Zentrumspartei. Karl Rohe konstatiert: „Der politische Katholizismus hatte auf die Gründung des neuen Verbandes zunächst mit ‚gemischten Gefühlen‘ reagiert, ohne sonderliche Begeisterung zu zeigen.“⁴⁹

Nachdem das Verhältnis zum Zentrum durch die Affäre um die niedergelegte Mitgliedschaft des Reichskanzlers Marx abgekühlt, aber nicht abgebrochen worden war, unternahm das Lingener Reichsbanner sogleich neue Anstrengungen, Anhänger dieser Partei für sich zu gewinnen. Im August 1927 marschierte es unter starker Beteiligung der Mitglieder nach Schepsdorf. Dort wurde die neue Fahne der Ortsgruppe vom Vorsitzenden Ludwig Weinmann geweiht. Weinmann ging auf die Vorgänge um den Austritt des früheren Reichskanzlers Joseph Wirth aus dem Reichsbanner ein und wandte sich gegen Versuche, dies zur Spaltung der Organisation zu benutzen. Ein Zentrumsmitglied brachte anschließend folgende, einstimmig angenommene Resolution ein: „Die der Zentrumspartei angehörenden Mitglieder des Reichsbanners der Ortsgruppe Lingen geloben trotz des Austrittes des Reichskanzlers Marx dem Reichsbanner auch fernerhin unverbrüchliche Treue.“ Die Osnabrücker SPD-Zeitung „Freie Presse“ legte in ihrem Bericht darüber hinaus Wert auf die Feststellung, dass es in der Ortsgruppe Lingen stets gelungen sei, den überparteilichen Charakter der Organisation zu wahren, und lobte das einigende Wirken des sehr aktiven Vorsitzenden⁵⁰, eines DDP-Mannes.

Quasi zu den Pflichtterminen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gehörte die Teilnahme an den jährlichen Verfassungsfeiern im August. 1927 hielt in Lingen ein SPD-Ver-

treter die Festrede. Begonnen wurde die Feier mit einem Umzug des Reichsbanners⁵¹, der einen Trommler- und Pfeiferchor für derartige Anlässe aufgebaut hatte. In der Generalversammlung vom April 1929 zog Vorsitzender Weinmann ein positives Resümee der Arbeit des vergangenen Jahres: „Neben den üblichen Versammlungen und Ausmärschen beteiligte sich die Ortsgruppe offiziell an der Verfassungsfeier und an der Gausta-fettenfahrt.“ Weiterhin hob er das gelungene Winterfest im Januar hervor und ging dann auf die politische Lage ein. Aufgrund der geringen Resonanz des Reichsbanners im Emsland hatten sich die Lingener mit den Grafschafter Ortsgruppen Schüttorf, Obergrafschaft (= Bentheim-Gildehaus), Nordhorn und Niedergrafschaft (Sitz Neuenhaus) zu einem Kreisverband zusammengeschlossen. Ein Reichsbannerkamerad berichtete daher von der gemeinsamen Kreisbildungskonferenz in Nordhorn, worüber lebhaft diskutiert wurde.

Wie erkennbar, war das Lingener Reichsbanner seit seiner Gründung mit handfesten politischen Auseinandersetzungen nicht befasst gewesen. Die Gegnerschaft zum hier betont bürgerlichen Stahlhelm und zum Jungdeutschen Orden machte eine schlagkräftige, gar militärisch geschulte Organisation nicht erforderlich. Mit den örtlichen Kommunisten führte die SPD zwar eine polemische Auseinandersetzung in der „Freien Presse“, doch deren Roter Frontkämpferbund war in Lingen viel zu schwach⁵², um sich dem mitgliederstarken Reichsbanner entgegenzustellen. Und die Nationalsozialisten waren bis zu diesem Zeitpunkt im Emsland im Gegensatz zum Bentheimer Land nicht existent. Die Vorstandswahl ergab eine Bestätigung Weinmanns. Sein Stellvertreter war der sozialistische Gewerkschaftssekretär Heinrich Melcher (* 1887). Der Gewerkschaftsfunktionär war seit mindestens 1928 Vorsitzender der Lingener SPD und Leiter des „Deutschen Eisenbahner-Verbandes“.⁵³ Wie schon 1924 war das SPD-Mitglied Hermann Hantelmann I. Schriftführer. Der 2. Schriftführer, der Werkmeister Franz Wichtrup († 1934), saß in überregionalen Gremien der Zentrumspartei und wurde im November 1929 in das Bürgervorsteherkollegium gewählt. 1933 verzichtete der Zentrumsmann für einen Parteigenossen auf den Einzug in das Bürgervorsteherkollegium. Wichtrup war Ehrenmitglied des Kolpings und Mitglied des katholischen Arbeitervereins.⁵⁴ Als technischer Führer fungierte ein Johann Leuftink, sein Stellvertreter war der Stellmacher Bernhard Niehoegen (* 1895), ein Mitglied im SPD-Vorstand.⁵⁵ Jungbannerführer wurde Fritz Niehoegen, sein Stellvertreter Heinrich Schnieders, wobei es sich wohl um den Schlosser und SPD-Anhänger Heinrich Schnieders handelte.⁵⁶ Zu den einstimmig wiedergewählten Beisitzern zählten ferner Rudolf Kröger von der linkskatholischen „Christlich-Sozialen Reichspartei“ (CSRP), der Kaufmann und Mittelstandskommunalpolitiker Fritz Hackmann (1881–1952) von der DDP⁵⁷, der Dreher und SPD-Mann August Rädiker⁵⁸, der jüdische Kaufmannssohn Max Hanauer, der Eisenbahner und SPD-Kommunalpolitiker Richard Uhle, der Werkführer Gerhard Peters⁵⁹ und der Lokalredakteur des Zentrumsblatts „Lingener Tageszeitung“, August Bönisch (* 1897)⁶⁰. Ebenfalls betätigte sich als Beisitzer der Eisenbahn-Gewerkschaftssekretär Hermann Heinze (1877–1934), der sich 1919 als SPD-Bürgervorsteher der USPD

angeschlossen hatte, später aber mit der Partei wieder zur SPD zurückkehrte und 1929 in den Kreistag gewählt wurde.⁶¹ Das letzte Mitglied des Lingener Reichsbanner-Vorstands war ein politisches Schwergewicht in der Stadt. Der Schmied Bernhard Müscher (1882–1961) gründete 1908 die Lingener Ortsgruppe der christlich orientierten „Gewerkschaft Deutscher Eisenbahner“ und wurde schnell Bezirksleiter aller christlich organisierten Staats- und Wasserbauarbeiter im Raum Lingen und Meppen. Das Zentrumsmitglied kam 1918 in den Lingener Arbeiter- und Soldatenrat und wurde 1919 in das Bürgervorsteherkollegium und in den Kreistag gewählt. Seit September 1919 war der Gewerkschafter Senator der Stadt Lingen. Müscher wurde 1930 zum Vorsitzenden des christlichen Bezirkskartells Emsland gewählt.⁶² In der Aussprache, mit der die Generalversammlung endete, wurde bemängelt, dass sich so wenig Zentrumsanhänger dem Reichsbanner angeschlossen hätten. Deshalb erging die Aufforderung an die anwesenden Reichsbannermitglieder des Zentrums, verstärkt in ihrer Partei für einen Beitritt zu werben. Geschlossen wurde die Versammlung wie üblich mit dem Reichsbannergruß „Frei Heil!“.⁶³ Als Ende 1929 die verbündeten rechten Gegner der Republik ein Volksbegehren gegen den Youngplan starteten, mit dem die deutschen Reparationslasten geregelt werden sollten, unterschrieb Baurat Weinmann in seiner Funktion als Lingener DDP- und Reichsbannervorsitzender selbstredend einen Aufruf von Honoratioren und Verbandsführern gegen diese Initiative⁶⁴, die letztlich vor allem der NSDAP großen Auftrieb verschaffte.

Der rasante Aufstieg der Nationalsozialisten stellte auch das Lingener Reichsbanner vor neue Aufgaben. Bislang erschöpfte sich die Tätigkeit des republikanischen Wehrverbandes in Aufmärschen etwa zum Verfassungstag, in der Organisation von Sportveranstaltungen zur körperlichen Ertüchtigung und der Abhaltung geselliger Abende. Mit der NSDAP wuchs jedoch auch deren Wehrverband, die SA. Sie genoss nicht ohne Grund den Ruf, eine „Schlägertruppe“ zu sein. Im Kreis Lingen hatte die NSDAP bis zum Herbst 1931 drei Ortsgruppen gegründet. In der Kreisstadt bestand die größte emsländische NSDAP-Anhängerschaft. Hier hatte die Partei 50 eingeschriebene Mitglieder unter Leitung des Studenten Erich Plesse (1908–1945?), in Emsbüren waren es 23 – damit mehr als in Meppen (20) oder Papenburg (15) – und in Salzbergen zwölf.⁶⁵ Die Lingener SA war allerdings eine noch unbedeutende Größe. Im April 1932 besaß sie nach Meldung des Bürgermeisters an den Regierungspräsidenten 26 Mitglieder; im Oktober 1932 waren es rund 30 Mann unter Leitung des katholischen Kaufmanns Heinrich Schütte (* 1892).⁶⁶ Mit dieser geringen Zahl konnte es die Lingener SA keineswegs mit dem weit mitgliederstärkeren örtlichen Reichsbanner aufnehmen. Doch erhielt sie bei Bedarf zahlenmäßig bedeutende Verstärkung. Diese kam vor allem aus der benachbarten NSDAP-Hochburg Grafschaft Bentheim, die mit dem Kreis Lingen den NSDAP-Bezirk 26 bildete. So berichtete der gemeinsame NSDAP-Kreisleiter Dr. Josef Ständer aus Gildehaus im Rückblick: „Mit größter Stoßkraft konnten wir in die Wahl des 14. September 1930 hineingehen, wo die N.S.D.A.P. mit 107 Abgeordneten in den Reichstag einzog. In diese Zeit fallen zwei

Saalschlachten, die wir in Lingen, der roten Hochburg, siegreich zu bestehen hatten.“⁶⁷

Die Reichsbannerbundesführung beschloss einige Wochen nach dem sensationellen Wahlerfolg der Nationalsozialisten vom September 1930 eine drastische Änderung der Organisation. Sie leitete den Aufbau einer Elitetruppe ein, die den Namen „Schutzformation“ (Schufo) erhielt. Diese war militärisch-hierarchisch strukturiert und trug Uniformen mit Rangabzeichen. Im Frühjahr 1932 besaß sie rund 250000 Mitglieder. Dabei nahmen die Gau- und Bundesführer des Reichsbanners zugleich auch die entsprechenden Stellen im militärischen Zweig ein. Die infolge ihres Alters, wegen Verletzungen oder aus anderen Gründen nicht kampffähigen Mitglieder gehörten zur „Stammformation“ (Stafo). Die militärisch-körperliche Ausbildung der Schufo-Mitglieder wurde nun massiv gefördert, doch insgesamt verfügte das Reichsbanner vornehmlich in den Führungskrägen über wenig militärischen Sachverstand und schuf außerdem keine militärische Zentralleitung. Die Schufo besaß überdies kaum Waffen und war daher für einen tatsächlichen Einsatz in einem Bürgerkrieg wenig gerüstet. Faktische Haupttätigkeiten der Schufo waren der Saalschutz und das Bemühen, durch Aufmärsche die Straßen nicht den republikfeindlichen Wehrverbänden zu überlassen.⁶⁸

Als erste Konsequenz der geänderten politischen Situation lud das Lingener Reichsbanner zu einer großen Versammlung mit dem SPD-Reichstagsabgeordneten Hermann Tempel ein, der Beisitzer im Gauvorstand war. Sein Vortrag trug den die Nationalsozialisten provozierenden Titel „Sollen Köpfe in den Sand rollen?“.⁶⁹ Tempel wandte sich vor zahlreichen Zuhörern massiv gegen die Nationalsozialisten und deren Methoden, aber gleichfalls gegen die Kommunisten, die mit einem Parteiführer aus dem Ruhrgebiet in der Emsstadt heftig gegen den Staat agitierten.⁷⁰

Anfang Juli 1931 richtete das Lingener Reichsbanner die jährliche Kreistagung für die Ortsgruppen der Kreise Grafschaft Bentheim und Lingen aus. Nicht erschienen waren die Schüttorfer und Gildehauser; ob aus Desinteresse, personeller Schwäche oder Geldmangel infolge der wirtschaftlichen Notlage, wurde nicht deutlich. Der Hauptredner, ein Gauvorstandsmitglied und SPD-Politiker aus Rüstringen, ließ in seiner Rede alle parteipolitischen Hemmungen fallen. Nachdem er die NSDAP angegriffen und die wachsende Gefahr von rechts durch das Bündnis der Faschisten mit der alten Militärkaste, dem Hochadel und dem wirtschaftlich gebeutelten Bürgertum in Erinnerung gerufen hatte, beschäftigte er sich mit den Ursachen des NS-Erfolgs. Seiner Ansicht nach lag die wirtschaftliche Krise als der wichtigste Nährboden für das NS-Wachstum darin begründet, dass der Sozialismus nicht die primäre Rolle in der Republik gespielt habe. Unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Misere lichteten sich selbst die Reihen der Republikaner. Eine Diktatur rücke immer näher; deshalb müsse das Reichsbanner wachsen und „den Wehrgedanken gegen die politische Reaktion“ stärken. „Dringend erforderlich aber sei es, das Reichsbanner zu einer gleichwertigen Gegenorganisation der SA-Abteilungen und des Stahlhelms auszurüsten.“ Gemeint war damit wohl, dass sich das Reichsbanner

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold

Ortsgruppe Lingen

Oeffentliche Versammlung

am Montag, den 1. Dezember 1930,
abends pünktlich 7.30 Uhr bei Nabe

Thema:

Sollen Köpfe in den Sand rollen?

Referent:

Reichstagsabgeordneter Kamerad **Behrer Tempel-Beer.**

Es soll der gemeingefährlichen, den Bestand des Staatswesens bedrohenden Agitation der Nationalsozialisten wie allerorten bereits, auch hier entgegengetreten werden. Wer gegen Chaos und Bürgerkrieg ist, der stärkt die Seite der Vernunft, besucht die Versammlung. Eintritt 10 Pfg.

Der Vorstand.

*Einladung zu einer Reichsbanner-Versammlung gegen den Nationalsozialismus in Lingen 1930
(Quelle: Lingener Kreisblatt Nr. 281 vom 30.11.1930)*

– wie etwa SA-Verbände – auch mit Waffen versorgen müsse, um gegebenenfalls die Republik bei dem Versuch einer bewaffneten Machtübernahme zu verteidigen. Der Schlusssatz der reichsbannerfreundlichen „Lingener Tageszeitung“, dessen damaliger Lokalredakteur August Bönisch immerhin Vorstandsmitglied war, zeigt indes die inzwischen auch in Lingen gewachsene Distanz der letzten verbliebenen Zentrumsleute zum Reichsbanner, das ebenso auf Reichsebene immer unverhüllter sein sozialdemokratisches Antlitz zeigte. „Merkwürdig wird der Leser aber mit uns seine eindeutige Sympathie für die Sozialdemokratie finden, die allein den Rettungsanker für die Erhaltung der deutschen Republik am Bug des Schiffes tragen soll.“⁷¹ Hier klingt im Hintergrund die Klage mit, dass anscheinend in der Gauführung immer weniger Wert auf eine Mitwirkung von Zentrums-

leuten gelegt wurde, die mit derartigen sozialistischen Reden kaum für eine Mitarbeit im Reichsbanner begeistert werden konnten.

Von den Aktivitäten der Ortsgruppe im weiteren Verlauf des Jahres 1931 drang wenig an die Öffentlichkeit. Wann genau in Lingen die Schufu gebildet wurde, ist nicht bekannt. Jedoch ist der Stellmacher Bernhard Niehoegen für den August 1932 als Schufu-Führer registriert.⁷²

Die „Eiserne Front“ 1932–1933: Der Versuch einer Mobilisierung aller sozialistischen Republikverteidiger

Ungeachtet aller Bemühungen des Reichsbanners und der ihn tragenden Kräfte gewannen NSDAP wie KPD in einer sich verstärkenden Wirtschaftskrise stetig an Bedeutung. Die politische Konfrontation endete immer häufiger mit Blutvergießen und koste-

Freie Presse

Sozialdemokratisches Organ
für den Reg-Bez Osnabrück und die umgrenzten Bezirke

Nummer 19 | Osnabrück, Sonnabend, 23. Januar 1932 | 12. Jahrgang

**Reichsbanner, Gewerkschaften und Arbeitersportler im Vormarsch
Ruf der Eisernen Front!
Gewaltiger Widerstand gegen den verbrecherischen Faschismus!**

Beamte, wehrt und schützt euch!
Gegen nationalsozialistischen Terror

Der Kampf der Eisernen Front

Die sozialdemokratische „Freie Presse“ aus Osnabrück wirbt für die gerade ins Leben gerufene Eiserne Front (Quelle: Freie Presse Nr. 19 vom 23.01.1932)

te zunehmend Todesopfer. Überdies arbeiteten die rechten Republikfeinde seit dem Zusammenschluss in der „Harzburger Front“ im Oktober 1931 enger zusammen, was an der Reichsbanner- und SPD-Basis zu Bestrebungen führte, dem etwas Vergleichbares entgegenzusetzen. Im Dezember 1931 rief dann das Reichsbanner – nur mit dem Einverständnis der SPD, der sozialistischen Gewerkschaften und anderen Organisationen des sozialistischen Milieus – ohne vorherigen Kontakt zu anderen Organisationen oder weiteren Vorbereitungen und Planungen zur Bildung einer umfassenden „Eisernen Front“ gegen den Radikalismus von rechts und links auf. Dieses ungestüme, nicht abgesprochene Vorgehen verprellte die nichtsozialistischen und bürgerlichen Parteien. Die Linksliberalen, die 1930 den Namen „Deutsche Staatspartei“ angenommen hatten, erteilten der Neugründung eine Abfuhr, erlaubten den Parteihängern jedoch die individuelle Mitgliedschaft.

Die Eiserne Front ruft!

Freitag, 24. Juli, abends 8 Uhr im Café...
 Samstag, 25. Juli, abends 8 Uhr im Saal...
 Sonntag, 26. Juli, abends 8 Uhr im Saal...
 Montag, 27. Juli, abends 8 Uhr im Saal...
 Dienstag, 28. Juli, abends 8 Uhr im Saal...
 Mittwoch, 29. Juli, abends 8 Uhr im Saal...
 Donnerstag, 30. Juli, abends 8 Uhr im Saal...
 Freitag, 31. Juli, abends 8 Uhr im Saal...
 Samstag, 1. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Sonntag, 2. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Montag, 3. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Dienstag, 4. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Mittwoch, 5. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Donnerstag, 6. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Freitag, 7. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Samstag, 8. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Sonntag, 9. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Montag, 10. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Dienstag, 11. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Mittwoch, 12. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Donnerstag, 13. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Freitag, 14. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Samstag, 15. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Sonntag, 16. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Montag, 17. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Dienstag, 18. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Mittwoch, 19. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Donnerstag, 20. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Freitag, 21. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Samstag, 22. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Sonntag, 23. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Montag, 24. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Dienstag, 25. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Mittwoch, 26. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Donnerstag, 27. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Freitag, 28. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Samstag, 29. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Sonntag, 30. August, abends 8 Uhr im Saal...
 Montag, 31. August, abends 8 Uhr im Saal...

Ankündigung von Wahlversammlungen der Eisernen Front mit SPD-Vertretern im Regierungsbezirk Osnabrück zur Reichstagswahl vom 31. Juli 1932
 (Quelle: Freie Presse Nr. 174 vom 27.07.1932)

Das übergangene Zentrum reagierte ablehnend, noch schroffer die christlichen Gewerkschaften, ebenso der „Deutsche Beamtenbund“ und die liberalen Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaften. So blieb von der ursprünglichen Konzeption des Reichsbanners wenig übrig. „Die Bewegung wurde zwangsläufig zu einer ‚roten‘ Organisation“, urteilt Karl Rohe.⁷³ Sie erfasste sozialistische Milieuorganisationen von der SPD und den freien Gewerkschaften über die Arbeitersportvereine bis hin zu Kriegsoffizierverbänden oder den Arbeitergesangsvereinen. Zwar war das Reichsbanner Kern der neuen Organisation, doch übernahmen nun SPD-Funktionäre alle entscheidenden Leitungsstellen.⁷⁴ Kampfsymbol waren drei Pfeile, die Zeichen für Partei, Gewerkschaft und Reichsbanner, was die neue Organisation unschwer als integrierten Bestandteil des sozialistischen Milieus erkennen ließ. Im alltäglichen Kampf wurden die Pfeile umgedeutet als Angriffszeichen auf die Hauptgegner: die Nationalsozialisten, Kommunisten und Monarchisten.

Nach dem bekannten Muster schritten in Lingen ebenfalls die Leitungen der sozialistischen Organisationen zur Gründung der Eisernen Front. Namentlich erwähnt werden die Vorstände des Reichsbanners, des sozialistischen „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes“ und der ihm angeschlossenen Gewerkschaften der Eisenbahner, Textilarbeiter, Bauarbeiter, Holzarbeiter, Lokomotivführer und Angestellten sowie der Reichsbund der Kriegsbeschädigten, die Freien Turner und schließlich der Arbeitergesangsverein „Hoffnung“. Hier war die SPD offiziell nicht vertreten. Allerdings bestand eine enge personelle Verflechtung innerhalb des relativ kleinen sozialistischen Lingener Milieus, so dass die SPD-Führer aufgrund ihrer Funktionen in diesen Verbänden an der Gründung beteiligt waren. Reichsbannerführer Weinmann warb für die Bildung der Eisernen Front, der sich sämtliche anwesenden Verbände anschlossen. Die Schuf des Reichsbanners übernahm provisorisch die Leitung, wobei als erstes eine Großkundgebung für die Volks- und Arbeiterrechte und gegen die NSDAP organisiert wurde.⁷⁵ Diese fand wenige Tage später mit dem Reichstagsabgeordneten Tempel statt, wobei eine Werbekundgebung in Freren vorausging.⁷⁶ Die Lingener Eiserne Front betrieb in den nachfolgenden Tagen großen Propagandaaufwand, um möglichst zahlreiche Menschen zu bewegen, sich in das ausliegende „Eiserne Buch“ einzutragen. Wie es im Aufruf der Ortsgruppe in der sozialdemokratischen „Freien Presse“ hieß, solle der Nachwelt damit überliefert werden, wer sich zu ihr bekenne. Dabei wurden die Frauen eigens zur Unterschrift aufgefordert.⁷⁷ Im Frühjahr 1932 trat die Eiserne Front in den größeren emsländischen Orten auf, um zur Reichspräsidentenwahl gegen Hitler und für Hindenburg zu agitieren und um als Saalschutz der SPD-Veranstaltungen in den häufigen Wahlkämpfen dieses Jahres zu dienen.⁷⁸ In Lingen selbst war die Ortsgruppe, die wie schon das Reichsbanner unter Führung des Linkliberalen Ludwig Weinmann stand, besonders im Sommer zum Wahlkampf zur Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 aktiv. Dazu wurden neben Versammlungen auch Umzüge mit Fahnen und Musik durch die Stadt veranstaltet, damit die Straßen nicht den rechten Kampfverbänden überlassen blieben.⁷⁹ Eine unter dem Namen der Eisernen Front als Wahl-

versammlung einberufene Kundgebung im September offenbarte für alle sichtbar, wer Unterstützung erfahren sollte, denn der Redner auf dieser Versammlung war der Ortsvorsitzende der SPD, Heinrich Melcher. Er verteidigte den Kurs der Eisernen Front, die gegen die Absetzung der Preußen-Regierung von SPD und Zentrum durch das reaktionäre „Kabinett der Barone“ des neuen Reichskanzlers Franz von Papen (1879–1969) am 20. Juli nichts unternommen hatte, und betonte daher das Risiko eines bewaffneten Widerstands.⁸⁰ Ende Oktober 1932 hielt das Reichsbanner Lingen noch eine Mitgliederversammlung ab, die sich mit den erneut bevorstehenden Wahlen beschäftigte und die Papen-Regierung massiv kritisierte.⁸¹

Über das weitere Schicksal der Eisernen Front und des Reichsbanners in Lingen 1933 schweigen die Quellen. Die erhaltene Lingener Ortspresse berichtete 1933 nicht mehr von beiden Verbänden, die sozialdemokratische „Freie Presse“ und das Zentrumsblatt „Lingener Tageszeitung“ sind für dieses Jahr nicht erhalten. Die Nationalsozialisten verboten das Reichsbanner kurz vor und nach den Märzahlen 1933 nicht generell, sondern nutzten geschickt Vorfälle aus, um es peu à peu in bestimmten Regionen per Dekret aufzulösen. Schon Ende März 1933 war der Druck auf die republikanische Wehrorganisation wie auf die Eisernen Front, in den vorherigen Wahlkämpfen von den nationalsozialistischen Gegnern angesichts der ausbleibenden massiven gewaltsamen Gegenwehr als „rostige Front“ verspottet, so groß geworden, dass sie sich in der Region kampflos selbst auflöste. Nachdem die Gauführung Oldenburg-Ostfriesland-Osnabrück den Anfang gemacht hatte, folgten die Ortsgruppen Nordhorn und Niedergrafschaft umgehend.⁸² Dem konnte sich Lingen sicherlich nicht entziehen. Doch der nachfolgende Terror des NS-Staats wandte sich in der Emsstadt dennoch gegen bisherige Leiter der Eisernen Front und des Reichsbanners. Führende Mitglieder wie der Gewerkschaftssekretär Heinrich Melcher wurden infolge der Gleichschaltung der sozialistischen Gewerkschaften am 2. Mai kurzfristig inhaftiert.⁸³ In Lingen durchsuchten bereits Ende März 1933 rund 30 SS-Männer aus Wuppertal Privathäuser und die Geschäftsstelle der sozialistischen Eisenbahnergewerkschaft. Die dabei erbeuteten schwarz-rot-goldenen Fahnen verbrannten sie abends mit großem Zeremoniell auf dem Marktplatz.⁸⁴

Für den Lingener Reichsbannervorsitzenden Ludwig Weinmann hatte sein Engagement noch ein folgenreiches Nachspiel. Das Reichsbanner besaß wegen seines Einsatzes für die von den rechten Wehrverbänden besonders mit Hass verfolgten Juden den Ruf einer „Judenschutztruppe“.⁸⁵ Daher engagierten sich in ihr etwa die Lingener Juden Max und Hugo Hanauer; in Papenburg war bekanntlich der profilierteste Jude des Emslands, Löb Strauß, Vorstandsmitglied gewesen.⁸⁶ Der Lingener Vorsitzende Weinmann war 1912 vom jüdischen Glauben zum Luthertum übergetreten. Der junge Lingener NSDAP-Kreisleiter Erich Plesse wandte sich Anfang April 1933 an den neuen Osnabrücker NS-Regierungspräsidenten, um die Entfernung von fünf Männern aus der Stadt zu verlangen, da sie einer restlosen Durchsetzung der Partei massiv im Wege ständen. Außer einer Ent-

lassung der Zentrumsführer und des Polizeichefs forderte er den Ausschluss Weinmanns aus dem Staatsdienst. Dieser sei, so begründete er sein Begehren, noch vor kurzem Führer des Reichsbanners gewesen, daher der eifrigste Verfechter des „Marxismus“ und darüber hinaus noch getaufter Jude. Weinmann selbst betonte in einer Stellungnahme, dass die Lingener Reichsbannermitglieder durchweg gemäßigte Elemente gewesen seien, nämlich Arbeiter, Freiberufler, Beamte der Strafanstalt, der Polizei und der Reichsbahn, denen vor allem daran gelegen war, Ruhe und Ordnung gegenüber den in Lingen verhältnismäßig starken Kommunisten zu verteidigen. Außerdem sei das Reichsbanner in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit nur wenig durch Aufmärsche aufgefallen. Obwohl selbst der örtliche Stahlhelmführer, ein Lingener NSDAP-Senator oder der Ortsgruppenleiter der NSDAP Lengerich für eine Weiterbeschäftigung des fachlich von seinen Vorgesetzten hochgelobten Weinmann eintraten, half dies angesichts der Vorwürfe Plesses nichts. NSDAP-Gauleiter Carl Röver stärkte seinem Lingener Kreisleiter den Rücken und befürwortete eine Entlassung Weinmanns. Diese verfügte der Regierungspräsident Mitte Juli 1933. Der langjährige Reichsbannerführer musste Lingen verlassen, kam 1938 für einige Zeit in ein KZ und wanderte schließlich nach Großbritannien aus.⁸⁷

Die „Volksfront gegen Radikalismus und soziale Reaktion“

Wegen der starken Dominanz der Sozialdemokraten und der vielerorts unverblühten Einbindung des Reichsbanners in das sozialistische Milieu bestand vor allem bei bürgerlich-agrarischen Zentrumsanhängern eine wachsende Abneigung gegen das Reichsbanner. Der Meppener „Katholische Volksbote“ publizierte etwa im April 1930 unter dem Titel „Zentrum und Reichsbanner“ einen Beitrag, der einen weiter steigenden sozialistischen Einfluss in der Wehrorganisation beklagte. Gestützt auf parteioffizielle Quellen kam das Blatt zu dem Schluss, es sei wohl das Beste, wenn diese Organisation verschwände.⁸⁸

Da die Eiserne Front nun noch eindeutiger als das Reichsbanner dem sozialistischen Lager zuzuordnen war, gingen die christlichen Gewerkschaften und die konfessionellen Arbeitervereine zur Verteidigung der Republik eigene Wege. Im Frühjahr 1932 riefen sie – laut Karl Rohe offensichtlich sogar auf Anregung der Eisernen Front, die das Unternehmen in ihrer Presse publizistisch stark förderte – eine mehrheitlich „katholische Parallelorganisation“ ins Leben, die „Volksfront gegen Radikalismus und soziale Reaktion“, kurz „Volksfront“ genannt. Sie versuchte nicht nur, nach dem Vorbild der Eisernen Front katholische Milieuorganisationen zusammenzufassen, sondern wies gleichfalls äußerlich große Ähnlichkeiten mit ihr auf: „Als Kampfsymbol wählte sie ein Abzeichen in der Form eines niederfahrenden Blitzes. Als Uniformersatz diente eine blaue Schirmmütze mit Stimband. Der Kampfruf „Frei-Volk-Frei“ zerfiel in Gruß und Antwort und wurde durch

ein straffes Emporrecken der rechten Faust plastisch untermalt.“⁸⁹

Im Emsland ging die Initiative zur Gründung der Volksfront vom Papenburger christlichen Gewerkschaftssekretär und Zentrumspolitiker Hermann Hölscher (*1893) aus. In der nordemsländischen Stadt vermochte das Reichsbanner nicht recht Fuß zu fassen. Die Volksfront als republikanische Schutzorganisation unter katholischem Anstrich konnte jedoch auf mehr Akzeptanz hoffen. Hölscher wandte sich in der Karwoche 1932 mit einem Artikel unter der Überschrift „Volksfront gegen Radikalismus und soziale Reaktion“ an die Öffentlichkeit. Dass sich die emsländische Volksfront als Ergänzung zur Eisernen Front, nicht als Konkurrenz verstand, zeigte sich schon daran, dass der Werbeartikel nur in Papenburg und Meppen erschien⁹⁰, nicht jedoch in Lingen, wo eine intakte und schlagkräftige Reichsbannergruppe bestand. In seinem Beitrag informierte Hölscher über die bereits vollzogenen Anstrengungen zur Schaffung der Volksfront in den einzelnen Stadtteilen („Enden“) der weit auseinandergezogenen Gemeinde durch die christlichen Gewerkschaften,

Der christliche Gewerkschaftssekretär und Zentrumsmann Hermann Hölscher informiert über und wirbt für die „Volksfront“

(Quelle: Katholischer Volksbote Nr. 74-75 vom 26.03.1932)

Volksfront gegen Radikalismus und soziale Reaktion.

Die ungeheure Not in Deutschland, hervorgerufen durch die gewaltige Weltwirtschaftskrise verschaffte dem Radikalismus von rechts und links einen nie gekannten Aufschwung. Wie zwei gewaltige Walzen bewegen sich beide radikalen Gruppen gegeneinander und bedrohen so die vollkommene Einheit zu zermalmern. Gewissenlos wird die Not der Mitmenschen dazu mißbraucht, diese gedrückten Massen für den Kampf aller gegen alle aufzupeitschen. Ganz offen wird soweit für den Bürgerkrieg der Boden bereitet. Gewisse Kreise von den Gedanken beseelt, große Teile des Volkes wieder wie früher politisch und wirtschaftlich zu entrechten, und dafür ihren alten unbeschränkten Machtstandpunkt wieder aufzurichten, benützen die Gelegenheit, das Feuer nach allen Richtungen zu schüren. In Erkenntnis dieser großen Gefahr für den Bestand von Volk und Staat haben sich starke Kräfte der Arbeiterschaft und auch des Bürgertums zu Abwehrformationen gesammelt. Nachdem vor einiger Zeit der Vorstand des Gesamtverbandes der christlichen Arbeiterschaft durch einen auch an dieser Stelle veröffentlichten Aufruf seine Mitglieder zur aktiven Abwehr gegen alle Zerschlagungsbestrebungen auffordert, haben sich in allen Bezirken, zuerst in Westdeutschland die konfessionellen Arbeiter- und Gesellenvereine und christliche Gewerkschaften in freiwillige Bereitschaften zu Volksfronten gegen Radikalismus und soziale Reaktion formiert. Es ist selbstverständlich, daß die christliche Arbeiterschaft des Emslandes hier nicht zurück stehen will. In Papenburg-Obenende haben vor einiger Zeit der kath. Arbeiter- und Gesellenverein und die christl. Gewerkschaften in einer gemeinsamen stark besuchten Versammlung die Schaffung einer Volksfront beschlossen. In den einzelnen Enden ist man unter zielbewußter Führung bereits zur Aufstellung der freiwilligen Bereitschaften geschritten. Die Mitglieder des Arbeiter- und Gesellenvereins sowie der christl. Gewerkschaften werden dringend ersucht, diesen Bereitschaften beizutreten. Die christl. Arbeiterschaft ist sich dessen bewußt, daß nur ein Volksstaat, worin die wahre christl. Volksgemeinschaft zur Entfaltung kommt, den Boden für eine bessere Zukunft schaffen kann. Diesen Volksstaat zu fördern und zu schützen ist die christl. Arbeiterschaft immer auf dem Posten gewesen. Sie brauchte sich niemals weder ihre soziale noch ihre nationale Einstellung verdemonstrieren lassen. So wird sie auch jetzt mit allen Mitteln für die Erhaltung von Ruhe und Ordnung in Staat und Wirtschaft sich einsetzen. Sie will in ihren Volksfronten nicht noch mehr Gegenätze und Explosivstoff schaffen, sondern in echter Kameradschaft die gutgesinnten und verantwortungsbewußten Kräfte sammeln und schulen um den zerschlagenden Bestrebungen einen wirksamen Wall entgegenzustellen.

Alle die Kreise, die heute im trüben fischen, die Notlage weiter Volkskreise dazu mißbrauchen, die Grundrechte der Arbeiter zu beseitigen und den alten Machtgedanken wieder aufzurichten wollen, werden die christliche Arbeiterschaft gerüstet finden. In die christlichen Arbeiter des Emslandes ergeht der Ruf, stärkt eure Berufsorganisationen in den christlichen Gewerkschaften. Zeigt den Arbeiterfeinden aller Schattierungen, daß sie ihr Ziel, die Gewerkschaften zu zertrümmern, denn das will man doch nur mit der Bekämpfung des Systems, niemals erreichen werden. Schließt Euch zu einer festen Volksfront gegen Radikalismus und soziale Reaktion zusammen für wahre Freiheit und Gerechtigkeit!

H. Hölscher, Papenburg.

den katholischen Arbeitervereinen und den katholischen Gesellenvereinen (Kolping). Zu gleich rief er dazu auf, der Volksfront beizutreten und gegen den Radikalismus und die soziale Reaktion zusammenzustehen. In Papenburg fanden daraufhin einige Großkundgebungen der Träger der Volksfront – die christlichen Gewerkschaften und die katholischen Standesvereine – statt. Sie sollten den Kampfeswillen und den Zusammenhalt der Arbeiter stärken, waren aber auch Protestkundgebungen gegen die Papen-Regierung und gegen sämtliche Bemühungen, sozialreaktionäre Vorstellungen zuungunsten der Arbeiterschaft zu popularisieren.⁹¹

In Meppen waren offensichtlich einige Widerstände vor einer Gründung der Volksfront zu überwinden. Eine Reaktion auf die Aufforderung Hölschers ist zunächst nicht sichtbar, doch das lokale Zentrumsblatt „Katholischer Volksbote“ meldete, die Volksfront sei keine Kampftruppe. Anlass war die Anfrage der demokratiefeindlichen „Deutschnationalen Volkspartei“ im Preußischen Landtag. Sie hatte behauptet, die Volksfront sei eine Kampforganisation, was einen Bürgerkrieg schüren würde. Die Regierung gab indes Entwarnung. Der Innenminister ließ bekannt geben, die Organisation gebe zu keinerlei Bedenken Anlass, verfüge nicht über eine Kampftruppe und erhalte auch von der Polizei kein Ausbildungsmaterial.⁹² Erst auf ihrer Generalversammlung Mitte April 1932 befasste sich das Ortskartell der Meppener christlichen Gewerkschaften, die in Meppen wie im Emsland allgemein das gewerkschaftliche Leben dominierten, mit der Problematik: „Die Bildung einer ‚Volksfront‘ fand hierauf lebhafteste Erörterung. Man erachtete es als christliche Arbeiterschaft im Interesse von Staat und Reich für eine Pflicht, eine Abwehrfront, keine ‚Kampffront‘, gegenüber dem Radikalismus zu bilden und zwar auf breiter Grundlage.“⁹³ Die Vorbehalte gegen eine militärisch straffe Kampforganisi-



Zentrumsmänner mit dem Gruß des katholischen Wehrverbandes „Volksfront“ auf der Meppener Wahlkundgebung mit dem abgesetzten Reichskanzler Heinrich Brüning am 27. Juli 1932

(Quelle: Slg. Heiner Wellenbrock)

on wie die Eiserner Front oder die SA werden hier deutlich. Sie zeigten sich auch einige Wochen später, als es zu einer großen Versammlung der christlichen Gewerkschaften und der konfessionellen Vereine zwecks einer Aussprache über die Gründung der Volksfront kam. Hölscher, der bis 1929 Meppener Gewerkschaftsführer gewesen war, informierte über die neue Organisation als Einheitsfront der christlichen Arbeiterschaft. Laut Bericht des „Katholischen Volksboten“ betonte er dabei: „Man versuche heute die Errungenschaften der deutschen Revolution, sowohl die persönliche Freiheit des einzelnen, als wie auch die Freiheit der Berufsstände, vor allem aber auch die Befreiung des arbeitenden Standes, zu zerreißen, wodurch Ordnung in Staat und Wirtschaft gefährdet wird. Wir haben es fertig gebracht, daß ein Volksstaat geschaffen wurde, der nicht allein von oben regiert wird, sondern wo auch andere mitsprechen dürfen. Unsere Aufgabe muß es daher sein, weiter daran zu arbeiten, daß ein wirklicher Volksstaat erhalten bleibt und es kann uns nur wohlgehen, wenn Ordnung herrscht in Wirtschaft und Staat.“ Man stimmte ihm allgemein zu, doch über das „Wie“ gab es lebhafte Diskussionen. Schließlich legte man als Konsens fest: „Nicht sei Front als militärischer Ausdruck gedacht, sondern eine solche Abwehrformation lehne man ab, vielmehr bedeute diese Einheitsfront eine Sammlung aller ideeller Kräfte im Kampfe für die guten Rechte der Arbeitnehmerschaft und zur Wahrung eines christlichen Volksstaates.“⁹⁴ So trat dann auch in Meppen die Volksfront unter der aus der Grafschaft, wo ja ähnliche Vorbehalte deutlich geworden waren, übernommenen Bezeichnung „Christlich-nationale Front“ in der Folgezeit mit Großkundgebungen für die Arbeiterrechte und gegen den Radikalismus zumeist unter Federführung des Bezirkskartells der christlichen Gewerkschaften an die Öffentlichkeit.⁹⁵ Im Juli 1932 warb der Frerener Kaplan Bernard auf einer Kundgebung der katholischen Jugendverbände und der freiwilligen Arbeitsdienstler der Umgebung gegen den politischen Radikalismus für die Volksfront, der sich neben den christlichen Gewerkschaften und den katholischen Arbeiter- und Gesellenvereinen auch die zahlreichen Mitglieder des „Katholischen Jungmänner-Verbands“ (KJMV) angeschlossen hätten. Die Volksfront sorgte für den Schutz katholischer Interessen im politischen Tageskampf.⁹⁶

Diese wegen ihres Verzichts auf Gewalt und der offensiven Benutzung ihrer andernorts gebräuchlichen Bezeichnung „Volksfront“ weithin vergessene Organisation war in den emsländischen Städten dennoch öffentlich präsent, wie die Erinnerungen des Zeitzeugen Hermann Friese (1911–1996) aus Meppen zeigen, damals ein Mitglied der Jugendorganisation des Zentrums und katholischer Jugendführer. Er berichtete:

„Am Abend des 30. Januar 1933 zog ein Fackelzug durch die Straßen Meppens. Ich sehe die SA und andere Parteigenossen noch heute, wie sie von der Hasebrücke in die Altstadt marschierten. Laut und triumphierend war der Gesang. Stramm und knallhart hallten die Schritte der gestiefelten Männer. Wir jungen Leute vom Windthorstbund gingen ihnen entgegen. Mit zwei Fingern der hochehobenen Hand glaubten wir

noch zeigen zu sollen, daß uns eines Tages doch noch der Sieg gelingen würde. Damals trugen wir alle, die nicht zum politischen Bereich der „Rechten“ gehörten, ein Abzeichen am Rockaufschlag, das einen Pfeil (Blitz) darstellte: ein gemeinsames Abzeichen gegen den aufkommenden Nationalsozialismus. Nach Auflösung des Fackelzuges waren viele der Teilnehmer in den Gaststätten der Stadt zu finden. Dort, so nahmen wir an, sei noch eine Diskussion möglich. Daraus wurde jedoch nichts: die SA-Männer boten uns Prügel an. Da wir in der Minderheit waren, mußten wir das Lokal verlassen.¹⁹⁷

*

So konnten die republikanischen Wehrorganisationen im Emsland zwar dazu beitragen, dass Stahlhelm, SA und Roter Frontkämpferbund hier vor 1933 keineswegs die Straßen und die öffentliche Meinung beherrschten, doch angesichts der militärischen Schwäche der Eisernen Front und der Ablehnung militärischer Gewalt durch die Volksfront war ein Kampf gegen einen von den Republikfeinden scheinbar legal beherrschten Staat vollkommen aussichtslos. Darüber hinaus waren die emsländischen Führer der Eisernen Front, die noch am ehesten zu militärischer Gegenwehr fähig war, bürgerliche oder kleinbürgerliche Familienväter; die alles andere im Sinn hatten, als sich auf militärische Abenteuer zu begeben, zu denen sie weder ausgebildet noch ausgerüstet oder willens waren. Überdies lähmte die große Akzeptanz der neuen Herren in weiten Teilen des deutschen Volkes den Widerstands- und Kampfeswillen. Somit gingen sämtliche republikanischen Schutzformationen 1933 sang- und klanglos ohne jede Gegenwehr unter.

Anmerkungen

- 1 Aus der Vielzahl an Untersuchungen zu den republikfeindlichen Wehrverbänden sei auf folgende Arbeiten hingewiesen. Zum Stahlhelm: Volker Berghahn, *Der Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten 1918–1933* (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 33). Düsseldorf 1966. Zum Kyffhäuser-Bund, in dem die meisten Kriegervereine zusammengeschlossen waren: Dieter Fricke/Werner Bramke, *Kyffhäuser-Bund der Deutschen Landeskriegerverbände (KB) (1922–1938 Deutscher Reichskriegerbund ‚Kyffhäuser‘ (RKBd); 1938–1943 Nationalsozialistischer Reichskriegerbund*. In: Dieter Fricke u.a. (Hrsg.), *Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789–1945)*. Bd. 3, Leipzig 1985 (künftig Fricke Bd. 3), S. 325–344. Zur SA: Kurt Pätzold/Peter Rüssig, *Sturm-Abteilung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (SA) 1920/21–1945*. In: Fricke Bd. 3, S. 159–170. Zum Roten Frontkämpferbund: Kurt G.P. Schuster, *Der Rote Frontkämpferbund 1924–1929. Beiträge zur Geschichte und Organisationsstruktur eines politischen Kampfbundes* (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 55). Düsseldorf 1975.
- 2 Siehe dazu: Karl Rohe, *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik* (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 33). Düsseldorf 1966 (künftig: Rohe), S. 17–80. Jacob Toury, *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold – Stiefkind der Republik. Zur Gründungsgeschichte republikanischer Wehren*. In: Jacob Toury, *Deutschlands Stiefkinder: ausgewählte Aufsätze zur deutschen und deutsch-jüdischen Geschichte* (Schriften des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel-Aviv, 18). Gerlingen

- 1997 (künftig Toury), S. 11–92. Aus kommunistischer Perspektive und wenig Neues gegenüber Rohe bietend: Helga Gotschlich, *Zwischen Kampf und Kapitulation. Zur Geschichte des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold.* (Ost-)Berlin 1987.
- 3 Rohe (wie Anm. 2), S. 273–274. Siehe zum Thema besonders: Thomas A. Knapp, *The German Center and the Reichsbanner.* In: *International Review of Social History* 14, 1969 (künftig: Knapp), S. 159–179.
 - 4 Vgl. die Berichte über Gaukonferenzen in: *Freie Presse* (künftig FP) Nr. 2415 vom 29.02.1928, FP Nr. 47 vom 25.02.1930 und FP Nr. 93 vom 22.04.1931. 1930 findet sich ein Osnabrücker DDP-Vertreter in der Gauleitung.
 - 5 Rohe (wie Anm. 2), S. 272.
 - 6 Siehe dazu: *Lingener Volksbote* (künftig LVB) Nr. 73 vom 02.08.1924, LVB Nr. 91 vom 13.09.1924 (Stahlhelm) und Stadtarchiv Lingen, Dep 29 b Stadt Lingen Nr. 41: Bericht vom 20.10.1923 (Gründung des Jungdeutschen Ordens).
 - 7 Zu Tempel, seit September 1925 Reichstagsabgeordneter; siehe: Beatrix Herlemann, *Biographisches Lexikon niedersächsischer Parlamentarier 1919–1945* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen 222). Hannover 2004, S. 359–360.
 - 8 Siehe: *Lingener Wochenblatt* (künftig LWB) Nr. 111 vom 23.09.1924, LVB Nr. 95 vom 23.09.1924 und *Lingener Tageszeitung* (künftig LT) vom 23.09.1924. Von dieser Zeitung sind nicht alle Jahrgänge der Weimarer Zeit im Stadtarchiv Lingen erhalten. Dabei beschränkt sich dies auch nur auf die Lokalseiten, so dass die Nummer nicht angegeben werden kann. Zu Ernst Diefenthal siehe: LVB Nr. 17 vom 09.02.1924.
 - 9 LT vom 20.06.1924.
 - 10 Niedersächsisches Staatsarchiv Osnabrück (künftig StAOS), Rep 439 Nr. 19: Karteikarte Diefenthal, Generalsekretär.
 - 11 *Schüttorfer Zeitung* (künftig SZ) Nr. 150 vom 13.09.1924, SZ Nr. 159 vom 24.09.1924.
 - 12 Rohe (wie Anm. 2), S. 274. Diefenthal schrieb überdies zumeist die Artikel, die unter Hörsings Namen veröffentlicht wurden, da dieser nur über eine geringe Bildung verfügte (ebd. S. 61).
 - 13 Zu Kröger siehe: *Adreßbuch der Stadt Lingen an der Ems und des Kreises Lingen 1925*, bearbeitet von Verwaltungssekretär Riekhoff. Lingen 1925 (künftig Adreßbuch 1925), S. 38.III, LVB Nr. 66 vom 18.08.1920, EZ Nr. 60 vom 20.05.1922, LWB Nr. 68 vom 14.06.1924.
 - 14 LT vom 26.09.1924.
 - 15 Kahle ist allerdings nur 1924/25 in Lingen nachweisbar (siehe: LWB Nr. 56 vom 13.05.1924, LVB Nr. 31 vom 14.03.1925).
 - 16 LVB Nr. 34 vom 26.04.1924.
 - 17 Zu Weinmann: Helmut Lensing, *Art. Weinmann, Ludwig.* In: *Emsländische Geschichte* Bd. 11, 2004, S. 323–329. Hier finden sich auch die späteren Informationen zu ihm.
 - 18 Zu Termühlen siehe: Helmut Lensing, *Betriebsratswahlen im Lingener Reichsbahnausbesserungswerk während der Weimarer Republik.* In: *Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes* (JbEHB) 41, 1995 (künftig Lensing), S. 82–103, hier S. 92.
 - 19 LVB Nr. 37 vom 06.05.1924, Adreßbuch 1925 (wie Anm. 13), S. 38.III.
 - 20 LWB Nr. 123 vom 21.10.1922, LVB Nr. 134 vom 17.11.1925.
 - 21 *Organisationshandbuch der Deutschen Demokratischen Partei.* Hrsg. von der Reichsgeschäftsstelle der Deutschen Demokratischen Partei, Berlin 1926, S. 210.
 - 22 Siehe etwa FP Nr. 2248 vom 16.08.1927 mit der Klage, dass das Blatt in Lingen nur sehr wenig Leser habe.
 - 23 Adressbuch 1925 (wie Anm. 13), S. 49.III. In der Ausgabe von 1930 wird die Ortsgruppe gerade noch mit dem Vorsitzenden erwähnt (S. 24.II).
 - 24 Zu Hantelmann: *Frerener Volksblatt* (künftig FVB) Nr. 131 vom 06.11.1929, LVB Nr. 53 vom 04.03.1933.
 - 25 *Arbeiter-Zeitung* (künftig AZ), Bremen, Nr. 15 vom 19.01.1925.
 - 26 *Ems-Zeitung* (künftig EZ), Papenburg, Nr. 43 vom 21.02.1925.
 - 27 Siehe dazu: *Zeitung und Anzeigblatt* (künftig ZuA), Neuenhaus, Nr. 48 vom 28.02.1925, SZ Nr. 54 vom 05.03.1925 und *Bentheimer Zeitung* Nr. 28 vom 07.03.1925.
 - 28 EZ Nr. 47 vom 26.02.1925.

- 29 Siehe zur Diskussion im Papenburger Windthorstbund über diese Frage: Heinz Kleene, „Gegen Hakenkreuz und Sowjetstern!“ Über den Windthorstbund im Emsland (1895–1933). In: JbEHB 54, 2008, S. 49–68.
- 30 Siehe zu Reiff: EZ Nr. 50 vom 26.04.1924, EZ Nr. 107 vom 11.08.1924, EZ Nr. 60 vom 12.03.1928.
- 31 Siehe den Bericht über die Gründung in: EZ Nr. 50 vom 02.03.1925.
- 32 Zu Blendermann: EZ Nr. 172 vom 27.07.1932 (Nachruf), daneben: EZ Nr. 56 vom 10.05.1924, EZ Nr. 293 vom 20.12.1926, EZ Nr. 270 vom 19.11.1929.
- 33 Zu Haarmann siehe: EZ Nr. 37 vom 25.03.1920, EZ Nr. 147 vom 07.12.1920, EZ Nr. 148 vom 12.12.1922.
- 34 Zu Josef von Herz und den Vorbehalten gegen das Reichsbanner als sozialistisch-evangelische Organisation im Papenburger Katholizismus siehe: Hans Joachim Albers, Im Zeitenstrom. Ostfriesische Geschichte. Völlen – Völlenerfehne – Völlenerkönigsfehne in der Gemeinde Westoverledingen. Bunde-Wymeer 2006 (künftig Albers), S. 504–506.
- 35 Osnabrücker Volkszeitung (künftig OVZ) Nr. 215 vom 04.09.1932 (Nachruf). Zu Löb Strauß siehe zudem: Uwe Eissing, Die jüdische Gemeinde Papenburg-Aschendorf im Spiegel der Zeit. Ein Gedenkbuch. Papenburg 1987 (künftig Eissing), S. 80, zu seiner Tätigkeit das Kapitel über die Weimarer Republik.
- 36 Siehe die Anzeige in: EZ Nr. 157 vom 10.07.1925.
- 37 EZ Nr. 178 vom 04.08.1925.
- 38 FVB Nr. 133 vom 12.11.1925.
- 39 FVB Nr. 12 vom 28.01.1926.
- 40 Über das Nordhorner Reichsbanner ist etwa überliefert, dass es im Februar 1925 ein Manöver machte, aber beim Rückmarsch nach Nordhorn von der rechtsgerichteten Landbevölkerung mit Sand beworfen wurde (AZ Nr. 37 vom 13.02.1925).
- 41 Dies spiegelt die offizielle Broschüre zum Gautreffen 1930 im benachbarten Leer wider: Ortsgruppe Leer (Hrsg.), Leer – Reichsbanner-Gautreffen, Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Bund deutscher Kriegsteilnehmer und Republikaner. Leer 1930.
- 42 Auch Uwe Eissing (wie Anm. 35), S. 83, weiß außer der Gründung nichts über Aktivitäten des Papenburger Reichsbanners in späteren Jahren zu berichten. Zum Reichsbanner in Völlen: Albers (wie Anm. 34), S. 506–507. So wohnten etwa die in Papenburg arbeitenden und auch für ostfriesische Gebiete zuständigen sozialistischen Gewerkschaftssekretäre in ostfriesischen Nachbarorten.
- 43 Schriftliche Mitteilung von Dr. Hans Joachim Albers, Recklinghausen, vom 01.08.2007 mit Auszügen aus seiner mündlichen Befragung vom 15.05.1975, dem herzlich dafür gedankt sei.
- 44 Siehe die entsprechenden Angaben unter Appeldorn in: StAOS, Rep 439 Nr. 19.
- 45 LWB Nr. 120 vom 19.10.1926.
- 46 LWB Nr. 11 vom 28.01.1926 (Anzeige).
- 47 LVB Nr. 17 vom 10.02.1927.
- 48 Siehe etwa: Lingener Kreisblatt (künftig LKB) Nr. 39 vom 16.02.1928, LT vom 16.02.1928, LKB Nr. 31 vom 06.02.1929, LVB Nr. 30 vom 05.02.1929.
- 49 Rohe (wie Anm. 2), S. 279.
- 50 FP Nr. 2241 vom 08.08.1927 (Titel des Beitrags: „Zentrum u. Reichsbanner“).
- 51 FP Nr. 2248 vom 16.08.1927. Siehe auch die Verfassungsrede 1926, auf der der DDP-Reichstagsabgeordnete Friedrich Wachhorst de Wente aus dem Kreis Bersenbrück das Reichsbanner gegen Angriffe von rechts verteidigte (LVB Nr. 93 vom 12.08.1926). Zum Resümee des Reichsbanner-Engagements zur Lingener Verfassungsfeier 1929 siehe: FP Nr. 181 vom 06.08.1929.
- 52 Kurz vor seiner Auflösung besaß der Rote Frontkämpferbund in Lingen rund 60 Mitglieder (Stadtarchiv Lingen, Dep 29 b I Nr. 5401: Schreiben vom 25.04.1929).
- 53 Zu Melcher siehe: StAOS, Rep 439 Nr. 19 und Lensing (wie Anm. 17), vor allem S. 93 und Anm. 32. Siehe zum Aufbau, der Mitgliedschaft, der Uniformierung oder den politischen Gegnern des Reichsbanners: Wegweiser für Funktionäre, Führer und alle Bundeskameraden des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Gültig ab 1. Januar 1929, Magdeburg o.J.
- 54 LVB Nr. 112 vom 24.09.1925, LKB Nr. 272 vom 19.11.1929, LVB Nr. 147 vom 18.06.1934 (Nachruf).

- 55 StAOS, Rep 439 Nr. 19 (hier überdies unter Nienhogen, Bernhard erfasst). Leider tauchen vor allem die Namen der nicht ermittelten Personen mit mehreren, z.T. sehr unterschiedlichen Schreibweisen in der Presse auf.
- 56 Siehe zur Kandidatur für die SPD: LVB Nr. 53 vom 04.03.1933.
- 57 Hackmann wurde 1930 Vorsitzender des Lingener Heimat- und Verkehrsvereins.
- 58 Rädeker kandidierte vielfach für die SPD auf hinteren Plätzen. Siehe z.B.: LVB Nr. 16 vom 22.02.1919, LVB Nr. 13 vom 12.02.1921, FVB Nr. 131 vom 06.11.1929 und LVB Nr. 53 vom 04.03.1933.
- 59 Er hatte wie Hackmann 1924 für die Mittelstandsliste „Wirtschaftliche Vereinigung“ zum Bürgervorsteherkollegium kandidiert.
- 60 StAOS, Rep 439 Nr. 19 (doch ist der Gestapo seine Reichsbannertätigkeit nicht bekannt).
- 61 Zu Heinze vgl.: LVB Nr. 19 vom 05.03.1919, LVVB Nr. 111 vom 20.09.1919, LWB Nr. 142 vom 02.12.1919, LVB Nr. 34 vom 26.04.1924, LKB Nr. 272 vom 19.11.1929, FP Nr. 64 vom 16.03.1932.
- 62 Zu Müscher siehe: Lensing (wie Anm. 17), vor allem S. 86, 91.
- 63 FP Nr. 88 vom 16.04.1929, siehe auch: LKB Nr. 90 vom 18.04.1929 und LVB Nr. 89 vom 17.04.1929.
- 64 LVB Nr. 244 vom 19.10.1929.
- 65 StAOS, Rep 430 Dez 201 Akz. 5/66 Nr. 12 Bd. 1: Übersicht über die Organisation der NSDAP im Bereich des LKP-Bezirktes Hannover vom 11.10.1931.
- 66 StAOS, Rep 430 Dez. 201 Akz. 5/66 Nr. 12 Bd. 2: Schreiben des Bürgermeisters vom 14.04.1932 und des Landrats vom 05.10.1932.
- 67 Dr. Ständer; Die geschichtliche Entwicklung der NSDAP im Kreis Grafschaft Bentheim. In: Grafschafter Heimatkalender 1936 (Das Bentheimer Land II). Bentheim 1935, S. 26–28, hier S. 27.
- 68 Rohe (wie Anm. 2), S. 265–376.
- 69 LKB Nr. 281 vom 30.11.1930. Tempel griff damit eine von NS-Rednern gebrauchte Phrase auf.
- 70 FP Nr. 285 vom 05.12.1930, ausführlich auch: LT vom 03.12.1930, nur kurze Notizen bringen: LKB Nr. 284 vom 04.12.1930 und LVB Nr. 280 vom 02.12.1930.
- 71 LT vom 04.07.1931. Siehe auch: FP Nr. 151 vom 02.07.1931. Vor allem von deutschnationaler Seite war eine intensive Propaganda entfaltet worden, die es aus religiösen Gründen für unkatolisch erklärte, mit den weitgehend atheistischen und sich häufig kirchenfeindlich äußernden Sozialisten sowohl politisch zu koalieren als auch innerhalb von Verbänden zusammenzuarbeiten. Siehe als Beispiel für die Propaganda von rechts gegen eine katholische Mitarbeit im Reichsbanner: Otto Rako, Katholizismus und Zentrums politik zu Sozialismus und Reichsbanner (Eine Gewissenserforschung für Katholiken). Berlin 1930.
- 72 StAOS, Rep 439 Nr. 19: Karteikarten Niehoegen, Bernhard und Nienhogen, Bernhard.
- 73 Rohe (wie Anm. 2), S. 395. Zur Gründung der „Eisernen Front“ siehe: Ebd., S. 392–400.
- 74 Ebd., S. 397.
- 75 FP Nr. 38 vom 15.02.1932.
- 76 FP Nr. 40 vom 17.02.1932 und FP Nr. 41 vom 18.02.1932. Zur Gründung und ersten Versammlung vgl. auch den Bericht in: LT vom 18.02.1932.
- 77 FP Nr. 42 vom 19.02.1932.
- 78 Siehe etwa: FP Nr. 93 vom 21.04.1932 (Kundgebungen in Meppen, Lingen und Grafschafter Orten),
- 79 Siehe: LVB Nr. 161 vom 15.07.1932, FP Nr. 142 vom 20.06.1932 (hier auch die enge Verbindung zur Lingener SPD-Ortsgruppe), FP Nr. 150 vom 29.06.1932 und FP Nr. 161 vom 12.07.1932.
- 80 FP Nr. 211 vom 20.09.1932.
- 81 FP Nr. 251 vom 25.10.1932.
- 82 ZuA Nr. 76 vom 31.03.1933. Zur Auflösung siehe: Rohe (wie Anm. 2), S. 461–465. Anfang April war nur noch in Preußen und Oldenburg überhaupt die Existenz legal, Anfang Mai war die Organisation quasi nicht mehr existent.
- 83 LKB Nr. 103 vom 04.05.1933. Die Lingener sozialistischen Reichsbannerführer gerieten auch wegen dieser Aktivität in das Visier der Gestapo, die über sie Karteikarten anlegte (StAOS, Rep 439 Nr. 19).
- 84 LVB Nr. 72 vom 27.03.1933. Martin Lönings Einschätzung, die auf der Auswertung zweier Lingener Zeitungen beruht, das Reichsbanner Lingen (von der Eisernen Front nimmt er schon keine Notiz mehr) sei in der Endphase der Weimarer Republik kaum in Erscheinung getreten, ist daher zu revidieren (Mar-

- tin Löning, Die Durchsetzung nationalsozialistischer Herrschaft im Emsland (1933–1935). In: Emsland/Bentheim. Beiträge zur Geschichte Bd. 12. Sögel 1996 (künftig Löning), S. 7–353, hier S. 99–100).
- 85 Robert Becker; Der Wahrheit die Ehre. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold – Die vergessene „Juden-schutztruppe“ der Weimarer Republik. Wiesbaden 2000. Jacob Toury, Jüdische Aspekte der Reichsbannergründung. In: Toury (wie Anm. 2), S. 93–113.
- 86 Siehe: FP Nr. 2650 vom 06.12.1928 (Hugo Hanauer), EZ Nr. 50 vom 02.03.1925 (Lüb Strauß), FP Nr. 88 vom 16.04.1929 (Max Hanauer). Zum frühen regionalen Einsatz des Reichsbanners für Juden gegen die NSDAP siehe das Beispiel Schüttorf in: SZ Nr. 27 vom 02.02.1926, SZ Nr. 29 vom 04.02.1926 sowie das Schreiben des Schüttorfer Magistrats vom 04.02.1926 in: StAOS, Rep 430 Dez. 201 acc 5/55 Nr. 5 Bd. 1.
- 87 StAOS, Rep 430 Dez. 101 acc. 7/43 Nr. 539: Brief Plesses vom 03.04.1933, Brief Weinmann vom 08.07.1933, Ehrenerklärungen für Weinmann vom 06.07.1933, Erklärung Rövers vom 30.06.1933 und Schreiben des Regierungspräsidenten vom 17.07.1933. Weinmanns Schutzbehauptung, der letzte Reichsbanneraufmarsch sei im August 1931 gewesen, ist formal wohl korrekt, da anschließend alle späteren unter dem Zeichen der Eisernen Front stattfanden.
- 88 Katholischer Volksbote (künftig KVB), Meppen, Nr. 48 vom 08.04.1930.
- 89 Rohe (wie Anm. 2), S. 395. Andernorts betätigte sie sich jedoch als Kampfverband und hatte bei der Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten sogar Todesopfer zu beklagen. Vgl.: Michael Schneider; Die christlichen Gewerkschaften 1894–1933 (Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe: Politik und Gesellschaftsgeschichte 10). Bonn 1982, S. 710. Rolf Thieringer; Das Verhältnis der Gewerkschaften zu Staat und Parteien in der Weimarer Republik. Die ideologischen Verschiedenheiten und taktischen Gemeinsamkeiten der Richtungsgewerkschaften. Der Weg zur Einheitsgewerkschaft. O.O. 1954, S. 146–147. Zu Westfalen: Karl Hüser; Mit Gott für unser Recht. Ein Beitrag zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung im Münsterland. 75 Jahre Gewerkschaft Textil-Bekleidung, Verwaltungsstelle Emsdetten-Borghorst. Hrsg. vom GTB Vorstand der Verwaltungsstelle Emsdetten-Borghorst. Emsdetten 1978, S. 102. Löning (wie Anm. 84), erwähnt die Volksfront kurz (S. 91–92), übersieht aber die Umbenennung vor Ort.
- 90 EZ Nr. 70 vom 24.03.1932 und KVB Nr. 74–75 vom 26.03.1932.
- 91 Siehe z.B.: EZ Nr. 149 vom 30.06.1932, EZ Nr. 216 vom 16.09.1932, OVZ Nr. 262 vom 21.09.1932.
- 92 KVB Nr. 86 vom 09.04.1932.
- 93 KVB Nr. 93 vom 18.04.1932.
- 94 KVB Nr. 103 vom 29.04.1932.
- 95 So: KVB Nr. 156 vom 30.06.1932, KVB Nr. 160 vom 05.07.1932, KVB Nr. 162 vom 01.11.1932, KVB Nr. 43 vom 20.02.1933.
- 96 FVB Nr. 86 vom 18.07.1932.
- 97 Hermann Friese, Ein Bürger und seine Stadt. Gedanken und Beiträge zu den Ereignissen im Emsland nach 1933. Meppen 1983, S. 29. Vgl. die obige Beschreibung des Volksfront-Abzeichens. Die letzte Erwähnung der Volksfont im Emsland war ein Bericht über eine Großkundgebung der Organisation in Essen in: EZ Nr. 43 vom 21.02.1933.

Die gewalttätigen Auseinandersetzungen bei der Glaubenskundgebung 1934 in Meppen – lediglich ein Streit mit den lokalen Machthabern zum Schutz kirchlicher Belange?

von Heinz Kleene

Die Machtübertragung an den Nationalsozialisten Adolf Hitler am 30. Januar 1933 wurde im Emsland zunächst nicht als ein einschneidendes Ereignis wahrgenommen. Erst im Frühjahr 1933 zeigte das NS-Regime mit der Ablösung von Landräten und Bürgermeistern sowie dem Verbot von Parteien sein wahres Gesicht. Auch Vereine und Institutionen blieben in der Folge nicht unbehelligt; so auch die katholische Kirche, was an einem Ereignis verdeutlicht werden soll.

Am 28. Mai 1934 fand eine große Glaubenskundgebung in Meppen mit Beteiligung des Bischofs Wilhelm Berning statt und nahm das Gepräge einer großen Glaubensdemonstration an. Es kamen 15 000–20 000 Katholiken aus der Stadt und Umgebung, sogar vom Hümmling und aus der Grafschaft Bentheim. Die NSDAP-Kreisleitung setzte gleichzeitig eine Gegenveranstaltung im Hotel Germania an. Sie hatte zu einer Versammlung gegen „Konfessionshetzer und reaktionäre Wühlmäuse“ aufgerufen. Im Anschluss an diese NS-Veranstaltung kam es zu gewaltsamen Übergriffen gegen die Katholiken, die zu einer Massenschlägerei auszuarten drohten. Liest man die Darlegungen von Karl-Ludwig Sommer in der neuen Meppener Stadtgeschichte, stellen sich folgende Fragen:¹

Handelte es sich bei den Vorkommnissen nur um einen Streit zwischen der örtlichen NSDAP und den Meppener Katholiken? Ist die Glaubenskundgebung nur als Einsatz der Katholiken für die eigenen Belange zu deuten? Befürworteten die emsländischen Katholiken im Prinzip das NS-Regime? Hatten die emsländischen Gläubigen die gleichen Motive wie die Kirchenleitung – hier Bischof Berning und Propst Meyer?²

Im Archiv der Meppener Propsteigemeinde ist eine Akte erhalten, die nähere Aufschlüsse über die Ereignisse liefert.³

Der hier in Rede stehende Streit war der zweite zwischen der örtlichen NSDAP und der katholischen Kirche und ihrer politischen Interessenvertretung, dem Zentrum. Im Jahr zuvor war das Windthorst-Denkmal, das seinen angestammten Platz auf dem Marktplatz hatte, auf Betreiben der NSDAP abgebaut worden. Das Bürgervorsteherkollegium hatte auf Antrag der NSDAP-Fraktion beschlossen, das Denkmal von dort zu entfernen.⁴ Das konnte in der Windthorst-Stadt nur als Provokation verstanden werden. Nach langem Hin und Her wurde schließlich ein Platz vor der Propsteikirche gefunden, was als Kompromiss gelten sollte. Der NSDAP-Landrat Schubert⁵ sah den „politischen“ Windt-

horst als Zentrumsführer aus dem öffentlichen Leben entfernt, Propst Meyer als Repräsentant der Kirche vor Ort konnte eine angedachte Verlegung des Denkmals nach Hannover verhindern und somit Windthorst als „Vorkämpfer der katholischen Glaubensfreiheit“ retten. Nicht zuletzt wollte der Propst den Konflikt deshalb nicht eskalieren lassen, weil einige Bürger in Schutzhaft saßen und öffentlich von Maßnahmen gegen vier Lehrer die Rede war; der Geistliche sah sich in der Fürsorgepflicht. Das Denkmal ging schließlich am 10. März 1934 in den Besitz der Kirchengemeinde über und konnte 1936 in der Nähe der Kirche aufgestellt werden.



Propst Carl Meyer (1879–1953)

(Quelle: Pfarrarchiv der Propsteigemeinde Meppen)

Im Sommer 1933 hatten sich das Zentrum wie seine Jugendorganisation – der Windthorstbund – selbst aufgelöst, um einem Verbot zuvorzukommen. Neben diesen explizit politischen Gruppierungen waren auch die katholischen Jugendgruppen wie der Katholische Jungmännerverband, die Kreuzschar, der Friedensbund Deutscher Katholiken sowie der „Volksverein für das katholische Deutschland“, der im Emsland eine Hochburg besaß, unter die Kontrolle des Staates gestellt worden. Die Nazis versprachen sich von diesen Maßnahmen, insbesondere bei den Jugendorganisationen, eine Zerschlagung des im Emsland ausgeprägten katholischen Milieus. Dies gelang aber nicht. Im Gegenteil: Im Grunde verstärkte sich der Zusammenhalt der Christen.⁷ Die „Katholische Aktion“, eine vom damaligen Apostolischen Nuntius Eugenio Pacelli (dem späteren Papst Pius XII.) Ende der 1920er Jahre beförderte Bewegung, hatte sich der Schulung der Laien zur Unterstützung des Klerus verschrieben. Im Bistum Osnabrück wurde nun im Dezember 1933 mit der Ernennung verantwortlicher Geistlicher die Einrichtung organisatorisch in den Dekanaten etabliert. Der Bischof betonte, vom Erfolg dieser Aktion hänge die kirchliche Entwicklung in großem Maße ab. Die vormaligen Mitglieder der kirchlichen Vereine traten häufig geschlossen in die rein religiös agierenden Gruppierungen ein. Diese waren durch das am 20. Juli 1933 in Rom unterzeichnete Reichskonkordat theoretisch geschützt, da sie sich jeder politischen Betätigung enthalten wollten. Die Wirkungskraft dieser kirchlichen Maßnahmen zeigte sich zum Beispiel in den gro-

ßen Teilnehmerzahlen bei Wallfahrten. So organisierte der Katholische Frauenbund in Haselünne eine Wallfahrt nach Telgte, an der 400 Frauen teilnahmen.⁸ Über 5 000 Männer zog es zum traditionellen Wallfahrtsort Wietmarschen, wo Maristenpater Josef Bösch (1880–1961) die Predigt hielt.⁹ Die Fronleichnamsprozession in Meppen zählte 1934 ebenfalls an die 5 000 Teilnehmer; sie führte erstmals über den Stadtwall hinaus.¹⁰

Die große Zahl der Gläubigen bei der Glaubenskundgebung, die im Übrigen zuvor vom Bürgermeister genehmigt worden war¹¹, belegt diese intensivere religiöse Praxis. Eignen für diese Großveranstaltung wurden Sonderzüge aus Richtung Papenburg und Salzbergen eingesetzt.¹² Bischof Berning traf gegen 18.00 Uhr in Meppen ein und wurde vom Bahnhof zur Propstei geleitet. Die eigentliche Glaubensfeier eröffnete Propst Meyer mit einem Willkommensgruß an die Emslandjugend wie auch an die vielen älteren Leute, die es sich nicht hatten nehmen lassen, ebenfalls ein Treuebekenntnis zur katholischen Kirche abzulegen. In der Ansprache beleuchtete Bischof Berning den Stellenwert der Kirche, die ein „unerschütterlicher Fels in den brandenden Wogen“ sei.¹³ Weiter erläuterte der geistliche Würdenträger, der kurz zuvor von einer Audienz beim Papst zurückgekehrt war, die vier zentralen Merkmale der katholischen Kirche – einzig, heilig, katholisch, apostolisch. Der Bischof beschränkte sich auf rein kirchliche Fragen und vermied jegliche direkte politische Äußerung, bot mithin keinerlei Angriffsfläche für politische Anwürfe der NSDAP.

Glaubensfeier in Meppen

Gewaltig wird die Teilnahme der Männer und Jungmänner an der Glaubensfeier in Meppen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Emsland 1 meldet ab Papenburg 2 Sonderzüge mit 2400 Teilnehmern, dazu kommen entsprechend viel mit Autos, Fahrrädern und anderen Verkehrsmitteln. Ähnlich wird die Teilnahme vom südlichen Emsland und Bentheim. Daß dann unser Dekanat und Meppen nicht nachstehen werden, ist selbstverständlich. Es wird wohl kein Katholik aus Meppen dieses gewaltige Erlebnis veräumen.

*

Extrazug zur Glaubensfeier.

Die Abfahrzeiten des Extrazuges aus Richtung Salzbergen zu der am Montag, abends 20,15 (8,15) Uhr in Meppen stattfindenden Glaubensfeier liegen jetzt wie folgt fest:

ab Salzbergen	18 Uhr 47
ab Leishebe	18 Uhr 56
ab Elbergen	19 Uhr 04
ab Ringen	19 Uhr 14
ab Geeste	19 Uhr 24
an Meppen	19 Uhr 35

Rückfahrt ab Meppen 22,26 (10,26) Uhr.

Die Preise für Hin- und Rückfahrt betragen ab Salzbergen 1,50, ab Leishebe 1,20, ab Elbergen 1,—, ab Ringen 0,80, ab Geeste 0,40 RM.

*

Aus Richtung Papenburg

fahren 2 Sonderzüge für 2400 angemeldete Teilnehmer nach Meppen. Außerdem werden die fahrplanmäßigen Züge verstärkt verkehren. Fahrkarten sind an dem zuständigen Schalter ab Samstag zu haben.

Programm für die Glaubensfeier

am 28. Mai 1934 in Meppen
abends 8.15 Uhr.

Musikvortrag: Die Himmel rühmen.
Hierauf feierliche Einholung des Bischofs.
Gemeinschaftliches Lied: Ein Haus voll Glorie schauet. 3 Strophen.
Wir beten gemeinsam das „Gebet des Herrn“ und Lobgesang der 3 Junglinge.
Gemeinschaftliches Lied: Lobt froh den Herrn.

Unser Hochw. Herr Bischof spricht

Gemeinschaftliches Lied: O du mein Heiland. 2 Strophen.
Wir beten gemeinsam das „Apostolische Glaubensbekenntnis“.
Gemeinschaftliches Lied: Wahrer Gott wir glauben Dir.
Wir beten gemeinsam:
1 Ave Maria für das Gottesreich,
1 Ave Maria für unser Jugendreich,
1 Ave Maria für unser Deutsches Reich
Gemeinschaftliches Lied: Maria Maienkönigin. 2 Strophen.
Die Feier schließt mit Sakramentalem Segen und „Großer Gott wir loben Dich.“



Musikvortrag: Die Himmel rühmen.
Hierauf feierliche Einholung des Bischofs.
Gemeinschaftliches Lied: Ein Haus voll Glorie schauet. 3 Strophen.
Wir beten gemeinsam das „Gebet des Herrn“ und Lobgesang der 3 Junglinge.
Gemeinschaftliches Lied: Lobt froh den Herrn.

Unser Hochw. Herr Bischof spricht

Gemeinschaftliches Lied: O du mein Heiland. 2 Strophen.
Wir beten gemeinsam das „Apostolische Glaubensbekenntnis“.
Gemeinschaftliches Lied: Wahrer Gott wir glauben Dir.
Wir beten gemeinsam:
1 Ave Maria für das Gottesreich,
1 Ave Maria für unser Jugendreich,
1 Ave Maria für unser Deutsches Reich
Gemeinschaftliches Lied: Maria Maienkönigin. 2 Strophen.
Die Feier schließt mit Sakramentalem Segen und „Großer Gott wir loben Dich.“

Nach der Feier, als sich die Teilnehmer bereits auf dem Heimweg befanden, kam es zu gewalttätigen Ausschreitungen. So wurde der 81-jährige Lotse Rudolf Jüngerhans aus Haren von SA-Leuten körperlich angegriffen, was besonders in seinem Heimatort für große Empörung sorgte. Pfarrer Franz Hawighorst berichtete, dass die SA-Leute, die in Meppen dabei waren, in Haren mit Verachtung gestraft würden. In einem Brief an die Pfarrer der Umgebung hatte der Propst dazu aufgefordert, dass sich Augenzeugen zu den Vorfällen äußern sollten, was auch viele taten.¹⁴ Zwei Teilnehmer aus Werpeloh berichteten, dass ihr Bus mit 20 Leuten angehalten und diese beim Hotel Germania zum Aussteigen gezwungen worden seien; sie mussten sich dort unter massiven Drohungen in Zweierreihen aufstellen. Ein Teilnehmer aus Haselünne bezeugte, dass ein Tross von 30–35 SA-Leuten sich auf der Kuhstraße mit Kommandos wie „Straße frei“ durch Faustschläge Platz verschafft hätte, ungeachtet der in Richtung Bahnhof laufenden Menge. Ein Malermeister aus Bentheim beobachtete, dass auf dem Marktplatz unter Absingen des Horst-Wessel-Liedes ein Schild mit der Aufschrift „Gegen Miesmacher, Nörgler und Konfessionshitzer“ aufgestellt worden sei.

Selbst ein Stahlhelm-Mitglied aus Neuenhaus wurde als „reaktionärer Lump“ beschimpft; ein Wachmann drohte gar, ihn mit ins Konzentrationslager zu nehmen. Der holländische Kaufmann Wilhelm Brinkmann, der in Meppen ein Textilgeschäft betrieb, wurde tatsächlich am Samstag nach den Ereignissen verhaftet und ins KZ verbracht, weil er angeblich einem Reisenden die Tür gewiesen habe, der mit „Heil Hitler“ begrüßt habe. Ein Schwerkriegsbeschädigter beschuldigte namentlich einen SA-Mann, der ihn misshandelt habe; er wandte sich in einem Brief direkt an Adolf Hitler („Mein lieber Kriegskamerad!“). Als Kriegskröppel habe er sich von einem jungen SA-Mann schlagen lassen müssen.¹⁵

Wie den Berichten zu entnehmen ist, gingen die Provokationen und gewaltsamen Übergriffe eindeutig von den Mitgliedern der beteiligten NS-Organisationen aus, insbesondere der SA.

Warum kam es nach dem Kompromiss im Streit um den Standort des Windthorst-Denkmal wieder zu Auseinandersetzungen?

Hintergrund war das verstärkte Bemühen der NSDAP, in der Bevölkerung mehr Akzeptanz zu gewinnen. Reichspropagandaminister Joseph Goebbels hatte im Frühjahr in Berlin eine reichsweite Kampagne gegen „Miesmacher und Kritiker“ gestartet.¹⁶ Nach der Ausschaltung aller politischen Gegner sollten widerstrebende Teile der Bevölkerung für den Nationalsozialismus gewonnen werden; dies galt auch und besonders für das Emsland, das in Parteikreisen aufgrund des tief verankerten katholischen Glaubens als weltanschaulich höchst schwierig galt. In diesen Kontext gehörte auch die Vorbereitung und Durchführung der „Braunen Messe“ in Meppen; bereits zu Anfang des Jahres waren zahlreiche Artikel und Anzeigen im gleichgeschalteten Presseorgan „Der Emsländer“ zu lesen, die die von der Partei als Wirtschafts- und Leistungsschau angekündigte Veranstaltung vorbereiten sollten.¹⁷ Mitte Mai wurde das Programm der als „Großes Heimatfest

des Emslandes“ angepriesenen Messe vorgestellt.¹⁸ Vom 3.–10. Juni sollten Aufmärsche der SA, PO (Politische Organisation) und FAD (Freiwilliger Arbeitsdienst), ein Tag der Schuljugend, ein Bauerntag mit Reichsbauernführer Walter Darré, eine Präsentation der Hitlerjugend und des Bundes Deutscher Mädel sowie jeweils ein Tag der Wirte und Handwerker stattfinden.

Diese Massenveranstaltungen waren keineswegs nur auf die „Metropole des Emslandes“ beschränkt; in der näheren Umgebung fanden ähnliche statt.

Als weiteres Mittel wurden reichsweite Vortragsveranstaltungen eingesetzt, um die angestrebten Ziele der Partei zu erreichen. Auch die NSDAP-Ortsgruppe Meppen lud für den 28. Mai 1934 (!) zu einem Vortrag von Gaukulturwart Johann Köllmann ein. Er sollte über das Thema „Für unser nationalsozialistisches Deutschland – gegen Konfessionshetzer und reaktionäre Wühlmäuse“ sprechen. Der Parteiredner betonte, dass beim Kampf des Nationalsozialismus stets Deutschland und das deutsche Volk als oberstes und höchstes Gut gestanden habe. „Die Besserwisser und Miesmacher hätten wieder ihr Haupt erhoben und ständen immer noch da, wo sie auch früher gestanden hätten.“¹⁹ Am Ende seiner Ausführungen forderte der NS-Aktivist die Zuhörer auf, zum Marktplatz zu marschieren, um dort eine Strohfigur, die einen Miesmacher und Nörgler darstellen sollte, zu verbrennen.

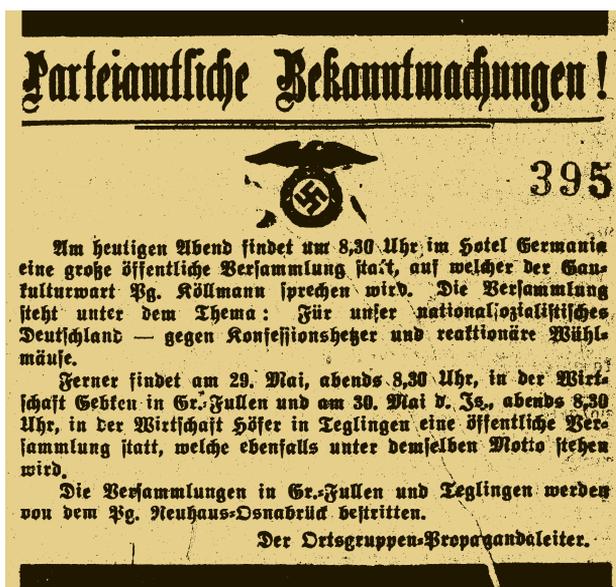
Zeitpunkt und Ort der Propagandaaktion waren von der NSDAP ohne Zweifel so gewählt, dass ein Zusammentreffen mit den Teilnehmern der Glaubensfeier bewusst herbeigeführt werden sollte. Wahrscheinlich wäre es auch zu Massenschlägereien gekommen, wenn die Kleriker nicht beruhigend eingegriffen hätten. In der Folge kam es zu einem lebhaften Schriftwechsel zwischen Propst Meyer und Bischof Berning einerseits und Kreisleiter Egert²⁰ und Landrat Dr. Zimmermann auf der anderen Seite. Einige Tage nach den Vorkommnissen brachte Zimmermann sein Bedauern darüber zum Ausdruck und versprach, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Offensichtlich befürchteten die Nationalsozialisten negative Auswirkungen bei den Besucherzahlen der „Braunen Messe“. Mitte Juni ruderten die beiden NS-Vertreter – vermutlich auf Weisung von oben – zurück, indem sie den Vorwurf erhoben, dass einige Gläubige mit Ausrufen wie „Hitler, verrecke!“

Glaubensfeier!

Die große Glaubensfeier der Emslandjugend findet auf der sogenannten Propstwiese, neben der Propstei statt. Die Rede des Hochw. Herrn Bischofs wird durch Lautsprecher verstärkt, so daß sie für alle verständlich sein wird.

Die Bevölkerung wird gebeten, von heute nachmittag an zu flaggen. Die Teilnehmer der Glaubensfeier wollen sich nach der Glaubensfeier vor die Kirche begeben, wo wir unserm Bischof die Namenstagsgrüße aussprechen werden.

Der Emsländer 28.5.1934



Der Emsländer 28.5.1934

die eigenen Anhänger provoziert hätten. Propst Meyer bestritt dies energisch; es seien lediglich vereinzelte „Pfui-Rufe“ angesichts des Verhaltens der SA-Leute laut geworden.²¹ Auch in den Zeugenaussagen ist kein Hinweis auf derartige Anti-Hitler-Äußerungen zu finden. Hingegen betonten viele Augenzeugen, dass sowohl der Propst wie auch der Bischof beruhigend auf die empörten Gläubigen eingewirkt hätten, um schlimmere Ausschreitungen zu verhindern. Ähnlich wie im Jahr zuvor wird auch hier das Ansinnen der Geistlichen deutlich, die Wogen zu glätten und

zu einem „modus vivendi“ mit den neuen Machthabern zu kommen. Bischof Berning, der Anfang 1933 nach einem Zusammentreffen mit Hitler auf ein einigermaßen harmonisches Auskommen zwischen Staat und Kirche setzte, zeigte sich schon Anfang 1934 desillusioniert, nachdem Arthur Rosenberg zum weltanschaulichen Schulungsleiter der Partei ernannt worden war.²²

Führt man sich die eingangs gestellten Fragen noch einmal vor Augen, so bleibt festzuhalten, dass von einem einheitlichen Verhalten der Katholiken nicht die Rede sein kann. Die Kirchenführer waren eher auf Konfliktvermeidung und Ausgleich bedacht, aber nicht, weil sie das NS-System im Prinzip anerkannten, sondern aus Sorge um die vorwiegend jungen Katholiken. Selbst den Gestapo-Akten ist zu entnehmen, dass die katholischen Geistlichen sich mit politischen Äußerungen zurückhielten, weil sie die Ausführungsbestimmungen des Reichskonkordats abwarten wollten – mithin taktierten.²³ Ferner ging es ihnen darum, Brücken zu bauen, um die Existenz der Kirche zu sichern. Das Kirchenvolk dachte und agierte weniger besonnen und radikaler und dies nicht nur, weil es sich in seiner religiösen Praxis eingeschränkt fühlte; hierfür hatte man eine Lösung gefunden. In Meppen kam eine massive Aversion gegen Kreisleiter Josef Egert hinzu. Er galt als ehemaliger Handlungsreisender und Vorbestrafter als gescheiterte Existenz, der sich durch eine Parteikarriere einen sozialen Aufstieg erhoffte. Zudem hatte er sich durch sein brutales Vorgehen gegen bisherige politische Amtsinhaber ins soziale Abseits gestellt. Seine „Herrschaftspraxis“ mit der Protektion naher Verwandter tat ein Übriges; so leitete sei-

Aus der Bewegung

Große Kundgebung der Ortsgruppe Meppen der NSDAP
gegen Miesmacher, Nörgler und Konfessionsheger.

Im überfüllten Saale des Hotels Germania fand am gestrigen Abend die bereits seit einiger Zeit im Rahmen der Versammlungswelle angekündigte Versammlung statt. Kurz vor 8,30 Uhr erscheint Hg. Köllmann, von den Anwesenden stürmisch begrüßt. Ortsgruppenleiter Hg. Hoffschulte eröffnet alsdann die Versammlung u. begrüßt den Redner des heutigen Abends. Hiernach werden noch einige dienstliche Anordnungen bekannt gegeben, worauf nunmehr der Gaukulturwart Hg. Köllmann das Wort erteilt wird. Dieser führte folgendes aus:

Wenn der Nationalsozialismus von 14 Jahren den Kampf eröffnet habe gegen eine Umwelt von Feinden und Volksverrätern, dann nur aus der Erkenntnis heraus, daß es nochmals gelingen müsse, den deutschen Menschen und das deutsche Volk wieder zu sich selbst zurück zu führen. Dieser Kampf sei von unserem Führer und seinen Getreuen nur deshalb möglich gewesen, weil sie von dem fanatischen Willen befeelt gewesen seien, daß es möglich sein müsse, das ehrliche deutsche Volk wieder in seinem Glauben an sich selbst zu stärken. Der Nationalsozialismus müsse es auch deshalb ablehnen, wenn heute der sogenannte „Bürger“ komme und freiwillig seine Dienste der Bewegung anbiete. Unter stürmischem Beifall erklärte er dann weiter, daß der Weg, der in Deutschland beschritten werden sollte zur Errettung des deutschen Volkes, nur von kampferprobten Männern beschritten werden könnte und diejenigen, die 14 Jahre lang einer andern Weltanschauung gedient hätten, sich am Schluß anzuschließen hätten. Diejenigen, die den Weg vorzeichnen müßten, seien die Garanten dafür, daß sie in der Lage seien, die sich der nationalsozialistischen Weltanschauung entgegenstellenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Unter langanhaltendem Beifall erklärte dann der Redner: Es wären vielleicht eine Reihe von Volksgenossen, die glaubten, daß er heute Abend gegen eine in Meppen stattfindende Kundgebung Sturm laufen werde. Hierin habe man sich jedoch getäuscht. Für den Nationalsozialismus bestände nur eine Lösung und die sei, daß diese Kundgebung für Deutschland, also im Sinne des Nationalsozialismus, abgehalten werde, oder aber gegen den Nationalsozialismus. Wenn letzteres der Fall sei,

dann wisse er, daß das deutsche Volk stark genug sei, sich seinen Feinden zu erwehren und sie eines guten Tages reiflos abhürten werde.

Zum Schluß seiner Ausführungen forderte alsdann der Redner die Anwesenden auf, am Schluß der Versammlung gemeinsam zum alten Marktplatz zu marschieren, um dort als äußeres Zeichen die Figur eines Miesmachers zu verbrennen.

Ortsgruppenleiter Hg. Hoffschulte dankte dem Redner für die Ausführungen und wies gleichzeitig auf die Verbrennungsfest auf dem alten Marktplatz hin. Alsdann formierte sich der Marschzug.

Auf dem alten Marktplatz hatte sich inzwischen eine stattliche Zahl Volksgenossen eingefunden, als der Gaukulturwart Hg. Köllmann wiederum das Wort ergriff und u. a. erklärte, daß bei dem Kampf des Nationalsozialismus in seinen Anfängen stets Deutschland und das deutsche Volk als oberstes und höchstes Gut gestanden habe und für alle Zeiten stehen werde. Die Besserwisser und Miesmacher, die früher in allen Parteien gegen den Nationalsozialismus zu suchen gewesen seien, hätten nunmehr wieder ihr Haupt erhoben und ständen immer noch da, wo sie auch früher gestanden hätten. Aber Bewegung und Volk, die es mit Deutschland ehrlich meinten, seien stark genug, diese Besserwisser eines andern zu befehlen. Weil diese Erkenntnis im deutschen Volke Fuß gefaßt habe, wolle man als äußeres Zeichen des Kampfes gegen Nörgler und Besserwisser hier eine Figur, die einen Nörgler und Besserwisser darstelle, verbrennen, damit jene Kreise endgültig in Deutschland ausgerottet würden. Alsdann wurde die Figur, die entgegen anderslautenden Gerüchten, einen „Spießbürger“ verkörperte, in Brand gesteckt. Die versammelten Volksgenossen stimmten spontan das Deutschland-Lied an, dem alsdann als Abschluß der Kundgebung das Horst Wessel-Lied folgte.

**Welcher Arbeitgeber schickt einen
Mitarbeiter mit der N.S.-Gemein-
schaft „Kraft durch Freude“
in Urlaub?**

Hauptschriftleiter i. B. und Anzeigenleiter: Heinz Wegener in Meppen. — Verlag und Druck von H. Wegeners Verlag GmbH. Meppen. — Da. IV. 34 : 3900.

Der Emsländer 29.5.1934

ne Schwester Appollonia den BDM, sein Bruder Philipp stand an der Spitze der Meppe-
ner SA. Moderater zeigte sich nach dem 28. Mai zunächst Landrat Dr. Werner Zimmer-
mann, der aber auch auf die harte Parteilinie umschwenkte. Die Gegnerschaft zu den Na-
zis war also nicht nur als Einsatz für die kirchlichen Belange zu verstehen, sondern hat-
te durchaus eine persönliche und politische Dimension.

Schließlich wie Sommer von einem lokalen Ereignis zu sprechen, verbietet allein schon
die bis in die Diktion hineinreichende Übereinstimmung mit der reichsweiten Kampagne,
die nur zentral gesteuert sein konnte. Wie man aus diesen Fakten ableiten kann, dass sich
der Protest nur gegen „örtliche Funktionsträger des Regimes, ... nicht gegen das NS-Re-
gime insgesamt“ richtete, ist kaum nachvollziehbar.²⁴

Anmerkungen

- 1 Karl-Ludwig Sommer; Meppen in Demokratie und Diktatur (1918–1945). In: Geschichte der Stadt Meppen. Hrsg. von der Stadt Meppen 2006, S.391–464.
- 2 Sommer (wie Anm. 1), S.433f.
- 3 Pfarrarchiv der Propsteigemeinde, C-083-3 (künftig PropsteiA).
- 4 Gerd Steinwascher; Die Odyssee des Windthorst-Denkmal in Meppen – ein „Jahrhundert-Drama“. In: JbEHB 42, 1996, S.60–73.
- 5 Schubert war 1933 vertretungsweise für einige Monate Landrat als Nachfolger von Friedrich Fehrmann und wurde 1934 von Zimmermann abgelöst.
- 6 Heinz Kleene, Der „Volksverein für das katholische Deutschland“ im Emsland. In: JbEHB 52, 2006, S.155–176.
- 7 Maria Anna Zumholz, Volksfrömmigkeit und Katholisches Milieu – Marienerscheinungen in Heede 1937–1940 im Spannungsfeld von Volksfrömmigkeit, nationalsozialistischem Regime und kirchlicher Hierarchie (Schriften des Instituts für Geschichte und Historische Landesforschung, 12). Cloppenburg 2004, S. 219.
- 8 Der Emsländer vom 04.05.1934.
- 9 Der Emsländer vom 15.05.1934.
- 10 Der Emsländer vom 01.06.1934.
- 11 PropsteiA: Brief des Propstes Meyer an Landrat Dr. Zimmermann vom 16.06.1934.
- 12 Der Emsländer vom 27.05.1934.
- 13 Der Emsländer vom 29.05.1934.
- 14 PropsteiA: Brief des Propstes an die Pfarrer vom 01.06.1934.
- 15 PropsteiA: Brief des Betroffenen an Hitler vom 19.06.1934.
- 16 Der Emsländer vom 12.05.1934.
- 17 Der Emsländer vom 23.02.1934.
- 18 Der Emsländer vom 14.05.1934.
- 19 Der Emsländer vom 30.05.1934.
- 20 Zu Josef Egert neuerdings eine Biographie von Heinz Kleene/Helmut Lensing. In: Emsländische Geschichte 15, 2008 (im Druck).
- 21 PropsteiA: Brief des Propstes an Landrat Zimmermann vom 22.06.1934.
- 22 Klemens August Recker; Bischof Wilhelm Berning von Osnabrück am Ende der Weimarer Republik. In: Emsländische Geschichte 5, 1996, S.19–43.
- 23 Lagebericht der Staatspolizeistelle Osnabrück an das Geheime Staatspolizeiamt für die Monate September bis Oktober 1934. In: Gerd Steinwascher; Gestapo Osnabrück meldet. Osnabrück 1995, Nr. 24, S.102.
- 24 Sommer (wie Anm. 1), S.433.

Esterwegen, Lager VII

von Wilfried W. Meijer

die erste schuld :: die zweite schuld :: schnee
die erste schuld :: die zweite schuld :: schnee

der altlastatlas

weiß

und wir – gedenktouristen unterwegs –
vom schwarzen nachbild blind

aber jetzt

work-camp sucht arbeitslager
detektoren fiepen wie am spieß
nach missing links
zwei nevermore-soldaten
graben mit dem spaten
nach einem namenlosen
quäntchen mensch
ein knopf

ein brillenbügel

zahn

work-camp sucht arbeitslager

mittagshore :: nonnen
breiten ihre flügel aus
und singen einen seelenstein
ins rollen :: torfmoorlore
schatten

uniformen

steigen ums gepferch
fossile furcht

ein echohund
der einen schock kommandos apportiert
das kapokläffen
hackenklappen :: schlaghagelbö
der hungeratem
aus dem wurmloch in der zeit

am zaun
ein nelkenstrauß
kopfschüttelnd
nickt uns zu im immerwind
sein fotogenes nein :: ein souvenir
und wir –

die erste schuld :: die zweite schuld :: schnee
die erste schuld :: die zweite schuld :: schnee

ein span barackenholz
der unter unsern nägeln brennt

„Eine derartige Behandlung öffentlicher Angelegenheiten ist eine unzulängliche“ – Zur Geschichte der (Fluss-)Badeanstalten in Meppen

von Michael Haverkamp

Im Jahre 1907 bat das Preußische Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten alle Regierungspräsidenten um Nachricht, welchen Umfang das Badewesen im Regierungsbezirk annehme und wie das Badewesen organisiert sei.¹ Die Antworten flossen seinerzeit in einen Erlass² ein, welcher am 11. Juli 1910 in Kraft trat und fortan die Anlage und den Betrieb der Brause- und Wannenbäder (Volksbäder³) sowie der Badeanstalten im Freien und in geschlossenen Räumen regeln sollte. Damit wurden die kommunalen Körperschaften und Wohlfahrtsorganisationen aufgefordert, „dem Badewesen diejenige Aufmerksamkeit zuteil werden [zu] lassen, die es bei seiner Bedeutung für die öffentliche Gesundheit verdient“. Zugleich wurden die Medizinalbeamten veranlasst, „auf die Förderung des öffentlichen Badewesens im Sinne der Anleitung hinzuwirken“.⁴

In der Tat hatte in den drei Dezennien zuvor ein wahrer Bäderboom eingesetzt. Die ersten Volksbäder entstanden in England. Wegweisend war eine 1842 in Liverpool eröffnete öffentliche Bade- und Waschanstalt für die arbeitende Klasse, die 28 Badekammern sowie zwei Schwimmbecken und ein Wäschehaus hatte. Das erste deutsche Volksbad entstand 1855 in Hamburg am Schweinemarkt. Es verfügte über 65 Badewannen und 56 Waschstände zum Wäschewaschen, ebenfalls für die „unteren Klassen“. Finanziert wurde der Bau mit Hilfe von Aktien und Spenden reicher Bürger. 1860 eröffnete in Magdeburg die erste öffentliche Badeanstalt mit einem Schwimmbecken. Mit zunehmender Verstädterung kamen auch Fluss- und Seebadeanstalten hinzu.⁵ Eine erhebliche Förderung erfuhren die öffentlichen Badeanstalten und Volksbäder durch die Anlage der städtischen Wasserwerke ab etwa 1880/1890. Diese konnten bequem das zum Badebetrieb erforderliche reine Wasser liefern.

Die rasante Entwicklung von Badeanstalten und Volksbädern mit ihren Wasch- und Duschmöglichkeiten ist vor dem Hintergrund einer breiten Hygienebewegung zu sehen, wie sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts im Gefolge von Bevölkerungswachstum und Verstädterung und den damit einhergehenden Problemen entwickelte. Vor allem die epidemisch auftretende Cholera mit Seuchenzügen 1830/31, 1866 und 1892 wirkte als Motor dieser Bewegung und erfasste spätestens mit Beginn des 20. Jahrhunderts Regionen und Städte gleichermaßen.⁶ Das Industriezeitalter schuf neue Notwendigkeiten. Ballungs-

zentren entstanden, die Menschen drängten in Massen in die Städte, um dort zu arbeiten und zu leben. So stieg auch die Einwohnerzahl Meppens von 2 101 im Jahre 1833 auf 2 898 im Jahre 1864, 3 971 in 1895 und 7 800 im Jahre 1937, wobei nun der Haupterwerbszweig nicht mehr der Ackerbau wie noch 1833, sondern die Industrie und der Handel waren.⁷ Auch wenn Meppen nicht mit Städten wie Osnabrück, Münster oder Bremen und Hamburg verglichen werden kann – dazu verharnte die Stadt zu sehr in ihrer Ackerbürgermentalität –, lassen sich die Gefahren, welche der Allgemeinheit aus den Agglomerationen mit zumeist unbekanntem und ungelösten Versorgungsproblemen damals erwachsen, auch hier darstellen. Mangelnde Wasserversorgung, fehlende Abwasserbeseitigung, Wohnungsnot, Nahrungsmittelknappheit und Pauperismus stellten das Wachstum jedes Gemeinwesens in Frage.⁸ Der Berliner Arzt und Politiker Rudolf Virchow schrieb seinerzeit: „Seuchen sind (...) Attribute der Gesellschaft, Produkte der falschen oder nicht auf alle Klassen verbreiteten Kultur; sie deuten auf Mängel, welche durch die staatliche und gesellschaftliche Gestaltung erzeugt werden, und treffen daher vorzugsweise diejenigen Klassen, welche die Vorteile der Kultur nicht mitgenießen.“⁹ Eine Ansicht, die, wenn gleich auch langsam, aufgegriffen wurde. Krankheit erschien nicht mehr als Faktum, welches man hinzunehmen hatte, sondern als Gegner, welchen man bekämpfen konnte. Hygiene hieß die neue Waffe, und wo sie angewandt wurde, zeigten sich schon bald Erfolge.¹⁰

Doch standen nicht allein die Anlage zentraler Wasserwerke und Kanalisationsprojekte im Zentrum des Interesses der Hygieniker. Auch die Schaffung gesunden Wohnraumes, der Städtebau mit entsprechenden Freizeiteinrichtungen wie den Sportstätten standen ganz oben auf der Agenda. So folgte der Bau von Volksbädern, betrachtet man die historischen Bedingungen, seuchenpolitischen Notwendigkeiten, unterstützten diese durch Reinigung die Krankheitsprophylaxe.¹¹ Wohingegen der Bau von Badeanstalten vornehmlich der körperlichen Ertüchtigung diente und noch ganz in der Tradition der Triebunterdrückung in der mechanisch-medizinischen Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts stand.¹² Vielen Städtebauern und Hygienikern schritt diese Entwicklung deutlich zu langsam voran. So initiierte der Begründer der Volksbäderbewegung, Oscar Lassar¹³, eine Umfrage unter allen medizinisch-ärztlichen Beamten im Deutschen Reich mit Fragen zu Warmwasserbadeanstalten, nicht zuletzt um die sozialgesundheitlichen Missstände im Deutschen Reich aufzudecken.¹⁴ Über 50% der angeschriebenen Ärzte antworteten auf die Fragen; die Auswertung erbrachte zwei wesentliche Erkenntnisse. So kamen im Deutschen Reich auf eine Warmwasserbadeanstalt statistisch gesehen etwa 30 000 Benutzer; wobei es ein krasses Missverhältnis zwischen dem städtischen und ländlichen Raum gab. Oftmals existierten in größeren Städten und Ballungszentren ausreichend Badeeinrichtungen, die aufgrund der hohen Eintrittspreise allerdings zumeist nicht ausgelastet waren. Daneben wurde deutlich, dass vor allem die Arbeiterschicht, die aufgrund der oftmals desolaten Wohnsituation eigentlich auf externe Badeeinrichtungen angewie-



Beispiel für ein Schulbausebad

(Quelle: Johann Eugen Mayer, Badeeinrichtungen und Badeanstalten, Leipzig 1913)

sen war, sich aufgrund der hohen Nutzungsgebühren einen Besuch einfach nicht leisten konnte.¹⁵

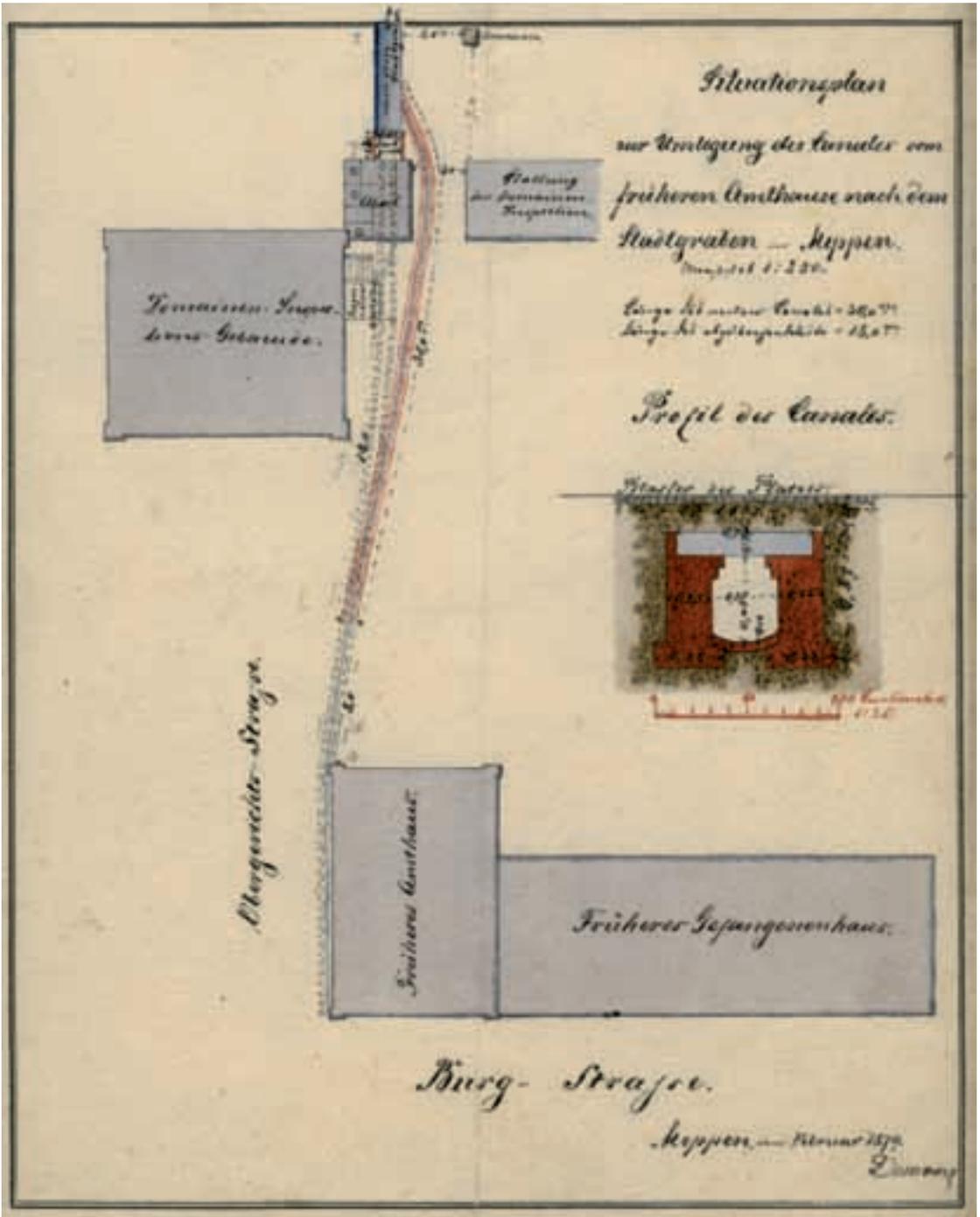
Die von Oskar Lassar am Beispiel der städtischen Badeeinrichtungen dokumentierten Probleme stellten die Stadtobergkeiten vor Herausforderungen, die mit Mitteln der bis dato üblichen Hoheits- und Vermögensverwaltung nicht zu bewältigen waren. So mussten für die „wachsenden Einwohnermassen und ortsansässigen Wirtschaftsbetriebe Leistungen erbracht werden, die – anders als in der traditionellen ländlichen Gesellschaft – nicht mehr Sache des Einzelnen sein konnten (...). Motive für das Handeln der Städte waren vielmehr Bedarfsnotwendigkeiten und Gewinn, und so traten sie als privatrechtliche Subjekte auf, die fiskalisch-erwerbswirtschaftliche Agenden ausführten.“¹⁶ Betrachten wir die Aufgabenbereiche der Gemeinden und Städte heute, wird deutlich, dass die seinerzeit getroffene Unterscheidung in privatrechtliche Aufgaben mit den Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerken, den Nahverkehrsunternehmen, Sparkassen, Badeanstalten und Sportstätten einerseits und den öffentlich-rechtlichen Aufgaben mit der Kanalisation, dem Straßenbau und Schulwesen andererseits noch immer trägt.¹⁷ Zumeist waren es die Stadtärzte resp. die Kreisärzte, die im Verbund mit Ingenieuren und Architekten Verbesserungen in sanitärhygienischen und sozialhygienischen Bereichen anregten und durchzusetzen versuchten. „Bis dahin“, so der angesehene Leipziger Bäderingenieur Johann Eugen

Meyer, „wo wir in jedem Wohnhaus oder gar in jeder Wohnung eine Badegelegenheit finden, haben wir noch weit, ja sehr weit. Um so mehr ist es Pflicht jeder Gemeinde, durch eine öffentliche Badeanstalt jedem Gemeindegewässersassen das tägliche oder doch wöchentliche Bad zu ermöglichen. Was hier die Gemeinde ausgibt, das tut sie für das öffentliche Wohl und die öffentliche Gesundheit; Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit der Einwohner ist der Lohn für dieses Opfer.“¹⁸ Wie schwierig die Erlangung eines solchen Opfers aber war, zeigt sich durchaus am Beispiel der Stadt Meppen und der Entwicklung der städtischen Badeanstalten. So hängen die Errichtung und Schließung der städtischen Flussbadeanstalten direkt mit der notwendigen innerstädtischen Abwasser-(Unrat)beseitigung resp. den sich etablierenden Gesundheitsrichtlinien zusammen und stehen somit exemplarisch für die jahrelangen Auseinandersetzungen um die Städtehygiene und deren Finanzierung im beginnenden 20. Jahrhundert. Seinerzeit besaß die Stadt Meppen eine (Fluss-)Badeanstalt an der Ems, in Verlängerung des damaligen Stadthafens gelegen, die nach jahrzehntelangem Zögern am 1. Juni 1902 der Öffentlichkeit übergeben worden war und sowohl der „körperlichen Ertüchtigung“ als auch der „Reinlichkeit“ dienen sollte.¹⁹ Daneben gab es lediglich eine Privatbadeanstalt im Hotel Warren, wo dem Meppener Bürgertum ganzjährig gegen ein Entgelt Dusch- und Wannenbäder zur Verfügung standen.²⁰ Die notwendige Errichtung eines allgemein zugänglichen Wannen- und Brausebades sollte die Stadt Meppen, wie ebenfalls im nachfolgenden Exkurs deutlich wird, dagegen nie verwirklichen.

Ein Exkurs in sechs Akten

I. Akt: Die Planung einer Abwasserleitung

Die Wasserversorgung wurde in Meppen traditionell durch Brunnen, später Pumpen, sichergestellt; um 1857 finden sich 14 Pumpengemeinschaften in der Stadt.²¹ Daneben geschah die Entsorgung der Schmutz- und Regenwässer – angereichert mit Abfällen, Schlachtabfällen und Fäkalstoffen – durch die Stadt querende Abwassergräben resp. Abwasserrinnen. Die sonstigen Abfälle sammelte jeder Einwohner hinter dem Haus in den Abortanlagen, welche von Zeit zu Zeit entleert und abgefahren wurden. Was dies im Hinblick auf die Sanitärhygiene bedeutete, wird anhand der vielen überlieferten Beschwerden bezüglich des zumeist verstopften und übel riechenden Stadtgrabens sowie der Reinigung und Abfuhr der Jauchegruben einerseits und der erhöhten Brechdurchfall- und Typhusfälle andererseits deutlich.²² Streitigkeiten zwischen dem Magistrat Meppens sowie dem Landratsamt resp. der Landdrostei in Osnabrück als übergeordnete Behörden über die immer wieder von den Kreisärzten angemahnte Räumung dieser „abscheulich stinkenden Abwassergräben“ sowie wegen der Forderung nach einem zentralen Schlachthaus außerhalb der Stadt ziehen sich durch das gesamte 18., 19. und frühe 20. Jahrhundert.²³



„Situationsplan zur Umlegung des Canales vom früheren Amtshause nach dem Stadtgraben—Meppen“, handkolorierte Bleistiftzeichnung, Febr. 1879, gezeichnet: Demanz
(Quelle: StAOS, Dep. 63b Nr. 816, Acta betr. Verbesserung und Verlegung des vom s.g. alten Amtsufer nach dem Stadtgraben führenden Abzugscanals 1877–1887)

Im Oktober 1870 bat die Stadt Meppen, nach erneuter Ermahnung durch die Sanitärpolizei, die Gräben zu räumen, ‚bauernschlau‘ die Landdrostei Osnabrück um die Planung einer Wasserleitung (Abwassergraben mit Spülung), um die in der Stadt Meppen bestehenden Missstände zu beseitigen. Die Landdrostei lehnte jedoch eine direkte planerische und damit finanzielle Beteiligung ab und verwies auf den in Meppen ansässigen Baurat Luttermann.²⁴

Dieser wiederum erinnerte an bereits 1861 stattgefundene Untersuchungen und Planungen zur Anlage einer Wasserleitung, welche der Wasserbaudirektor Dinklage durchgeführt hätte. Die Ergebnisse seien „aus nicht bekannten Gründen“ abgelehnt worden. Es sei nun „müßig, erneut Arbeit und Geld in Planungen zu stecken, die schon einmal scheiterten“.²⁵ Erst Jahre später, im Frühjahr 1897, nahm dann der Bürgermeister Meppens Kontakt mit dem „Culturtechnischen Büro Hannover und Cultur Ingenieur G. Wurtzler“ auf und bat diesen, Aufrisse und Kostenschätzungen für einen geplanten Stadtgraben vom Kanalhafen durch die Stadt in die Ems anzufertigen.²⁶ Wurtzler lieferte bereits mit Schreiben vom 15. Juli 1897 die gewünschten Planungsunterlagen einschließlich der notwendigen Zeichnungen.

Um die Durchführung des geplanten zentralen Entwässerungsgrabens zu ermöglichen, fasste der Magistrat am 16. September 1897 den Beschluss, die für die Durchleitung notwendigen Grundstücke zu erwerben. Die Planungen wurden bereits im Folgejahr mit dem Wasserbauingenieur Thiele in Lingen abgestimmt.²⁷ Dennoch stockten die weiteren Arbeiten, da die Stadtväter offensichtlich zunächst versuchten, von der Kanalverwaltung eine Kostenbeteiligung zu erwirken. Begründung: Die Entwässerung des bestehenden Stadtgrabens sei deshalb so schlecht, weil der Bau des neuen Dortmund-Ems-Kanals die Vorflut des Stadtgrabens herabgesetzt habe.

Hierzu muss man wissen, dass die Altstadt Meppens seit dem Bau des Dortmund-Ems-Kanals von drei Wasserzügen umgeben wird. Im Südwesten fließt die Ems Richtung Norden, im Südosten erreicht der Dortmund-Ems-Kanal die Stadt und fließt oberhalb dieser in die Ems, ebenso wie die von Osten kommende Hase, welche noch auf Stadtgebiet in den Dortmund-Ems-Kanal einmündet. Selbst wenn man damals eine Spülung des Stadtgrabens mit Wasser aus dem Dortmund-Ems-Kanal vorgenommen hätte, wäre diese bei starkem Hochwasser der Ems wirkungslos gewesen, da die Stadt dann unterhalb dessen Wasserspiegel läge. Daher belasteten augenscheinlich die zu erwartenden Kosten für Grundstückskauf und Bauausführung den städtischen Haushalt so stark – eine Bürgerbeteiligung war mit der seinerzeit üblichen Hoheitsverwaltung ohne geregelte Kommunalabgaben durch die Anlieger schwierig – dass der Magistrat jede Chance zur Kostenersparnis nutzte. Doch Erfolg stellte sich nicht ein, denn der „Königliche Wasserbauinspektor“ der Kanalverwaltung in Meppen wies mit dem Bemerkens, es habe nur geringfügige Veränderungen in der Vorflut gegeben, die Vorwürfe zurück – Jahre vergingen.

2. Akt: Die Planung einer Flussbadeanstalt

Im Mai 1886 informierte der Direktor des Meppener Gymnasiums, Dr. Hune, den Landrat des Landkreises Meppen, Behnes, über ein von ihm verfasstes Schreiben an den Meppener Magistrat und ersuchte diesen, „beim hiesigen Magistrat die Errichtung einer Badeanstalt (...) befürworten und unterstützen zu wollen. Bekanntlich [so der Gymnasialdirektor] bietet Jahr für Jahr das Baden in der Ems & Hase unweit der öffentlichen Wege und Wälle Anlass zu Ärgernissen. Dazu kommt, dass ebenso regelmäßig fast jedes Jahr die Flüsse ein oder anderes Opfer aus der unachtsamen Jugend fordern. Aus diesen Gründen habe ich mich veranlasst gesehen, unter 21. Juli v. J. beim hiesigen Magistrate die Einrichtung einer Badeanstalt zu beantragen. (...) Erw. Hochwohlgeboren erlaube ich mir das Ersuchen vorzutragen, dem hiesigen Magistrate behufs Durchführung des besagten Projekts eine geneigte Unterstützung angedeihen lassen zu mögen, damit die für unsere Jugend und weitere Kreise wünschenswerte und notwendige Einrichtung noch zum Gebrauch für die herannahenden Sommermonate fertig gestellt werde“.²⁸ Auch die städtischen Kollegien begrüßten wohl zunächst den Vorschlag des Gymnasialdirektors und kündigten in einem Antwortschreiben an, die Anlage einer solchen Badeanstalt durch eine kleine Kommission überprüfen zu lassen. Offensichtlich geschah in der Folge aber wenig bis gar nichts, denn Dr. Hune beschwerte sich wiederholt beim Landrat über die Untätigkeit des Magistrats und verwies dabei erneut auf das seiner Meinung nach allen Übeln zugrunde liegende Problem, die Sittlichkeit. In einem Schreiben vom 5. Juli 1886 unterrichtete er den Landrat, „daß am gestrigen (Donnerstag) Nachmittag Lehrlinge und jugendliche Hüttenarbeiter in der Nähe des Ostwalles an denselben Stellen wie in vorigen Jahren unter großem Lärm in der Hase gebadet haben, so daß Spaziergänger beiderlei Geschlechtes, welche sich gerade um jene Zeit ziemlich zahlreich auf dem Walle befanden, daran Ärgernis genommen haben“.²⁹

Erneut schaltete sich der Landrat ein mit der Weisung an die Stadt, „vor Ablauf der nächsten 5 Tage mitzuteilen, was in Betreff der Einrichtung einer öffentlichen Badeanstalt bislang geschehen“³⁰ sei. Dabei verwies er auf seine Verfügungen vom 10. Mai und 6. Juli 1886 gleichen Inhaltes. Jetzt erst reagierte der Magistrat Meppens angemessen und berichtete, „daß während der Sommerferien der Gymnasiasten eine provisorische Badeanstalt hergerichtet und mittels Schreibens vom 5. Aug. an den Gymnasial-Direktor Herrn Dr. Hune die Anstalt den Schülern zur Mitbenutzung empfohlen [wurde]. Gleichzeitig (...) [wurde] beim Herrn Direktor die Befürwortung einer entsprechenden Beihülfe für die Errichtung einer Badeanstalt beantragt, da bei den vielen Gelegenheiten, unentgeltlich zu baden, diese Badeanstalt vorzugsweise nur von Schülern besucht werden dürfte. Es ist uns aber auf unsere diesbezügliche Vorstellung noch keine Erwiderung geworden und befinden wir uns daher z. Z. nicht in der Lage über die Badeanstalt weiter Mittheilung machen zu können“.³¹

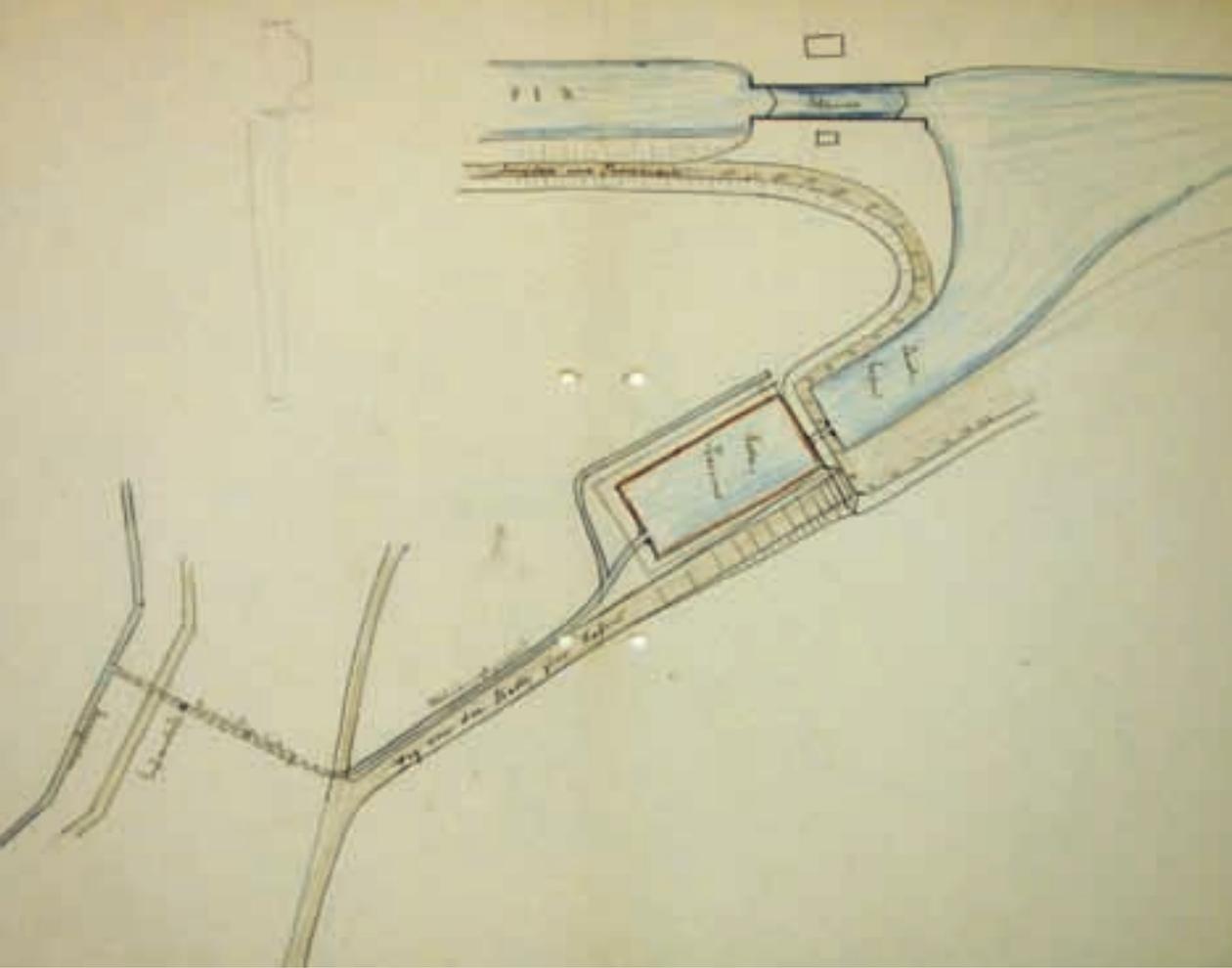
Auffallend ist bei diesem Schriftwechsel, dass allgemeine hygienische Fragen, wie sie seinerzeit von den Kreisärzten aufgeworfen wurden, bei der Forderung der Badeanstalt offensichtlich nicht maßgebend waren. Erst die vielen Todesfälle unter den Jugendlichen sowie das ständige Nacktbaden beiderlei Geschlechts in der Hase im Bereich des Schlackenbergs unterhalb der Eisengießerei und die damit zusammenhängende Belästigung des städtischen Bürgertums³² veranlassten die Gremien, den Bau einer Flussbadeanstalt ernsthafter zu diskutieren. Die provisorische Einrichtung einer Flussbadeanstalt ist nur für das Jahr 1886 zu belegen. Ob das Provisorium länger Bestand hatte, ist den Akten nicht zu entnehmen.³³ Es sollten Jahre vergehen, bis ernsthafte Versuche, eine dauerhafte Lösung des Problems herbeizuführen, unternommen wurden.

3. Akt: Die Vernetzung der Spülung des Abwassergrabens mit der Anlage einer Flussbadeanstalt

Am 13. November 1901 erreichte ein Schreiben des Regierungspräsidenten aus Osnabrück den Magistrat Meppens mit der Aufforderung, schleunigst das geplante Schlachthaus- und das Grabenprojekt zum Abschluss zu bringen, da „wiederholte Erkrankungen an Unterleibstypus Anlass zur Sorge böten“.³⁴ Der seinerzeitige Landrat des Kreises Meppen, Behnes, wurde nur wenige Tage später noch deutlicher, als er schrieb: „Die Förderung der schon seit Jahren projektierten bzw. beschlossenen städtischen Bauten (Stadtgrabenspülung, Schlachthaus) ist bislang in einem ganz unzureichenden Maaße geschehen. Eine derartige Behandlung öffentlicher Angelegenheiten ist eine unzulängliche, sie steht nicht im Einklange mit der Fürsorge für das Allgemeinwohl und kann nicht länger geduldet werden.“³⁵ Jetzt erst kam Bewegung in die Projekte.

Auf einer eigens einberufenen Sitzung diskutierten die städtischen Kollegien die Forderungen der Landdrostei und – was blieb angesichts der imposanten Drohkulisse auch anderes übrig – beschlossen die Einführung einer Spülung des städtischen Grabensystems. In dieser Sitzung wurde erstmals die Frage aufgeworfen, „ob nicht zweckmäßig mit der Anlage der Grabenspülung der Bau einer öffentlichen Badeanstalt zu verbinden sei. Durch das Baden in der offenen Ems [...] im Laufe der Jahre zahlreiche Unglücksfälle, die zum nicht geringeren Theil hoffnungsvolle Schüler des hiesigen Gymnasiums betreffen, vorgekommen“.

Und an den Landrat gewandt: „Die Zweckmäßigkeit und die Möglichkeit beide Theile im Zusammenhange zu erledigen würde an der Hand des vorliegenden Planes anerkannt. Der letztere wurde in der Sitzung vom 19. d. M. einstimmig genehmigt und sogleich beschlossen. Die lagerforderlichen Grunderwerbsgeschäfte sind bereits in die Wege geleitet.“³⁶ Der ebenfalls geforderte Bau eines zentralen Schlachthofes wurde dagegen aus Kostengründen erneut ausgesetzt.



*Situationsplan der städtischen Badeanstalt, handkolorierte Bleistiftzeichnung, wohl 1902
(Quelle: StAOS, Dep 63b, Stadt Meppen, Nr. 1353)*

In der Tat begann im Frühjahr 1902 die Stadt mit den Bauarbeiten, nachdem erneut die Landdrostrei Osnabrück durch Briefe an den Bürgermeister mit der Frage, wann denn nun endlich Baubeginn sei, in zweiwöchentlichem Abstand „Druck“ gemacht hatte. Die Königliche Wasserbauinspektion genehmigte in einem Schreiben vom 21. März 1902 die Entnahme von Wasser aus dem Dortmund-Ems-Kanal gegen eine jährliche Gebühr von 30 Mark. Die Ausführungsplanung sah vor, dass in Verlängerung des beim Bau des Dortmund-Ems-Kanals angelegten Hafens eine direkte Anbindung an das städtische Grabensystem geschaffen werden sollte. Aus dem Hafenbecken sollte, durch Schütze³⁷ geregelt, Wasser in das Grabensystem gelenkt werden und so für eine hinreichende Durchspülung sorgen.³⁸ Um nun dieses Projekt mit dem Vorhaben der Badeanstalt nützlich zu verbinden, wurde in Verlängerung des Hafenbeckens ein weiteres Bassin mit den Außenmaßen 25 x 54 Meter und einer Tiefe von 1,60 Meter ansteigend auf 0,70 Meter angelegt, so dass auch „Kinder ohne Gefahr des Ertrinkens“ baden konnten. Das ge-

samte Becken wurde mit einigem Abstand gänzlich durch eine 2,5 bis 3 Meter hohe Bretterwand eingefriedet. Innen an den Längsseiten dieser Bretterwand fanden sich jeweils sechs verschließbare und überdachte Einzelkabinen sowie eine größere Zahl nach vorne offener Umkleidenischen. Im Eingangsbereich zum Schwimmbad befanden sich die Bademeisterkabine und ein kleiner Kantinenraum.

Hölzerne Stege und Treppen führten von den Kabinen in das Wasser; die freien Flächen waren mit Rasen versehen. Das Bassin der Badeanstalt wurde über ein Schütz mit Wasser aus dem Hafenbecken gespeist, welches dann mittels einer Überlaufvorrichtung das Badewasser in das städtische Grabensystem durchleitete. Die Kosten für die Einrichtung einer Grabenspülung wurden mit 3 058 Mark, die Kosten für den Bau der Badeanstalt mit 8 500 Mark beziffert.³⁹

Unter den Fachingenieuren und Hygienikern war der Bau von Flussbadeanstalten, die nicht zugleich auch mit warmen Dusch- und Wannebädern ausgestattet wurden, aus hygienischer Sicht allerdings umstritten.

So zitierte der an der Technischen Hochschule zu Hannover lehrende Professor W. Schleyer in seinem Standardwerk zu Bädern und Badeanstalten seinen Kollegen Marggraff mit den Worten: „Wenn auch die Flußbäder von nicht zu unterschätzenden Vorteilen für die rauch- und staubschluckende Bevölkerung sind, (...) so ist doch vor allem zu berücksichtigen, dass dieselben in unserem Klima mit seinen rapid wechselnden Temperatur- und Witterungsverhältnissen kaum den vierten Teil des Jahres mit wirklichem Genuß und Wohlbehagen zu kultivieren sind (...). Ein Volksbad soll vor allem zur Reinigung des Körpers geeignet sein, kaltes Wasser ist ebensowenig dienlich, wie Seife unentbehrlich ist.“⁴⁰

Mit Baubeginn hatten die städtischen Kollegien mehrere Städte im Umland (beispielsweise Rheine und Lingen) angeschrieben und angefragt, wie in dortigen Badeanstalten die Badevorschriften und Regularien aussähen und ob es eine spezifische Anweisung für den Badewärter gäbe. Der Rücklauf wurde gesammelt und dann zu einem eigenen Regulativ zusammengeführt. Dieses Regulativ hing am Schwimmbad aus und wurde zur Eröffnung der Badeanstalt in den örtlichen Zeitungen veröffentlicht.⁴¹

Der Magistrat suchte mittels einer Anzeige im Katholischen Volksboten Ende Mai 1902 einen Badewärter für die neu zu errichtende Badeanstalt. Auf die Stelle ging nur die Bewerbung des ehemaligen Soldaten Carl Augustin aus Meppen ein, der aufgrund seiner Schwimmlehrertätigkeit beim Militär die Stelle auch erhielt.⁴²

Seine Aufgaben als Bademeister sowie sein Verdienst wurden durch einen zwei Seiten langen Vertrag geregelt. Aus diesem geht hervor, dass nicht nur er selber als Badewärter arbeiten sollte, sondern für die Badezeiten der Damen und Mädchen seine Frau zuständig war. Des Weiteren war Augustin für die Wasserzu- und ableitung verantwortlich, eine Aufgabe, die gesondert definiert wurde, da die sachgemäße Bedienung der „Wasserschütze“ für die kontinuierliche Durchspülung des städtischen Kanalsystems entschei-



Luftaufnahme des sog. „Alten Hafens“ in Meppen. Das Gelände der inzwischen zurückgebauten Flussbadeanstalt (siehe Markierung) ist an den Bodenverfärbungen (heller Sand) und der Verlängerung des Hafenbeckens erkennbar (Quelle: Junkers Luftbild, Befliegung 1927, Stadt Meppen – Fachbereich Stadtentwicklung, Planung und Bauverwaltung)

dend war:⁴³ Die allgemeinen Aufgaben des Badewärters waren gelistet und regelten im Einzelnen:

- „Die Ausgabe der Einzelkarten.
- Die Abgabe eines Handtuches oder einer Badehose zu den tarifmäßigen Sätzen.
- Die Aufbewahrung der eigenen Badwäsche der Besucher, sofern dieses gewünscht wird (nach Tarif).
- Das Aufschließen und Reinigung der Anstalt und der Zellen.
- Die Ertheilung von Schwimmunterricht.“⁴⁴

Die Einnahmen aus dem Kartenverkauf sowie aus den Gebühren für die Handtücher und Badehosen hatte Carl Augustin am Ende eines jeden Monats der Kämmereikasse zu überbringen. Die Einnahmen aus der Aufbewahrung und dem Schwimmunterricht verblieben ihm ebenso wie die Einnahmen aus einer kleinen Kantine, die er und seine Frau



*Badeordnung der Badeanstalt der Stadt Meppen
(Quelle: StAOS, Dep 63b, Stadt Meppen,
Nr. 1353)*

auf dem Gelände der Badeanstalt unterhielten und wo Erfrischungsgetränke an Badegäste über 16 Jahre ausgegeben wurden. Hinzu kam ein jährliches Grundgehalt von 450 Mark, welches aber mit Sicherheit nicht ausreichte, die Familie über das Jahr hin ohne größere Not zu versorgen.⁴⁵

Die Eröffnung der Badeanstalt im Mai 1902 wurde von den städtischen Kollegien feierlich begangen. Nur der Katholische Volksbote streute ein wenig Salz in die ‚kleinbürgerliche Wunde‘, wenn er angesichts der Eröffnung anmerkte: ‚Jedenfalls hat sich die Stadtvertretung den Dank der Bürgerschaft durch die Anlage Flussbadeanstalt verdient, um so mehr, weil mit ihr zugleich in so zweckdienlicher Weise die Spülung des Stadtgrabens verbunden werden konnte. Wir werden es bald erfahren, was für eine heilsame Einrichtung dadurch geschaffen ist. Eine so gründliche Säuberung des Grabens, wie sie in vergangenen

Woche (...) vorgenommen ist, haben wir früher nicht gekannt. (...) Wir knüpfen hieran zugleich den weiteren (...) Wunsch, dass doch endlich die Ausfuhr der Aborte am hellen Tage ein für alle Mal polizeilich verboten und verhindert werde. Welch widerwärtigen Eindruck macht dieser hier noch öfter vorkommende Unfug! Ist das, was in den Nachbarorten Lingen, Rheine u.a. längst beseitigt ist, nicht auch hier abzustellen? Oder haben wir so gründlich abgehärtete Nasen, dass Männlein und Weiblein sich die kräftigen Levkosen ruhig gefallen lassen?“⁴⁶

Fünf Jahre ging der Badebetrieb zur Freude aller Beteiligten ruhig vonstatten, dann forderte Bademeister Carl Augustin in einem mehrseitigen Gesuch an die Stadt Meppen eine Lohnerhöhung um 200 Mark auf 650 Mark. Richtigerweise summierte er in dem Schreiben seine Arbeitszeit und die seiner Frau und kam so auf zwölf Dienststunden am Tag, zuzüglich zwei Stunden für den Arbeitsweg.

Da die Kantine nicht den erwarteten Gewinn abwarf und „auch sonst keine weitere Arbeit aufgenommen werden könne“, reichte, so Augustin, der Verdienst zum Unterhalt seiner Familie nicht aus. Der Antrag wurde zwar innerhalb der städtischen Gremien beraten, aber mehrheitlich abgelehnt.⁴⁷

Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit muss sehr groß gewesen sein und das Verhältnis zwischen Augustin und der Stadt nachhaltig zerstört haben, denn ein eigentlich banaler Streit zwischen dem „Königlichen Gymnasium“ und dem Magistrat Meppens führte im Sommer 1911 zur Entlassung des Bademeisters. So hatten Schüler des Gymnasiums immer wieder den Badebetrieb durch Tobereien und Pöbeleien gestört, vor allem an den Sonntagen. Augustin duldete diese Störungen des Badebetriebs nicht und unterrichtete den Magistrat Meppens mit der Bitte, die Badezeiten der Schüler auf die Tage in der Woche zu beschränken. Letzterer gab die Beschwerde an den Direktor des Königlichen Gymnasiums weiter: Dieser distanzierte sich in ziemlich abweisendem Ton von den Vorwürfen, „warum der Bademeister keine Namen nenne?“ und verbat sich jegliche Beschränkung der Badezeiten seiner Schüler mit dem Hinweis, die Schule unterstütze die Badeanstalt mit jährlichen Zuschüssen von 100 Mark. Der Magistrat löste schließlich das Problem durch die Entlassung des Badewärters, die Schüler des städtischen Gymnasiums durften weiter am Sonntag die Badeanstalt nutzen!⁴⁸

Daneben ergaben sich Probleme innerhalb des Badebetriebes immer dann, wenn die strikt getrennten Badezeiten von Mädchen und Jungen sowie Männern und Frauen berührt wurden oder Anstand und Moral der Badenden in Gefahr gerieten. So schrieb der Landrat des Kreises Meppen am 25. Juni 1912 an den Magistrat der Stadt: „Der Umfassungszäun der städtischen Badeanstalt ist an mehreren Stellen schadhaft, sodass ein Hineinsehen in die Badeanstalt von Aussen möglich ist, was im Interesse der Sittlichkeit verhindert werden muss. Ich ersuche daher sofort alle vorhandenen schadhaften Stellen, Ritzen, Löcher u.s.w. gründlich zu beseitigen. Auch halte ich es für erwünscht, dass der städtische Polizeisergeant zu den Badezeiten für Frauen wiederholt um die Badeanstalt herum patrouilliert, da an der Umfassungswand hinaufgelehnte oder in der Nähe stehende Schiebkarren darauf hindeuten, dass der Versuch gemacht wird, über den Rand der Umfassungswand in die Badeanstalt hineinzusehen.“⁴⁹ Der Magistrat reagierte auf dieses Schreiben mit einer Anweisung sowohl an den Bademeister als auch an den Polizeisergeanten, „die vorhandenen Löcher sofort auszubessern und tagtäglich die Umzäunung nach[zu]sehen, ob irgend welche schadhaften Stellen entstanden sind“.⁴⁹

Auch wenn dieser Vorfall – glaubt man dem Schreiben des Landrates – die kleinstädtische Moral Meppens auszuhebeln drohte, gab es seit Jahren bereits viel größere Probleme zu bewältigen. Probleme, welche die Existenz der erst wenige Jahre alten Badeanstalt direkt bedrohten und in der Lage der Badeanstalt gründeten. So ankerte im städtischen Hafen ein „als Schlafstätte für etwa 30–40 beim Schleusenbau beschäftigte holländische Arbeiter dienendes Schiff. Es [war] zwar seitens der Königlichen Wasserbauinspektion den betreffenden Arbeitern untersagt, das Hafengewässer durch Ausschütten von Schmutzwasser oder menschliche Exkremamente zu verunreinigen. Trotz dieses Verbotes hat sich in der Bürgerschaft die Befürchtung allgemein verbreitet, daß die Anordnungen der Wasserbauinspektion seitens der Arbeiter nicht befolgt würden, und daß eine Ga-

rantie für die ständige Reinhaltung des Hafenwassers mangels der erforderlichen Kontrolle nicht gegeben sei. Da von einem Verbleiben des Schiffes an seiner jetzigen Stelle für die Besucher der städtischen Badeanstalt in gesundheitlicher Beziehung die größten Gefahren ausgehen können, bittet der Magistrat die Entfernung des Schiffes von seiner jetzigen Stelle veranlassen zu wollen“.⁵⁰

Die Gefahren, welche von menschlichen Exkrementen ausgehen konnten, waren spätestens seit den Choleraepidemien und dem Wirken von Robert Koch Allgemeingut, und es gab, so schien es, mit dem am 30. Juni 1900 verabschiedeten „Reichsgesetz betreffend die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten“⁵¹ ein Gesetz, das dem Magistrat Meppens überzeugende Argumente für eine Beschwerde an die Hand gab. Doch weit gefehlt. Zwar deutete sich hier schon früh ein Problem an, das mit dem Anwachsen des Schiffsverkehrs auf dem Dortmund-Ems-Kanal noch augenfälliger werden sollte. Denn seinerzeit war es üblich, die auf den Schiffen anfallenden Abwässer, ob aus der Küche, dem Bad oder den Toiletten, in die Wasserwege zu entsorgen. Gleiches galt für die Verunreinigungen der Laderäume, der Motorräume usw. Mit ansteigendem Schiffsverkehr stieg somit die Verunreinigung der Wasserstraßen, die zudem aufgrund der zahlreichen Schleusen nur einen spärlichen Wasseraustausch aufwiesen. Für Hafenbecken mit stehendem Betrieb und entsprechenden Ladevorgängen wird die Verschmutzung des Wassers noch höher anzusetzen sein. Doch da die Stadt Meppen mit der Kanalverwaltung lediglich eine Vereinbarung zum Bau eines „Bassins zum Spülen des Stadtgrabens und der Gossen von Meppen“ geschlossen hatte, blieb die Beschwerde zwecklos. Die Kanalbauverwaltung verwies nämlich genau auf diesen Umstand und schrieb: „Sollte (...) das Wasser des Stadthafens zur Speisung der Badeanstalt sich nicht als brauchbar bzw. gesundheitsgefährlich erweisen, so stelle ich ergebenst anheim das fragliche Wasser anderweitig zu beschaffen.“⁵²

In der Tat hatte in nur wenigen Jahren die Verschmutzung des Dortmund-Ems-Kanals und damit der Badeanstalt derart zugenommen, dass der Kreisarzt in einem Schreiben vom 24. Juni 1907 an den Landrat feststellte: „M. E. ist es notwendig, die Badeanstalt zu schließen, da das Baden in solchem Wasser nicht nur sehr unappetitlich u. ekelig, sondern auch in hohem Grade gesundheitsgefährlich ist. Wer kann wissen wie viel Bazillenträger unter dem fremden Volke sich befinden u. das Wasser infizieren.“⁵³ Warum die Badeanstalt in Folge nicht geschlossen wurde, ist den Akten nicht zu entnehmen. Vermutlich war es fünf Jahre nach Eröffnung der Badeanstalt für alle Beteiligten schwierig, die nun deutlich werdende Fehlplanung offen einzugestehen. Da aber die Verschmutzung der Badeanstalt kontinuierlich anstieg, blieb kein Ausweg mehr: Im Frühjahr 1921 stellten schließlich die städtischen Körperschaften resigniert fest, dass die „alte bestehende Badeanstalt (...) sich nicht mehr besonders als Badeanstalt [eigne], da sie in der Nähe des Hafens liegt und das Wasser durch das viele Torfladen stark verunreinigt wird“. Daher werde „grundsätzlich de[r] Abbruch der Badeanstalt an der jetzigen Stelle und die Verlegung bzw. Neubau derselben an einer günstigeren Stelle innerhalb des Flussgebietes der Ems“ geneh-



Badestube des Heinrich Altmeppen an der Ems unterhalb der Emsbrücke. Fotograf und Jahr unbekannt (Quelle: Kreisarchiv Emsland)

migt.⁵⁴ Zugleich wurde eine Kommission gebildet, die einen geeigneten Platz zur Anlage einer neuen Badeanstalt suchen sollte. Dieser wurde schließlich südlich des Stadtgebietes in der sogenannten Marsch gefunden, wo die Stadt seit „dem Sommer 1921 versuchsweise ein sogenanntes Freibad hergerichtet“ hatte.⁵⁵ Mit Schreiben an das Landratsamt Meppen sowie an die Bezirksregierung in Osnabrück bat die Stadt Meppen um finanzielle Unterstützung zur Neueinrichtung der Badeanstalt. Diese wurde auch zunächst vom Regierungspräsidenten wegen der „Knappheit der den Gemeinden zur Verfügung stehenden Mittel“ avisiert, jedoch an eine vernünftige Planung mit erneuter Prüfung gekoppelt.⁵⁶ Die städtischen Kollegien reagierten auf dieses Schreiben mit dem Beschluss, einen Entwurf einer Badeanstalt ausarbeiten zu lassen. Gleichzeitig anerkannten sie, dass die „Errichtung einer Flussbadeanstalt in der Ems im Frühjahr nächsten Jahres in Aussicht zu nehmen [sei], da ein dringendes Bedürfnis hierzu, insbesondere für die schulentlassene Jugend vorliegt. Auch soll[e] durch die Errichtung einer guten Flussbadeanstalt bezweckt werden, dass das Baden im Freien in den öffentlichen Gewässern, das im letzten Sommer Überhand genommen hat, eingeschränkt wird“.⁵⁷

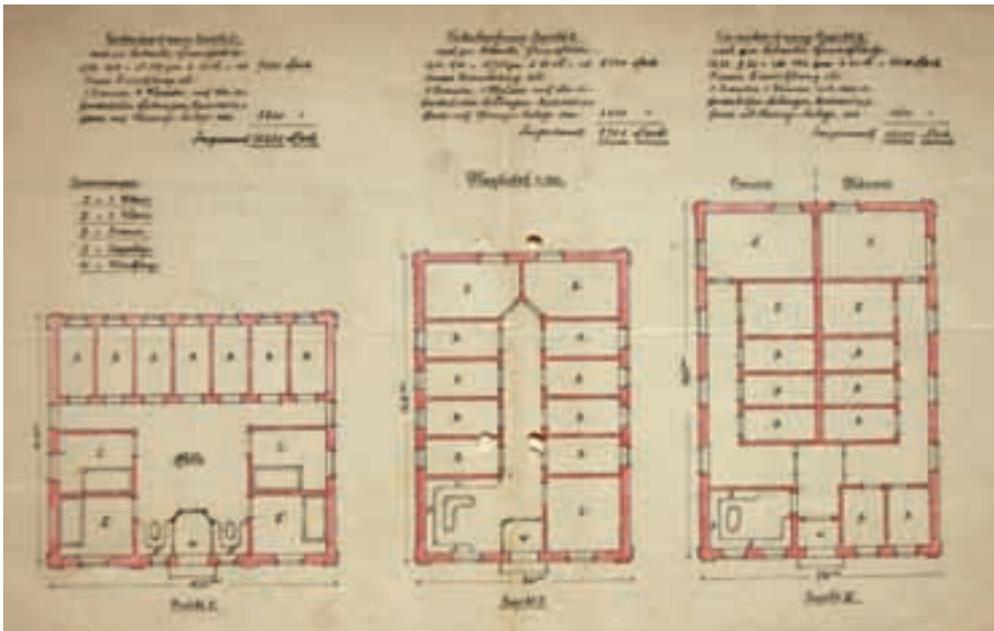
Angesichts des Schriftwechsels könnte man nun vermuten, dass die Stadt Meppen mit der Ausarbeitung der Bauunterlagen, Pläne und Kostenschätzungen zügig begann. Doch

wie schon bei den Bauvorhaben in der Vergangenheit breitete sich erneut eine gewisse Trägheit in der Ackerbürgerstadt im Aufbruch aus, die nur schwer zu verstehen ist. Anstatt die geforderten Entwürfe und Kostenvoranschläge zu fertigen und einzureichen, um so die Zuschüsse des Regierungspräsidenten zu sichern, widmete sich der Magistrat in einem ausufernden Schriftwechsel mit dem Kreisausschuss der zentralen Frage, wer denn die Planungen zum Bau der Badeanstalt bezahle? Derweil wurde das Baden in der alten, die Gesundheit gefährdenden Badeanstalt für das Jahr 1922 wieder freigegeben!⁵⁸ Erst im Sommer 1924 reagierte die Stadt Meppen, nachdem das zunehmende wilde Baden in der Ems sowie tödlich verlaufende Unglücksfälle in der Hase zunahmen, und richtete die bis dato provisorische Badestelle in der Marsch durch Aufbau eines Zaunes dauerhaft ein.⁵⁹ Ein Bademeister wurde allerdings nicht erneut verpflichtet; in den Statuten heißt es dazu: „Durch die Einrichtung dieser Badestelle übernimmt die Stadt keinerlei Verpflichtungen. Jede Person welche dort badet, trägt für alle Unfälle und Schäden selbst die Verantwortung.“⁶⁰ Umkleidekabinen gab es nicht, die Badezeiten für Frauen und Männer wurden durch Aushang geregelt. Es lässt sich allerdings bezweifeln, dass die weit vor den Toren der Stadt gelegene Anstalt entsprechenden Zulauf erhielt. Bereits im Jahre 1924 baute Heinrich Altmeppen hinter seiner Gastwirtschaft an der Emsbrücke eine „Badestube“. Offensichtlich sah er aufgrund der weiten Entfernung zur neuen Badestelle einen entsprechenden Bedarf gegeben. Über ein auf Pfählen in der Ems errichtetes Holzhaus mit Umkleidekabinen gelangten die Badenden in den Fluss.⁶¹ Aus heutiger Sicht stellte die Einrichtung dieses Badehauses allerdings einen erheblichen Rückschritt dar; mündete doch die Hauptabwasserleitung der Stadt Meppen nur wenige Meter oberhalb dieser Badestelle in die Ems!

4. Akt: Die Warmbadeanstalt

Im Frühjahr 1904, zwei Jahre nach Eröffnung der Badeanstalt im Hafen, erreichte die Stadt Meppen ein Angebot der Firma Schaffstaedt, Giessen, zum Bau einer öffentlichen Badeanstalt, beziehungsweise zum Bau von Wannen- und Brausebädern in Ergänzung der kürzlich gebauten Flussbadeanstalt.⁶² Der Magistrat erwiderte zwar auf die Anfrage, dass es nicht beabsichtigt sei, „diese zu erweitern oder Neuanlagen zu schaffen“, der Gedanke, eine Warmbadeanstalt mit Wannen- und Brausebädern anzulegen, war dennoch geboren.⁶³ Er wurde wieder aufgegriffen, nachdem die Stadt Meppen im Jahre 1912 das Elektrizitätswerk erwarb und in städtischer Regie betrieb.⁶⁴ In einem Schreiben an den Kreisausschuss wird der Erwerb des Elektrizitätswerkes als Grundvoraussetzung zur Errichtung einer Warmbadeanstalt beschrieben, da so kostengünstig das warme Wasser zu produzieren und zudem die Anlagentechnik durch ohnehin vorhandenes Personal betreut sei: „Da die Errichtung einer Warmwasserbadeanstalt hier im volkserzieherischen

Interesse auch namentlich der Jugend dringend erforderlich ist, haben wir geglaubt die Frage einer erneuten Prüfung unterziehen zu müssen, doch sind dabei von der Annahme ausgegangen, daß es dem Kr:A. [Kreisausschuss] möglich sein werde, uns in Anbetracht des volkserzieherischen Interesses zu den Baukosten eine einmalige, möglichst hoch bemessene, Kreishilfe oder aber einen laufenden Zuschuß zu (...) bewilligen.“⁶⁵ Dem Antrag auf Unterstützung lagen die Ausführungspläne und Kostenrechnungen der Hannoverischen Maschinenfabrik Fritz Kaefeler bei, die auf der Grundlage vorliegender Bauzeichnungen ein Angebot für den Einbau der Wannen- und Brausebäder erstellt hatte. Theodor Otten aus Meppen hatte zuvor drei Gebäudekörper in unterschiedlichen Größen geplant, wobei die von den Kosten her mittlere Variante mit 7 000 Mark plus Inneneinrichtung ein Gebäude vorsah, das sieben Duschcabinen und zwei Räume für Wannen I. Klasse und zwei Räume für Wannen II. Klasse erhielt. Dem Angebot Kaefelerles zufolge sollte das Interieur insgesamt 3 411 Mark einschließlich der Kesselanlage für die Wasserheizung kosten.⁶⁶ Die Antwort des Regierungspräsidenten, welche über den Kreisausschuss des Landkreises Meppen zugeleitet wurde, fiel zweideutig aus. Es wurde zwar der Bedarf einer Warmbadeanstalt festgestellt, zugleich aber auf ähnliche Bauten im Bezirk verwiesen, die aufgrund der Unterbringung der Bäder in den Schulbauten für etwa 1 200 Mark hätten hergestellt werden können.⁶⁷ Erstaunlicherweise argumentierte nunmehr die Stadt Meppen mit den Notwendigkeiten, seinen Bürgern entsprechende

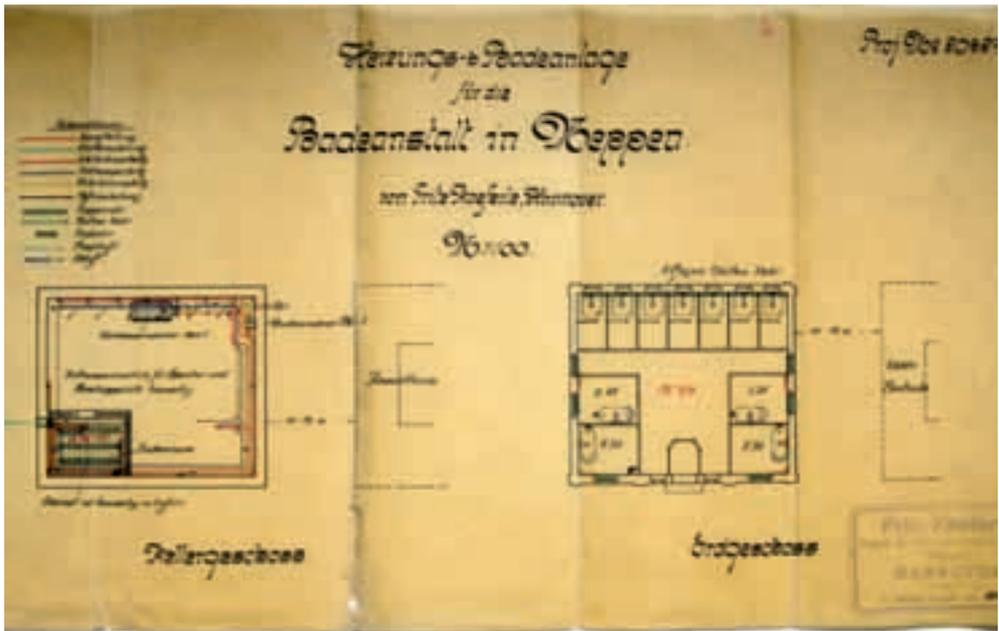


Drei Projektzeichnungen für eine Warmbadeanstalt in Meppen, Tuschezeichnung, teilkoloriert, gezeichnet: Theod. Otten, Meppen, im Dezember 1912

(Quelle: StAOS, Dep 63b, Nr. 1353)

Einrichtungen zur Verfügung zu stellen, da sie sich im „volkserzieherischen Interesse“ befänden. Im Antwortschreiben an den Regierungspräsidenten wird diese Haltung noch einmal ausdrücklich betont, wenn wir lesen, „dass es sich um die Errichtung einer Badeanstalt für die Allgemeinheit handelt und nicht ausschließlichen Zwecken der Volksschule (...)“.⁶⁸

Die Schulen in Meppen, durchweg älteren Baujahrs, eigneten sich aufgrund der Kellerraumhöhen und des Bauzustandes offensichtlich nicht für den nachträglichen Einbau der geplanten Brausebäder; daher sollte die „Badeanstalt im Anschluss an das vorhandene städtische Elektrizitätswerk errichtet werden, weil dadurch die Kosten der Einrichtung und der Unterhaltung wesentlich herabgemindert“ würden. „Der unserem Bericht vom 4. Januar d. J. genannte Kostenbetrag von 10 000 Mark wird nach sachverständigem Gutachten sich nicht ermässigen lassen, es sei denn, dass die Badeanstalt noch kleiner gebaut würde (...). Das aber halten wir nicht für zweckmässig, da in der Anstalt sämtliche 13 Klassen der Volksschulen baden müssen (...).“⁶⁹ Die dann vom Regierungsrat Frielinghaus in einer gemeinsamen Sitzung mit Landrat Behnes, Bürgermeister Brunn und Propst Knipper vorgeschlagene Lösung, den Bau der Badeanstalt doch mit der Einrichtung einer Turnhalle oder eines Jugendheimes zu verbinden, da „der Herr Minister für diese Zwecke [einzig Brause- und Wannenbäder] zurzeit keine namhaften Beträge zur Verfügung stelle“, wurde vor allem vor dem Hintergrund des anstehenden Verkaufs des von der katholischen



Ausführungszeichnung der Firma Fritz Kaefeler, Hannover, für eine Heizungs- u. Badeanlage für die Badeanstalt in Meppen, Tuschezeichnung, teilkoloriert, gezeichnet: Fritz Kaefeler, Hannover, 10.6.1912 (Quelle: StAOS, Dep 63b, Nr. 1353)

Kirche betriebenen Jugendheimes diskutiert. Propst Knipper verwies auf den mit etwa 15 000 Mark erwarteten Erlös und erklärte sich grundsätzlich bereit, ein gemeinsames Projekt zu erwägen. Dennoch seien zunächst noch einmal „Erhebungen darüber anzustellen, ob es zweckmäßiger sei, die Badeanstalt, das Jugendheim und die Turnhalle unter einem Dach zu vereinen, oder die Badeanstalt neben dem Elektrizitätswerk zu errichten und die Turnhalle mit dem Jugendheim zu vereinigen“.⁷⁰ Damit war man wieder am Anfang der Diskussion und der Bemühungen, Zuschüsse zu eruieren.

Was die Beteiligten seinerzeit nicht wissen konnten, der Erste Weltkrieg sollte nur Monate später ohnehin alle Planungen hinfällig werden lassen und in Folge für eine desolante Finanzsituation sorgen. So stellte die Finanzkommission der Stadt Meppen am 15.4.1920 auch resigniert fest: „Die Finanzkommission hält den jetzigen Zeitpunkt wegen der allgemeinen Teuerung, nicht für geeignet, um dem Neubau einer Warmwasseranstalt näher zu treten. Es wird zwar die Notwendigkeit einer Warmwasserbadeanstalt erkannt, jedoch stellen sich in der heutigen Zeit die Kosten für den Neubau einer solchen Anlage viel zu hoch.“⁷¹ Das Projekt sollte nie wieder aufgegriffen werden.

5. Akt: Die Neuerrichtung der Flussbadeanstalt an der Ems

Bis in die frühen 1930er Jahre genügte die provisorische Flussbadeanstalt in der Marsch offensichtlich den Bedürfnissen der Meppener Bevölkerung, und selbst das freie Baden in der Ems und der Hase führte zu keinerlei sittlicher oder hoheitlicher Beunruhigung, wie wir einer im Mai 1931 eingesandten Beschwerde an den Oberpräsident der Provinz Westfalen über die „Belästigung der Schifffahrt durch Badende im Kanal“ des „Partikulierschiffer-Verbandes ‚Jus et Justitia e.V. in Duisburg Ruhrort‘“ indirekt entnehmen können.

Darin führten die Flussschiffer Klage, dass Badende in Horden die Schiffe enterten und dann wieder in das Wasser sprängen. „Mit 40–50 Mann schwimmen diese an die Kähne, laufen auf den Lückendächern herum und springen dann von dort wieder ins Wasser. Durch dieses Abspringen lösen sich die Persenningbänder und die Lückendächer werden leck. Der Schiffer hat also neben der Belästigung auch noch manchmal nicht geringe Schäden zu tragen.“⁷² Der Brief wurde in Kopie an alle Wasserbauämter weitergegeben mit der Bitte der Partikulierschiffer, „in geeigneter Weise erneut auf das Badeverbot hinzuweisen. Gleichzeitig (...) [ist] zu berichten, ob es möglich ist, bestimmte Kanalstrecken ohne Störung des eigentlichen Schifffahrtbetriebes für einen öffentlichen Badebetrieb frei zu geben, bzw. [sind] die betr. Kommunalbehörden darauf hinzuweisen, Badeplätze, wenn auch nur in einfachster Form, einzurichten“⁷³. Der Leiter des Wasserbauamtes Meppen meldete noch im gleichen Sommer an die Direktion in Münster: „Von den Schifffahrtbetreibenden sind in diesem Bezirk irgendwelche Klagen über Belästigungen durch Badende im Kanal nicht zu meiner Kenntnis gekommen. Auch ist es hier bis-

her nicht vorgekommen, dass ich die Ortspolizeibehörden zur Überwachung der Kanalstrecken mit einbeziehen musste. Die beim Baden im Kanal angetroffenen Personen haben den Anordnungen der Stromaufsichts- und Schleusenbeamten Folge geleistet. Es liegt hier kein Bedürfnis vor, bestimmte Kanalstrecken für den öffentlichen Badebetrieb frei zu geben, da sich der Hauptbadebetrieb in der nicht schiffbaren Ems abspielt. Die Stromaufsichts- und Schleusenbeamten habe ich erneut auf das Badeverbot hingewiesen.“⁷⁴

So führte erst der politische Umbruch in Deutschland in den Jahren nach 1933 zu neuen Betrachtungsweisen hinsichtlich der Schwimm- und Bademöglichkeiten der Stadt Meppen.⁷⁵

Im Mai 1934 schrieb der von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) nur Wochen zuvor in Meppen eingesetzte Bürgermeister Dr. Kraneburg an den Vorsitzenden des Kreisausschusses: „Wir müssen mit der Tatsache rechnen, dass die emsländische Bevölkerung dem Nationalsozialismus vielfach noch mit starken inneren Vorbehalten gegenüber steht. Wir sollen und müssen sie aber nach dem Willen des Führers für Staat und für den Nationalsozialismus gewinnen. Ich habe die feste Überzeugung, dass dieses Ziel (...) am besten und am schnellsten dadurch zu erreichen ist, dass der Nationalsozialismus bzw. seine Beauftragten Einrichtungen schaffen, deren wohltätige Wirkung und Bedeutung von der Bevölkerung anerkannt werden müssen und sie zur Achtung vor dem nationalsozialistischen Staat zwingen. (...) Die Stadt Meppen beabsichtigt [daher], zur Förderung der allgemeinen Volksgesundheit und der körperlichen Ertüchtigung der Jugend auf einem in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegenen Wiesengelände eine Flussbadeanstalt anzulegen (...). Die Stadt Meppen mit über 7 000 Einwohnern hat bisher eine den einfachsten Bedürfnissen genügende Badegelegenheit nicht geschaffen. Der Grund dürfte neben den im allgemeinen ärmlichen Verhältnissen in erster Linie in der allzu konservativen Gesinnung der Bevölkerung zu erblicken sein, die vielfach auch dem gesunden Fortschritt in den vergangenen Jahren widerstrebt hat und diese und andere aus Gründen der Erhaltung und Förderung der Volksgesundheit in anderen Orten getroffene Einrichtungen bisher abgelehnt hat.“⁷⁶

In einem Erläuterungsbericht, welcher auch die entsprechenden Planunterlagen enthielt, wird das Projekt näher skizziert. Demnach sollte das neue Freibad etwa 300 Meter oberhalb der Emsbrücke an der sogenannten Bleiche direkt an der Ems eingerichtet werden.

Der Platz war mit Bedacht gewählt worden. Zum einen befand sich das Grundstück im Besitz des städtischen Gymnasiums, zum anderen würde sich die neue Badeanstalt in gebührendem Abstand zum Einlauf der städtischen Abwässer in die Ems befinden. Die an dieser Stelle recht hohen Böschungen sollten abgetragen werden und ein langsam in die Ems abfallender Sandplatz auch Nichtschwimmern den Zugang zum Wasser ermöglichen. Oberhalb der Böschung wurde der Eingangsbereich mit Kassenhaus und einer „Erfrischungshalle“ sowie den für Männer und Frauen getrennten Umkleidekabinen – jeweils

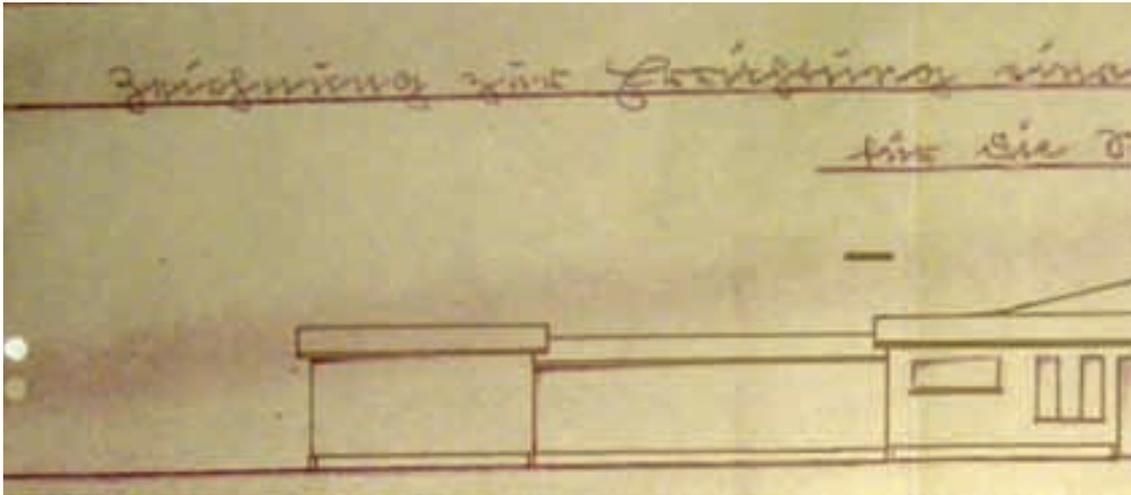


*Badevergnügen am Rhein-Herne-Kanal. Fotografie um 1952, ohne Ort, Fotograf unbekannt
(Quelle: LWL-Industriemuseum – Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur, Dortmund)*

Massenumkleideräume für die Jugendlichen und Einzelkabinen für die Erwachsenen – geplant. Das gesamte Areal sollte großzügig mit einem Stacheldrahtzaun eingegrenzt werden.⁷⁷

Die Antwort des Vorsitzenden des Kreisausschusses war, und dies überrascht angesichts der Zeitläufte etwas, ablehnend und in der Argumentation deutlich: „Die Finanzlage des Kreises ist (...) so angespannt, dass ich es nicht verantworten kann, irgendwelche Mittel für den gedachten Zweck herzugeben. Ich kann dies um so weniger tun, als es (...) der Stadt Meppen in besseren Zeiten ein leichtes gewesen wäre, eine derartige Anstalt aus eigenen Mitteln zu bauen (...). Die übrigen Gemeinden des Kreises würden kein Verständnis dafür haben, wenn ich die Unterlassungssünden der früheren Stadtverwaltung auf ihre Kosten ausgleichen würde.“⁷⁸

Es ist nicht klar nachzuvollziehen, warum bereits einige Monate später der Kreisausschussvorsitzende seine Meinung grundlegend änderte, es ist jedoch zu vermuten, dass entsprechender politischer Druck seitens des Reichsarbeitsdienstes ausgeübt wurde.⁷⁹ Kraneburg argumentierte jedenfalls seit der ersten Ablehnung in seinen Anfragen nach Unterstützung mit den Bedürfnissen der im Emsland ansässigen Arbeitsdienstwilligen: „Es

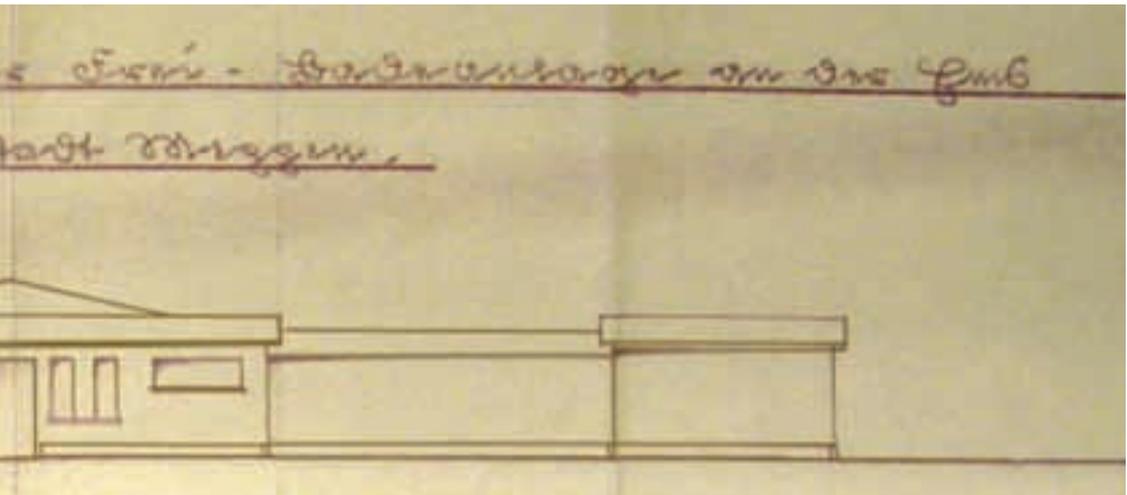


„Zeichnung zur Errichtung einer Frei-Badeanlage an der Ems für die Stadt Meppen“, Bleistift-

handele sich [so der Bürgermeister Meppens] um insgesamt zur Zeit etwa 5 000 Arbeitsmänner, denen geeignete Badegelegenheiten (...) nicht zur Verfügung stehen.“⁸⁰

Jetzt erst schloss sich der Landkreis Meppen den Anträgen zur „unentgeltlichen Überlassung des zur Errichtung eines Freibades geeigneten staatlichen Geländes“ an den Oberpräsidenten für höheres Schulwesen in Hannover an! Dabei wurde zusätzlich hervorgehoben, dass die Kinder zur Zeit im Kanal schwämmen, dieser aber durch die Einleitung der Fäkalien der Stadt Meppen unzumutbar belastet sei, und zudem der Schiffsverkehr den Kanal durch Einleitungen von Fäkalien und Dreckwasser in erheblicher Weise verschmutze.⁸¹ Bereits wenige Wochen später lag offensichtlich eine positive Antwort vor, denn der Bürgermeister Meppens stellte mit diesem Datum beim Regierungspräsidenten in Osnabrück den Antrag auf Baugenehmigung. Im Schreiben finden wir nun den Hinweis, dass sich die Projektkosten von zunächst 7 500 RM um 15 000 bis 20 000 RM erhöht hätten, „da seinerzeit nur ein in das Ufer der Ems eingeschnittenes, verhältnismäßig kleines Sprungbecken vorgesehen war; während jetzt ein vollständig ausgebautes, gegen Hochwasser gesichertes Schwimmbecken neben der Ems projektiert ist“.⁸² Die Verdreifachung der ursprünglich geplanten Kosten stellte offensichtlich zunächst keinen Hinderungsgrund dar; denn die Planungsunterlagen wurden ohne Rückfrage vom Regierungspräsidenten Osnabrücks zur Wasserbaudirektion Münster weitergereicht und dort geprüft. Folgende Punkte sollten nach Ansicht der Wasserbaudirektion binnen vier Wochen korrigiert werden:

- Die Sohle und Wände sollten mit einer Betonschicht befestigt werden.
- Die Sprunggrube sollte außerhalb der Schwimmbahnen angelegt werden.



zeichnung (Detail), Maßstab 1:100, Datum unleserlich, Architekt nicht benannt
 (Quelle: Rep 450 Mep II. Nr. 55, Errichtung einer Flußbadeanstalt in Meppen, 1934/1936)

- Die Liegewiese und Laufwege sollten eine dichte Grasnarbe erhalten.
 - Für Trinkwasser sei spätestens mit Errichtung der Auskleide- und Erfrischungsräume zu sorgen.⁸³
 - Bei den Umkleideräumen und Aborten seien Abwasserbeseitigungseinrichtungen vorzusehen.
 - Trockenplätze für die Wäsche sowie Turnplätze sollten für beide Geschlechter getrennt vorgesehen werden.
 - Für die Rettung Verunglückter waren alle erforderlichen Vorkehrungen zu treffen.⁸⁴
- Nach zugesagter Änderung des Bebauungsplanes bekam die Stadt Meppen im März 1936 die Baugenehmigung. Wenige Wochen später wurden das Gelände bereits abgesteckt und der Boden der Böschung und der Aushub auf einer eigens verlegten Feldbahntrasse von Mitgliedern des Reichsarbeitsdienstes abgefahren.

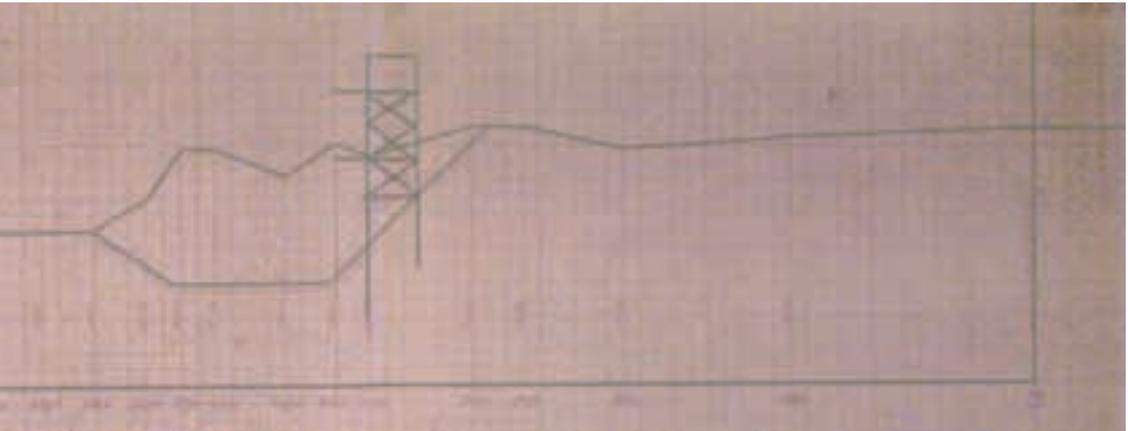
Etwa zur gleichen Zeit erreichte „Den Emsländer“ die Leserschrift „eines Schulmädchens“ mit der freudigen Mitteilung, dass Meppen eine neue Badeanstalt bekomme. „Jetzt fängt der Sommer wieder an [so die Unbekannte]. Wir in Meppen haben ja Wasser genug dafür. Ganz hinten an der Ems ist eine wunderschöne Badestelle. Nur muß man den weiten Weg durch die brennende Sonne machen und das ist ganz bestimmt keine Erfrischung. Wenn man vom Baden zurückkommt, ist man zum Umfallen müde, anstatt das man wieder frisch geworden ist. (...) Aber was ich bekannt machen wollte? Wisst Ihr das Meppen eine neue Badeanstalt bekommt? Die ist schon bald so weit fertig, das wir darin baden können. Als ich das erste mal zufällig an die neue Badestelle kam, rammten die schon Pfähle ein.“⁸⁵ Trotz dieses sehnlichen Wunsches: Die erste Saison erlebte



„Querprofile“ zur Errichtung einer Frei- Badeanlage an der Ems für die Stadt Meppen, Bleistift-

die neue Flussbadeanstalt erst im Sommer 1937, da sich die Arbeiten deutlich länger hingen als zunächst vermutet.

Der Meppener Jugend gereichte die neue Badeanstalt sicherlich sehr schnell zur Freude, so ist wohl zu vermuten. Die im Nationalsozialismus erstarkenden Arbeitsdiensteinheiten, die stationierten militärischen Einheiten und die Hitlerjugend nutzten weiterhin vornehmlich den Kanal oder die Ems für ihre zunächst abendlichen Schwimmaktivitäten in Mannschaftsstärke (später immer öfter auch über Tag) und beantragten das auch: „Das Schwimmen ist eine der wichtigsten Voraussetzungen der körperlichen Ertüchtigung unserer Arbeitsmänner. Es ist daher der Wunsch der Emslandgruppe I. mit Beginn der warmen Jahreszeit den Schwimmsport weitgehend in den Sport-Dienst einzubeziehen.“⁸⁶ Unzählige Genehmigungsanträge, um im Kanal, zumeist im Bereich des Zusammenflusses von Ems und Dortmund-Ems-Kanal bis hin zum Bootshaus schwimmen zu dürfen, erreichten das Wasserschiffahrtsamt. Offensichtlich waren die Möglichkeiten dieser Behörde, wie in den Jahren zuvor ablehnend zu agieren, in diesen Zeiten gering. Denn mit dem Hinweis, durch Aufstellen von Flaggen den Schwimmbereich kenntlich zu machen, eine Aufsichtsperson mit Signalhorn auf der Uferböschung zu positionieren sowie beim Nahen eines Schiffes das Wasser zu verlassen, fanden sich in der Zeit von 1935 bis 1942 nur Genehmigungen. Vereinzelt wurden die Wasserschiffahrtsämter sogar gebeten, während der Wettkämpfe die Kanalrouten vom Schiffsverkehr freizuhalten. So in einem Schreiben des Nationalsozialistischen Reichsbundes für Leibesübungen vom August 1939, worin es heißt: „Am 20.8.1939 werden in Meppen die Unterkreismeisterschaften für sämtliche Sportarten durchgeführt. Die Durchführung der Schwimm- und Rudermeisterschaften ist auf dem Dortmund-Ems-Kanal, zwischen der alten Schleuse



*zeichnung (Detail) auf Millimeterpapier, Maßstab 1:200, Datum unleserlich, Architekt nicht benannt
(Quelle: Rep 450 Mep II. Nr. 55, Errichtung einer Flußbadeanstalt in Meppen, 1934/1936)*

und der Hasebrücke, geplant. (...) Falls die Möglichkeit besteht, bitte ich die oben bezeichnete Strecke am 20.08.1939 vorm. 9–12 Uhr von Schiffen freizuhalten.“⁸⁷ Die sich verdichtenden hygienischen Probleme durch die allgemein fortschreitende Städtekanalisierung und Flussschifffahrt waren bereits zu diesem Zeitpunkt bekannt.⁸⁸ Warum seitens der staatlichen Gesundheitsbehörden keinerlei Bedenken hinsichtlich der intensiven Nutzung der Kanäle durch Schwimmer und Badende in dieser Zeit geäußert wurden, ist nicht nachvollziehbar. Aus heutiger Sicht stellt sich angesichts der aufgezeigten Handlungsstränge sogar durchaus die Frage, warum überhaupt 1936/37 noch eine Flussbadeanstalt in Meppen gebaut wurde. Auf bestehende Bedenken seitens vieler Hygieniker hatte ich bereits hingewiesen. Die daraus zukünftig erwachsenden Probleme werden wir anhand der Entwicklung der Flussbadeanstalt Meppens in den Jahren bis 1965 ablesen können.

6. Akt.: Hygienische Probleme und Schließung der Flussbadeanstalt

Über die direkte Nachkriegszeit fehlen Berichte zur Flussbadeanstalt gänzlich. Der erste Hinweis auf die Aufnahme eines normalen Betriebes nach den Kriegswirren findet sich in Form eines Rundschreibens des Regierungspräsidenten in Osnabrück mit der Bitte, die Unfallverhütungsvorschriften in den Schwimmbädern einzuhalten und eine regelmäßige Kontrolle der Wassergüte vorzunehmen.⁸⁹ Ein Jahr später fand im Juli eine Begehung der Badeanstalt durch Vertreter der Gesundheitsbehörde des Landkreises, der Wasserschutzpolizei, der Polizei und der Stadtverwaltung Meppens statt. Dabei wurde festgestellt, dass die „hiesige Freibadeanstalt den Anforderungen entspricht, die im Inter-

esse der Sicherheit der Benutzer, der Gesundheitspflege und der öffentlichen Ordnung gestellt werden müssen.“⁹⁰ Da es sich um ein fließendes Gewässer ohne Schiffsverkehr handele sei somit die Wasserqualität gut zu bewerten. Eine chemische Analyse der Wasserqualität fand nicht statt.

Erst ein Warnschreiben der Stadt Meppen an das Staatliche Gesundheitsamt, dass in Holthausen die Erdölraffinerie ihren Betrieb aufgenommen habe und der Verdacht bestehe, dass die selbige ihre Abwässer in die Ems abführe, veranlasste umfangreichere Untersuchungen.⁹¹ Eine Besichtigung der Freibadeanstalt durch den örtlichen Amtsarzt ergab aber hinsichtlich der Wasserqualität keine Auffälligkeiten, offenbarte allerdings einige bauliche Mängel im Bereich der Umkleiden und des Sprungturmes, deren Beseitigung vom Landkreis angemahnt wurde. Da die Kosten zur Beseitigung der Mängel sich auf 1 822,44 DM summierten, diese Summe im Haushaltsjahr 1953 aber nicht mehr zur Verfügung stand, bat die Stadt Meppen um Aufschub. Nachdem der Landkreis auf Erfüllung drängte und auf bestehende Erlasse der Landesregierung verwies, reagierte der Stadtdirektor Meppens (jener von den Nationalsozialisten eingesetzte ehemalige Bürgermeister Meppens, Dr. Kraneburg!) erst im Mai 1954 mit einem Schreiben und bot an, zunächst alle kostengünstigen Mängel zu beseitigen, so etwa die Ummauerung der Umkleiden. Die geforderte Ausbaggerung unter dem Sprungturm lehnte er mit Verweis auf die Strömungsgeschwindigkeit ab, ließ allerdings das Sprungbrett tiefer setzen.⁹²

Zu dieser Zeit nahmen die regelmäßigen bakteriologischen Untersuchungen des Wassers im Bereich der Flussbadeanstalt in den Sommermonaten zu. Dabei stellte sich in den Jahren ab 1955 zunehmend das Problem der Verunreinigung des Emswassers durch E-Coli Bakterien.⁹³ Zusammenfassend schildert ein Schreiben der Stadtverwaltung Meppen die Situation: „Seit etwa 2 Jahren ist das Wasser der Ems von Zeit zu Zeit verschmutzt. (...) [Eine Ursache] für die Verschmutzungen [konnte] bisher nicht ermittelt werden. Nach einem Gutachten des Staatl. Gesundheitsamtes Meppen vom 12. Juli 1955 wurde vorgeschlagen, den oberhalb der Badeanstalt in die Ems mündenden Abflußgraben zu verlegen und unterhalb der Badeanstalt in die Ems zu führen, da offensichtlich das Wasser der Ems und insbesondere das Badewasser in der Badeanstalt durch diesen Abflußgraben verunreinigt werde.“⁹⁴ Es wurden mehrere Untersuchungsproben genommen und analysiert. „Nach diesen neueren Gutachten ergibt sich das Kuriosum, daß das Wasser der Ems in beiden Fällen als typisches verunreinigtes Flusswasser beanstandet und das Wasser des Entwässerungsgrabens für nicht bedenklich gehalten wird.“

Das Wasser- und Schifffahrtsamt reagierte mit einem generellen Hinweis auf die Probleme mit Flusswasser im Badebetrieb und einem vernünftigen Lösungsvorschlag. „Es wird bei größeren Flüssen, [so der Behördenleiter] die Vorfluter für gemeindliche Entwässerungsanlagen sind, in den meisten Fällen kaum möglich sein, die Reinhaltemaßnahmen soweit zu treiben, daß auch die hygienischen Forderungen, die in Bezug auf Colititer⁹⁵ an Badegewässer gestellt werden, mit Sicherheit eingehalten werden. Die Städte gehen da-



Luftbild der Flussbadeanstalt Meppen. Rechts oben im Bild, parallel der Wallanlage und die Wiese in leichtem Bogen in Richtung Ems querend, um dann direkt oberhalb der Badeanstalt in die Ems zu münden, der Stadtgraben. Fotografie um 1958, Fotograf unbekannt

(Quelle: Stadtmuseum Meppen)

her immer noch dazu über; besondere Badeanstalten zu bauen und deren Wassergüte laufend zu überwachen. Wenn sich herausstellt, daß die normalerweise zu fordernden Reinhaltemaßnahmen im vorliegenden Falle den hygienischen Ansprüchen nicht genügen, wird zu überlegen sein, ob nicht auch der Stadt Meppen der Bau eines solchen Bades zu empfehlen sei.“⁹⁶

Im Sommer 1957 stellte sich dann heraus, dass doch der genannte Entwässerungsgraben für eine Verschmutzung mit Coli im Bereich der Badeanstalt verantwortlich war. Das Staatliche Medizinaluntersuchungsamt Osnabrück überprüfte daraufhin laufend die Wasserqualität vor Ort und kam zu wechselnden Ergebnissen, die ein Einschreiten aber offensichtlich nicht zwingend machten. Dennoch verwies der zuständige Amtsarzt auf zu erwartende Probleme mit Verunreinigungen, die im Laufe der Jahre sicherlich noch



*Flussbadeanstalt Meppen, Ansicht vom Schullendamm. Fotografie aus den 1950er Jahren, Fotograf unbekannt
(Quelle: Kreisarchiv Emsland)*

zunähmen. Sein Vorschlag, den Bau einer Badeanstalt ernsthaft zu prüfen, stellte der Verwaltungsrat der Stadt Meppen auf seiner Sitzung am 13.8.1959 für zunächst zwei Jahre zurück. Man sah keinen zwingenden Handlungsbedarf, zumal die Bevölkerung die Badeanstalt sehr gut annahm, hatten doch erst unlängst die Emsland Nachrichten einen Rekordbesuch von 56 000 Gästen gemeldet. Dies waren aufgrund des ungewöhnlich heißen Sommer 16 000 Gäste mehr als im Vorjahr – Jahre vergingen.⁹⁷

Im Sommer 1964 überschlugen sich dann die Ereignisse. So titelte die Meppener Tagespost am 26. Juni 1964: „Ems auch in Meppen verseucht – Badeanstalt in Schepisdorf zu – Gesundheitsamt nahm Wasserproben“ und die Emsland Nachrichten berichteten vom gleichen Tag: „Gesundheitsbehörde warnt vor dem Baden in der Ems“.⁹⁸ Einen Tag später wies eine durch den Stadtdirektor vorbereitete Stellungnahme des Bürgermeisters der Stadt Meppen diese Behauptungen mit dem Bemerkten zurück, die Gesundheitsämter hätten offensichtlich keine rechtliche Handhabe, daher sei nur eine Empfehlung ausgesprochen worden. „Wie sollen aber der Kreis oder die Stadt eine solche Empfehlung auffassen? Wenn eine Gesundheitsbehörde im Interesse der Volksgesundheit die Schließung der Badeanstalt für geboten hält, dann muß sie das ungeschminkt sagen. Sonst müßte man annehmen, daß man – vermutlich von Osnabrück aus – der Stadt Meppen den schwarzen Peter zuschieben will.“ Daher halte die Stadt Meppen mit Beschluss des Verwaltungsrates den Betrieb der Badeanstalt weiterhin aufrecht.⁹⁹ Eine Entscheidung, die

umgehend durch den Landkreis Meppen korrigiert wurde: Am 5. August 1964 verfügte der Landrat die Schließung der Badeanstalt aufgrund akuter Gesundheitsgefährdung. Erst jetzt reagierte die Stadt und brachte Planungen für den Neubau eines Freibades auf den Weg.¹⁰⁰

Hier offenbarte sich erneut eine kleinstädtische Posse, getragen von kleinlichem Verhalten eines städtischen Verwaltungsrates, das vom Gebaren einer modernen Leistungsverwaltung noch meilenweit entfernt war. Schon in den 1950er Jahren war aufgrund der ständigen Verunreinigung des Wassers der Flussbadeanstalt die Schließung derselben erkennbar und nur mehr eine Zeitfrage. Wie in den vielen Jahrzehnten davor wurde wiederum das Problem ignoriert und ausgesessen, anstatt den von fachlicher Seite geforderten Neubau eines modernen Freibades zumindest planerisch anzugehen. Bemühungen der Stadt Meppen, die Flussbadeanstalt im Sommer 1965 wieder zu öffnen, scheiterten ebenso wie erneute Versuche im Frühjahr 1966 und 1967, nachdem bakteriologische Untersuchungen einen beständig hohen Grad an Verunreinigung durch E-Coli nachwiesen. Und dies war für alle badebegeisterten Meppener auch gut so, denn aus den Erfahrungen der Vergangenheit darf geschlossen werden, dass der Neubau des 1968 eröffneten Freibades von den ‚kleinbürgerlichen Stadtvätern‘ ansonsten immer wieder verschoben worden wäre.

Anmerkungen

- 1 Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Osnabrück, Dep 63b, Nr. 1353: Erlass vom 14.02.1907, M.5269.
- 2 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353: „Anleitung zur Förderung des öffentlichen Badewesens“, Gesetzesabdruck Nr. 538.
- 3 „Während das in England seit etwa 40, in Deutschland seit ungefähr 35 Jahren in Aufnahme gekommene öffentliche Badewesen die Brausebäder früher nur in Verbindung mit andern Bäderarten, Wannen, Schwimm- und sonstigen Bädern kannte, haben sich dieselben als selbständige und ausschließliche Form für Volksbadeanstalten erst neuerdings, insbesondere seit der 1883 in Berlin veranstalteten Hygieneausstellung, Eingang verschafft und sind seitdem mehr und mehr in Zunahme begriffen. Die Bedingung, ein warmes Reinigungsbad für einen dem Einkommen der ärmeren Bevölkerungsklassen entsprechenden Preis liefern zu können, wird durch das Brausebad erfüllt.“ Meyers Konversationslexikon, Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien, 4. Auflage, 1885–1892, 18. Band.
- 4 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353.
- 5 Johann Eugen Mayer; Badeeinrichtungen und Badenanstalten. Leipzig 1913, S. 14f.
- 6 Exemplarisch: Manfred Vasolt, Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute. München 1991; für einzelne Städte: Richard J. Evans, Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1910. Hamburg 1990; Michael Haverkamp, ... herrscht hier seit heute die Cholera. Lebensverhältnisse, Krankheit und Tod. Sozialhygienische Probleme der städtischen Daseinsvorsorge im 19. Jahrhundert am Beispiel der Stadt Osnabrück. Osnabrück 1986.

- 7 Stadt Meppen (Hrsg.), Geschichte der Stadt Meppen. Meppen 2006, S. 316 und S. 455. Michael Schmidt macht allerdings auch deutlich, dass sich das Stadtwachstum seit 1880 abgeschwächte, ein Umstand der sich bis das 20. Jh. auswirkte. Den Charakter einer Ackerbürgerstadt legte Meppen dennoch in diesen Zeitläuften nicht ab.
- 8 Haverkamp (wie Anm. 6), S. 10f sowie S. 42f.
- 9 Erwin Ackerknecht, Rudolf Virchow. Arzt, Politiker, Anthropologe. Stuttgart 1957, S. 108.
- 10 Generell hierzu: Ute Frevert, Krankheit als politisches Problem 1770–1880. Soziale Unterschichten in Preußen zwischen medizinischer Polizei und staatlicher Sozialversicherung. Göttingen 1984. Reinhard Spree, Soziale Ungleichheit vor Krankheit und Tod. Zur Sozialgeschichte des Gesundheitsbereichs im Deutschen Kaiserreich. Göttingen 1981; Jürgen Reulecke, Adelheid Gräfin zu Castell Rüdenhausen, Stadt und Gesundheit. Zum Wandel von Volksgesundheit und Kommunalen Gesundheitspolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Nassauer Gespräche der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft, Bd.3). Stuttgart 1991.
- 11 „Müssen wir uns nicht wundern, Menschen zu finden, die sich, solange sie leben, nicht entsinnen können, gebadet zu haben (...).“ Mayer (wie Anm. 5), S. 14.
- 12 Siehe hierzu: Martina Wurzacher; Mehr Frust als Lust. In: Das Bad. Körperkultur und Hygiene im 19. und 20. Jahrhundert. Wien 1992, S. 127ff. Eine These, die sich am Beispiel der Entwicklung der ersten Mep-pener Flussbadeanstalt wunderbar verifizieren lässt.
- 13 Der Berliner Dermatologe Oskar Lassar gründete 1874 den Berliner „Verein für Volksbäder“, dessen Motto lautete: „Jedem Deutschen wöchentlich ein Bad!“ Einen wichtigen Erfolg konnte Lassar auf der Berliner Hygieneausstellung im Jahre 1883 erzielen. Dort stellte er eine 8 mal 5 Meter große Wellblechbude mit insgesamt zehn Duschzellen für Frauen und Männer auf. Jeder Besucher konnte hier während der Ausstellung für 10 Pfennig ein Brausebad nehmen, inklusive Seife und Handtuch. Offensichtlich nutzten in der Zeit vom 10. Mai bis zum 30. Juli insgesamt 7 300 Personen das Angebot, ein Riesenerfolg.
- 14 Vera Bachmann, Der Traum vom Schwimmpalast. Duschen in der Wellblechhütte. Volksbaden zur Zeit der Industrialisierung am Beispiel Bielefelds (Schriften der Historischen Museen der Stadt Bielefeld). Bielefeld 1993, S. 15f. Lassar schrieb insgesamt 1 030 Stadt- und Kreisärzte an und erhielt 666 Antworten zur Auswertung.
- 15 Die Badeanstalt: das Zentral-Organ für Einrichtung und Betrieb der städtischen und privaten Warm-Badeanstalten und Volksbäder; ältestes Fachblatt der Branche. Berlin, mehrere Ausgaben in den Jahren 1902–1921. Die Zeitschrift berichtete über Badeanstalten und Volksbäder; veröffentlichte die neuesten technischen Errungenschaften und stellte neue Bauprojekte vor.
- 16 Wolfgang Krabbe, Die deutsche Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Einführung. Göttingen 1989, S. 110ff. sowie allgemein hierzu: Jürgen Reulecke, Die deutsche Stadt im Industriezeitalter. Wuppertal 1980 (2. Aufl.).
- 17 Zu den Begriffen der Daseinsvorsorge und Leistungsverwaltung: Krabbe (wie Anm. 16).
- 18 Mayer (wie Anm. 5), S. 16.
- 19 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353 sowie Rep 450 Mep I., Nr. 93.
- 20 Ems und Haseblätter Nr. 10 vom 5. März 1902. „Vielfachen Wünschen entsprechend habe ich meine Badeeinrichtung entsprechend vergrößert, und empfehle ich diese zur gefl. Benutzung.“ Ob weitere Hotels um 1900 über ähnliche Einrichtungen verfügten, ist den Zeitschriften nicht zu entnehmen.
- 21 Georg Hennekes, Vom Lagerwasserwerk des Reichs-Arbeitsdienstes zur zentralen Wasserversorgung. Der Aufbau der Wasserversorgung im Emsland. In: Gerhard M. Veh, Hans-Jürgen Rapsch (Hrsg.), Von Brunnen und Zucken, Pipen und Wasserkünsten. Die Entwicklung der Wasserversorgung in Niedersachsen. Neumünster 1998, S. 236f. Die Brunnenwasserversorgung in Verbindung mit Sickergruben war in Meppen bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg üblich. Noch 1889 hatte der Stadtrat Mep-pens ein Angebot zur Anlage eines Wasserwerkes und einer zentralen Wasserversorgung durch einen Münsteraner Architekten abgelehnt und sollte auch weitere Angebote bis in 1950er Jahre hinein ablehnen.
- 22 StAOS, Dep 63b, Nr. 828, Acta betr: die Medicinal-Polizey im Allgemeinen, 1878–1902.
- 23 StAOS, Dep. 63b, Nr. 120, Canäle durch die Stadt, 1786–1910.

- 24 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817, Acta betr. die Anlage einer Wasserleitung um die Stadt Meppen, 1879–1902.
- 25 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817. Luttermann bringt verklausuliert zum Ausdruck, dass die Stadtväter wohl aus Kostengründen auf die Ausführung verzichtet hatten.
- 26 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817, Schreiben vom 10. Februar 1896.
- 27 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817, Schreiben vom 7. und 12 Juli 1898.
- 28 StAOS, Rep 450 Mep I, Nr. 93, Acta betr. Städt. Anstalten (Badeanstalten, Gasthäuser) sowie das Rathaus Meppen, 1859–1910.
- 29 StAOS, Rep 450 Mep I, Nr. 93, Schreiben vom 5. Juli 1886.
- 30 StAOS, Rep 450 Mep I, Nr. 93, Schreiben vom 24. August 1886.
- 31 StAOS, Rep 450 Mep I, Nr. 93, Schreiben vom 25. August 1886.
- 32 Siehe hierzu die Erzählungen von Hermann Friese, Ein Bürger und seine Heimat. Vom Leben und Erleben in Stadt und Land. Lingen 1992, S. 373f.
- 33 Die von Julius Seiters in seinem Aufsatz: Sport und Sportstätten, Aufgaben und Lösungsversuche in früherer Zeit und heute. In: 600 Jahre Stadt Meppen (Festschrift). Münster 1960, S. 138f., gemachte Ausführung: „Da aber nur in der offenen Ems gebadet werden konnte, ließen die sehr aufgeschlossenen städtischen Kollegien bereits 1886 eine provisorische Badeanstalt am Ufer der Ems unterhalb des Emsuferabbruchs in der Marsch anlegen, es muss sich um Holzeinfriedungen gehandelt haben, die in den folgenden Jahren zur Badezeit wieder errichtet wurden“, lässt sich m. E. nicht belegen. Es findet sich in den Akten zwar der Verweis auf eine provisorische Flussbadeanstalt, auch können wir davon ausgehen, dass es entsprechend geschützte Umkleidebereiche gab, aufwendigere Holzeinfriedungen lassen sich jedoch nicht nachweisen. Auch kann angesichts der dauerhaft zögerlichen Haltung des Magistrats von „aufgeschlossenen städtischen Kollegien“ überhaupt nicht gesprochen werden, eher im Gegenteil.
- 34 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817.
- 35 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817, Schreiben des Landrats Behnes an den Magistrat der Stadt Meppen vom 9. Dezember 1901.
- 36 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817. Wer diesen Plan in die städtischen Gremien einbrachte, ist nicht ersichtlich, der Einfluss des städtischen Gymnasiums kann jedenfalls als nicht unerheblich angenommen werden. Die schon andernorts übliche Verbindung Badeanstalt-Wannen- und Brausebad wurde allerdings an keiner Stelle diskutiert.
- 37 Ein Schütz ist eine Verschlussvorrichtung im Wasserbau zur Regelung des Wasserdurchlaufs in offenen Wasserleitungen im Unterströmungsverfahren, beziehungsweise zum Verschluss eines Wehres.
- 38 StAOS, Dep. 63b, Nr. 817. Erläuterungsbericht betreffend Spülung des Stadtgrabens für die Stadt Meppen, aufgestellt von den Bauräthen A. Frank und E. Hänschen. Meppen, im Oktober 1901.
- 39 Ebd.
- 40 W. Schleyer; Bäder und Badeanstalten. Leipzig 1909, S. 307f.
- 41 StAOS, Dep 63b, Nr. 817. Flugblatt: „Badeanstalt der Stadt Meppen“. Die Badezeiten wurden über einen gesonderten Aushang an der Badeanstalt und in den städtischen Zeitungen bekannt gemacht und während des Betriebes der Badeanstalt mehrfach geändert. Siehe hierzu: Katholischer Volksbote sowie Ems und Hase Blätter für die Jahre 1902 bis 1920.
- 42 StAOS, Dep 63b, Nr. 817. Schreiben vom 26. Mai 1902. „Da es mir schwer wird, bei dem geringen Verdienst meiner jetzigen Beschäftigung meine Familie zu ernähren, so erlaube ich mir die ganz ergebens-te Bitte, mich für diesen Wärterposten anstellen zu wollen. Da ich bereits während meiner Militärzeit als Schwimmlehrer an der Militärschwimmanstalt beschäftigt war; so glaube ich mich für diesen Posten sehr zu eignen.“
- 43 Diese Aufgabe wurde während der Schließzeiten der Badeanstalt von einem städtischen Flurschützen (Wärter) übernommen.
- 44 StAOS, Dep 63b, Nr. 817. Dienstanweisung für den Badewärter: Meppen, 15. Mai 1902.
- 45 Das Jahresgehalt incl. der Einnahmen aus Schwimmunterricht und Kantine, welches die Stadt Meppen zahlte, war im Vergleich mit den Arbeitseinkommen unselbständig Beschäftigter durchschnittlich. Diese Einschätzung relativiert sich etwas, wenn man berücksichtigt, dass die Arbeitszeit der Ehefrau in der

Badeanstalt ebenfalls nicht unerheblich war. Auch hatte Carl Augustin sicherlich Probleme, im Winter eine zusätzliche Arbeitsstelle zu finden, so dass man davon ausgehen muss, dass wir hier im Wesentlichen über das Jahreseinkommen seiner Familie reden. Zum Vergleich: Um 1900 verdiente ein Bergmann etwa 1 173 Mark, ein Arbeiter in der Metallverarbeitung 1 010 Mark, ein Arbeiter in der Textilindustrie lediglich 594 Mark und einer in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie (z. B. ein Schlachter) etwa 653 Mark. Quelle: Gerhard A. Ritter; Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914. Bonn 1992, S. 476.

- 46 Katholischer Volksbote, Meppen, vom 11. Mai 1902.
- 47 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353. Schreiben des Carl Augustin an den Magistrat Meppens vom 7. Februar 1907. Eine Begründung der Ablehnung ist nicht überliefert.
- 48 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353.
- 49 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353.
- 50 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353.
- 51 StAOS, Rep 450 Mep II., Nr. 55. Schreiben des Magistrats an das Landratsamt zu Meppen vom 4. August 1906.
- 52 Nach dem aufgrund der Pockenepidemien von 1870/71 entstandenen Reichsimpfgesetz vom 08.04.1874 bildete das Reichsseuchengesetz aus 1900 erst die zweite reichsweite gesetzliche Maßnahme zur Bekämpfung übertragbarer Krankheiten. Bis dahin hatten sich die einzelnen Länder auf dem Boden von Verordnungen ‚beholfen‘. Zur Entstehung des Reichsseuchengesetzes siehe: Bundearchiv Koblenz, R86 Reichsgesundheitsamt, Nr. 931, Nr. 946 und Nr. 974.
- 53 StAOS, Rep 450 Mep I, Nr. 93. Schreiben der Kanalverwaltung vom 16. August 1906 an den Magistrat und das Landratsamt Meppen.
- 54 Ebd. Schreiben vom 24. Juni 1907.
- 55 Die Badestelle muss sich in der Nähe der Ortschaft Rühle auf der rechten Seite der Ems befunden haben, denn aufgrund der größeren Entfernung zur Stadt richtet der Volksschullehrer Lagemann eine Anfrage an den Magistrat, „ob die Kinder der kathol. Volksschule nicht wieder gemeinschaftlich in der alten Badeanstalt geführt werden könnten. Die Stunden für diese so heilsame, ja notwendige Körperpflege sind genau festgelegt durch den Generalplan; so weite Wege können nicht gemacht werden.“ StAOS, Dep 63b, Nr. 1353. Schreiben vom 25.5.1922
- 56 Es muss sich zunächst um eine provisorische Badestelle ohne Umkleidekabinen und Absperrungen gehandelt haben.
- 57 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353; ebd., Schreiben des Regierungspräsidenten an den Magistrat Meppens vom 19. September 1922.
„Die bei mir eingelaufenen Berichte über die Anlage von Flussbadeanstalten geben fast durchweg an, dass der Errichtung die Knappheit der den Gemeinden zur Verfügung stehenden Mittel entgegensteht. Demgegenüber weise ich darauf hin, dass es möglich ist, bedürftigen Gemeinden Zuschüsse zu gewähren, sofern der Beweis erbracht wird, dass vorwiegend die schulentlassene Jugend für die Benutzung neu zu errichtender Badeanstalten in Frage kommt. Ich ersuche ergebenst eine nochmalige Prüfung der Frage in diesem Sinne und gegebenenfalls um die Einreichung bezüglicher Anträge mit Entwurfs- skizzen und Kostenüberschlag.“
- 58 StAOS, Dep 63b, Nr. 1353. Gemeinschaftliche Sitzung der städtischen Gremien vom 3. November 1922, Protokoll.
- 59 StAOS, Rep 450 Mep II, Nr. 55.
- 60 „Die Hase hat schon wieder zwei Opfer gefunden. Infolge der vielen Flusskrümmungen hat diese sehr viele und sehr tiefe Stellen, sodass das Baden in der Hase von vorneherein als lebensgefährlich bezeichnet werden muss. Insbesondere kommen gerade in der Hase große Verlagerungen des Flussbettes vor, sodass seichte Stellen des Vorjahres häufig jetzt sehr tief sind. Unterhalb Meppens ist die schiffbare Ems überall tiefer als zwei Meter; also sehr lebensgefährlich. Die einzige gute Badestelle, welche auch Nichtschwimmer mit der notwendigen Vorsicht benutzen können, ist der von der Stadt freigegebene Badeplatz in der Marsch. Eltern und Lehrpersonen wollen uns in dem Bestreben unterstützen, dass eine andere Badestelle nicht benutzt wird. Das Baden einzelner Personen an abgelegenen, gefährlichen

Stellen hat noch immer die meisten Menschenleben gefordert. Das Freibad darf nur innerhalb der Einfriedung betreten werden. Das Betreten fremder Grundstücke ist verboten und strafbar. Die aufgestellten Warnungstafeln sind zu beachten. Vormittags ist nur Badegelegenheit für Damen, Nachmittags nur für Herren. Die Badezeiten sind gewissenhaft einzuhalten.“ StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. Schreiben des Meppener Bürgermeisters vom 9. Juli 1923.

- 61 StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. Sitzungsprotokoll der städtischen Gremien vom 7. Juli 1923.
- 62 Hermann Friese, Ein Bürger und seine Stadt. Gedanken und Beiträge zu den Ereignissen im Emsland nach 1937. Meppen 1983, S. 298f. Der Autor gibt keine Quellen an, so dass sich die Angaben nicht verifizieren lassen. Da die Badehütte jedoch auf einer Fotografie verewigt wurde, ist die Existenz zweifelsfrei.
- 63 StAOS, Dep63b, Nr: 1353. Die Fa. Schaffstaedt aus Giessen war eine der größten Maschinen- und Armaturen-Fabriken des Deutschen Reiches. Sie hatte sich auf die Fabrikation gesundheitstechnischer Anlagen sowie auf den Bau öffentlicher Schwimm- und Volksbäder spezialisiert. Die von Schaffstaedt im Deutschen Reich realisierten Schwimmbäder gehen in die Hunderte.
- 64 Ebd.
- 65 Zur Geschichte des Elektrizitätswerkes siehe: Stadt Meppen (Hrsg.), Geschichte der Stadt Meppen. Meppen 2006, S. 335.
- 66 StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. Schreiben der städtischen Kollegien vom 4.1.1913
- 67 StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. Schreiben der Fa. Kaeferle vom 10. Juni 1913 nebst Planzeichnungen und Kostenrechnungen.
- 68 StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. In Osnabrück, Fürstenau usw. waren bereits einige Wannens- und Brausebäder in den Kellern der örtlichen Volksschulen eingerichtet worden.
- 69 StAOS, Dep 63b, Meppen, Nr: 1353.
- 70 StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. Schreiben vom 14. März 1913.
- 71 StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. Sitzungsprotokoll vom 11. April 1913.
- 72 StAOS, Dep 63b, Nr: 1353. Sitzungsprotokoll vom 15. April 1920.
- 73 Rep 680 Mep. Akz. 15/98, Nr: 191. Baden im Kanal.
- 74 Ebd.
- 75 Zur Geschichte Meppens im Nationalsozialismus siehe: Karl Ludwig Sommer; Meppen in Demokratie und Diktatur. In: Stadt Meppen (Hrsg.), Geschichte der Stadt Meppen. Meppen 2006, S. 412ff.
- 76 StAOS, Rep 450 Mep II., Nr: 55. Errichtung einer Flußbadeanstalt, 1934/36, Schreiben vom 16.7.1934.
- 77 StAOS, Rep 450 Mep II., Nr: 55. Erläuterungsbericht zum Bau einer Badeanstalt in Meppen, o. J.
- 78 StAOS, Rep 450 Mep II., Nr: 55. Schreiben des Kreisausschusses vom 3. August 1934.
- 79 Der Reichsarbeitsdienst (abgekürzt RAD) war eine Organisation des nationalsozialistischen Erziehungsapparates. Von 1933 bis Juni 1935 war der Dienst freiwillig organisiert, ab Juni 1935 musste dort jeder junge Mann eine sechsmonatige, dem Wehrdienst vorgelagerte Arbeitspflicht ableisten.
- 80 StAOS, Rep 450 Mep II., Nr: 55. Schreiben vom 25. April 1935 sowie StAOS, Rep 450 Mep I., Nr: 93. Schreiben vom 10. April 1935.
- 81 Offensichtlich ist die Wahrnehmung der Schifffahrtsbehörde hinsichtlich des Badens im Kanal eine andere als die des Landratsamtes und umgekehrt.
- 82 In der Tat kommt es am 5. Dezember 1936 zur notariellen Beurkundung eines Flächentausches zwischen dem Gymnasium (Oberpräsident der Provinz Hannover; Abteilung höheres Schulwesen) und der Stadt Meppen. Letztere erhält das gewünschte Grundstück an der Bleiche, etwa 300 Meter oberhalb der Emsbrücke, für die dort gebaute Badeanstalt. Siehe hierzu: StAOS, Dep 63b, Nr: 1183.
- 83 Was ein Problem darstellte, da die Stadt Meppen bis zu diesem Zeitpunkt über keine zentrale Wasserversorgung verfügte.
- 84 StAOS, Rep 450 Mep II., Nr: 55.
- 85 Der Emsländer vom 28. Mai 1936.
- 86 StAOS, Rep 680 Mep. Akz. 15/98, Nr: 191. Baden im Kanal.
- 87 Ebd. Merkwürdigerweise stellen auch Meppener Schulen einen Antrag auf Kanalnutzung, um Freischwimmerprüfungen abnehmen zu können.

- 88 Viele Städte entließen ihre Abwässer ungeklärt in die Flüsse. So führte die in Meppen in den Dortmund-Ems-Kanal mündende Hase sämtliche Abwässer der Städte Osnabrück, Bramsche, Bersenbrück und Quakenbrück mit sich! Der Dortmund-Ems-Kanal und die Ems waren ebenfalls mit den Abwässern der Anrainerstädte belastet und nahmen zudem noch die Abwässer der Flussschiffe auf. Verordnungen hinsichtlich einer Klärung der Abwässer fehlen in diesen Jahrzehnten allorts, lediglich einige Großstädte wie Hamburg (durch die Choleraepidemie 1892 bitter für vorangegangene Nachlässigkeiten bestraft), Berlin, Frankfurt usw. klärten inzwischen ihre Abwässer. Siehe hierzu: P. Münch, Stadt- und Wasserhygiene im 19. und 20. Jahrhundert. Die Wasserversorgung, Abwasser- und Abfallbeseitigung unter besonderer Berücksichtigung Münchens (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 49). München 1993. John von Simson, Die Flußverunreinigungsfrage im 19. Jahrhundert. In: Vierteljahrszeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 65. Wiesbaden 1978, S. 370–390. John von Simson, Kanalisation und Städtehygiene im 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1983. H. G. Sonntag, Bauhygiene im Bade- und Freizeitbereich (Gesundheitswesen, 54, Nr. 8). Heidelberg 1992.
- 89 Kreisarchiv Meppen, Rep 455 Mep, Nr. 173. Die öffentlichen Badeanstalten 1950–1953, Schreiben vom 8.6.1950. Dem Anschreiben liegt eine ministerielle Verfügung des Niedersächsischen Ministers des Innern vom 11.5.1951 (Nieders.Min.BI.S.217) zu Grunde.
- 90 Kreisarchiv Meppen, Rep 455 Mep, Nr. 173: Schreiben vom 11. Juli 1951.
- 91 StAOS, Dep 63 b, Akz. 2002/011 Nr. 1. Unterhaltung einer städtischen Flussbadeanstalt an der Ems 1953–1967. Schreiben vom 18.07.53.
- 92 StAOS, Dep 63 b, Akz. 2002/011 Nr. 1. Schreiben vom 21.8.1953, 11.3.1954 und 7.5.1954.
- 93 *Escherichia coli* (abgekürzt *E. coli*) ist ein säurebildendes, gramnegatives, stäbchenförmiges Bakterium, das physiologisch im menschlichen und tierischen Darm vorkommt. Es gehört zur Familie der Enterobacteriaceae (griech. „enteron“: Darm). Benannt wurde es 1919 nach seinem Entdecker Theodor Escherich. *E. coli* teilt sich sehr schnell, so dass andere Keime, die dem Körper schaden könnten, sich nicht ausbreiten können. Außerhalb des Darms jedoch kann *E. coli* verschiedene Infektionen verursachen und gilt daher als Krankheitserreger.
- 94 StAOS, Dep 63 b, Akz. 2002/011 Nr. 1. Schreiben vom 24.5.1956.
- 95 Als Colititer wird die Wassermenge (meist in Millilitern) bezeichnet, in der gerade noch ein *Escherichia coli*-Bakterium nachgewiesen werden kann. Ein Coli-Liter von 100 zeigt z. B. an, dass in 100 ml Wasser *E. coli* nachgewiesen wurde, in geringerem Wasservolumen aber nicht erfasst werden konnte. Für die heute üblichere quantitative Bestimmung ist ein Reihenverdünnungsverfahren erforderlich, das nach statistischen Methoden anzusetzen und auszuwerten ist. Diese Methode ist als MPN-Methode (most probable number) bekannt und insbesondere bei der Qualitätskontrolle in der Wasserhygiene zu verwenden. Bestimmt werden kann die Verbreitung des Bakteriums aber auch durch Auszählen von Kolonien auf bestimmten Nährböden, welche die Differenzierung von *E. coli* von anderen Bakterien möglich macht (z. B. Fuchsin-Lactose-Agar nach Endo, wobei *E. coli* durch einen metallischen Glanz erkannt wird). Die Anzahl der *E. coli*-Kolonien multipliziert mit der jeweiligen Verdünnung der zur Untersuchung genutzten Wasserprobe ergibt dann den Colititer für das verwendete Probenvolumen. Siehe hierzu auch: Karl Höll, Wassernutzung im Kreislauf – Hygiene, Analyse und Bewertung. 8. Aufl., Göttingen 2002.
- 96 StAOS, Dep 63 b, Akz. 2002/011 Nr. 1. Schreiben vom 25.9.1956.
- 97 StAOS, Dep 63 b, Akz. 2002/011 Nr. 1 sowie Emsland Nachrichten vom 8. Okt. 1959.
- 98 Meppener Tagespost vom 26.6.1964 sowie Emsland Nachrichten vom 26.6.1964.
- 99 Artikel der Emsland Nachrichten vom 29.06.1964 sowie StAOS, Dep. 63 b, Akz. 2002/011 Nr. 1. Verwaltungsratssitzung vom 2.7.1964.
- 100 StAOS, Dep 63 b, Akz. 2002/011 Nr. 1 sowie Stadt Meppen (Hrsg.): Geschichte der Stadt Meppen, Meppen 2006, S. 499f.

Eier und Butter für das Ruhrgebiet – Bestellungen beim Kaufmann Sleumer in Freren (1874–1896)

von Hans-Joachim Fritz

Ein alter Margarinekarton. Der erste Blick hinein ist enttäuschend. Enthalten sind lediglich alte, zum Teil stark gebräunte und angerissene Postkarten. Der zweite Blick des Philatelisten ist ebenso frustrierend. Nicht nur die optische Qualität ist nicht ansprechend – alte Briefmarken sind nicht zu entdecken, alles lediglich Postkarten mit bereits aufgedrucktem Wertzeichen.

Allein die Vielzahl der Stempelformen und der Absenderorte könnte interessant sein. Der dritte Blick aber weckt doch ein anderes Interesse: Es handelt sich samt und sonders um Karten, die an ein Geschäft, einen Kaufmann Sleumer in Freren gerichtet sind, Geschäftspost aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts.

Es schließen sich Fragen an: Was wissen wir über die Kaufleute Sleumer? Können diese aufgefundenen Karten unser Wissen über sie erweitern? Und parallel dazu: Was wissen wir eigentlich über die wirtschaftliche Situation Frerens in dem damaligen Zeitraum?

Über die wirtschaftliche Situation Frerens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es nur Weniges zu berichten. Im Buch „Freren – Kleine Stadt im Emsland“ wird im Artikel Slemeyers¹ die wirtschaftliche Situation nur gestreift. Auch der Artikel Brüne/Mosler² im selben Buch gibt über nur wenige Betriebe Auskunft. Slemeyers umfangreiches Werk zur Frerer Ortsgeschichte³ gibt, abgesehen von den Bemerkungen über den damaligen Bürgermeister Middendorf und seinen Betrieb, ebenfalls nicht viel Detailliertes her. Größere Betriebe oder Firmen existierten offensichtlich nicht; es sei denn, man würde die Seifen- und Parfümerie-, „fabrik“ B. Middendorf oder die Bettfedernreinigungsanstalt der Gebr. Pott mit je acht Beschäftigten sowie die Zigarrenfabrik des C. Reismann mit fünf beziehungsweise drei Beschäftigten als solche bezeichnen. Der Name Sleumer erscheint unter wirtschaftlichem Aspekt erst später und eher am Rande bei der Gründung der Sparkassen und Banken.

Das Firmen-Buch für das Königreich Hannover von 1865⁴ hilft ein wenig weiter. Es weist insgesamt 34 Namen von Betriebsinhabern aus; daraus ist jedoch nicht ersichtlich, welche Art von Gewerbe im Einzelnen betrieben wird.

Als Apotheker wird Jaenecke erwähnt, als „Fabrik“ einzig B. Middendorf genannt. Wie üblich gibt es Verflechtungen der Geschäftsleute untereinander. Viele regional bekannte Namen werden im Firmenbuch aufgelistet: Dießel, Flinker, Lietmeyer, Kloppenburg, Pott, Teisman und weitere.

Freren, AG. Freren.

H. Arthaus — Joh. Sch. Arthaus.
 H. B. Berendsen Wittve — Ww. Berendsen, Maria Anna geb. Grote.
 F. Buchholz — Franz Gerh. Buchholz.
 A. Burrichter — Alexander Burrichter.
 A. Daemberg — Aug. Daemberg.
 H. Diefel Wwe. — Ww. Diefel, geb. Koopmann; Proc.: deren Sohn Sch. Diefel.
 H. Diefel Wittve & Sohn — Off. Handelslög. — Ww. Diefel, Bernardine geb. Koopmann u. Sch. Diefel.
 Flinker & Lietmeyer — Off. Handelslög. — Ed. Wilh. Flinker u. Joh. Sch. Lietmeyer.
 W. Flinker Wittve Erben — Off. Handelslög. — Die unverehel. Kinder der verst. Eheleute Sch. Wilh. Flinker u. Maria Cathar. Bernardina Sleumer, als: Maria Anna Ludowica, Ed. Wilh., Dominicus Alb. Sch., Henrica Bernardina Augusta, Maria Catharina Franzisca, Franz Augustin u. Alb. Augustin. Ed. Wilh. Flinker allein vertritt die Gesellschaft.
 W. Hoffschulte — Wilh. Hoffschulte.
 J. H. Hülshoff — Joh. Sch. Hülshoff.
 W. Jaenecke — Apoth. — Wilh. Jul. Aug. Jaenecke.
 H. Kleinschmidt — Hm. Sch. Kleinschmidt.

A. Kloppenborg Wittve — Joh. Ant. Kloppenborg Wwe., Agatha geb. Kuhlmann; Proc.: deren Sohn Nicolaus Kloppenborg jun.
 J. H. Lietmeyer — Joh. Sch. Lietmeyer.
 B. Lindemann — Kfm. — Geo. Bernh. Lindemann.
 J. Lohmeyer — Unverehel. Julie Philippine Lohmeyer.
 B. Middendorf — Fabrik. — Bernard Middendorf.
 Montini — Joh. Andr. Th. Montini.
 C. Poiesz — Carl Sch. Poiesz.
 A. Pott — Kfm. — Ant. Pott.
 Gebr. Pott — Kfm. — Ant. Pott.
 B. Raming — Bernard Raming.
 M. Roth Wwe. — Ww. Roth, Agnes geb. Steemann.
 Simon Schwarz — Simon Schwarz.
 A. Sleumer — Alb. Sleumer.
 Sleumer & Teisman — Alb. Sleumer; Proc.: Carl Teisman.
 H. Smits — Hm. Smits.
 Smits & Frankmann — Off. Handelslög. — Hm. Smits u. Sch. Frankmann. Jeder Theilnehmer zeichnet die Firma.
 J. G. Teisman Wittve — Ww. Teisman, Christine geb. Rotermann.
 J. H. Thies — Joh. Hm. Thies.
 Gebrüder Voßkule — Off. Handelslög. — Bernard, Alb. u. Sch. Vitus Voßkule.
 G. Wahl — Geo. Wahl.
 H. Wennig — Gerh. Sch. Wennig.

Abb. 1: Auszug „Freren“ aus dem Firmenbuch von 1865

Die Kaufmannsfamilie Sleumer

Unter den aufgeführten Namen im Firmenbuch befindet sich auch dreimal der Name Sleumer:

- W. Flinker war mit Maria Catharina Bernardina Sleumer verheiratet; die unverehelichten Kinder werden als Beteiligte der Off. Handelsgesellschaft geführt⁵,
- Sleumer – Alb. Sleumer;
- Sleumer & Teisman – Alb. Sleumer; Proc.: Carl Teisman.

Ob Albert Sleumer, der hier zweimal aufgeführt wird, tatsächlich in zwei verschiedenen Funktionen beziehungsweise Betrieben tätig war, lässt sich nicht eindeutig ermitteln.

Der Familienname Sleumer tritt im heutigen Freren nicht mehr auf. Die Slemers waren jedoch im 18. und 19. Jahrhundert eine bekannte Familie Frerens, ihr Name wird mit Bezug auf Freren des Öfteren erwähnt. So berichtet Slemeyer⁶, dass der in Amsterdam reich gewordene gebürtige Frerener Kaufmann Walter Sleumer (Wouter Sluymer) die

heute noch existierende Glocke aus dem Jahre 1784 für die Frerener Katholiken gestiftet hat. Im Frerener Buch wird, wie oben schon erwähnt, der Name im Zusammenhang mit der Gründung einer Sparkasse im Jahre 1851 genannt. Ein S. Sleumer ist Kassen- und Rechnungsführer der „Sparkassenanstalt“⁷, wobei es sich vermutlich bei dem „S“ um einen Fehler handeln dürfte; denn auf der folgenden Seite unterschreibt A. Sleumer und wird weiter unten auch als Rendant bezeichnet. So wird es sich hier wohl um den im Firmenbuch genannten Albert Sleumer handeln.

Man heiratete selbstverständlich auch in den Familien untereinander: Wie aus dem Firmenbuch ersichtlich, war die Familie Sleumer mit der ebenfalls ortsansässigen Kaufmannsfamilie Flinker verwandtschaftlich verbunden; aus einer Bemerkung auf der Karte 87/83 vom 1.7.1883 geht zudem hervor, dass ein Gleiches für verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Kloppenborg in Freren gilt. Dort heißt es, wohl an Heinrich Sleumer gerichtet:

„Veranlaßt durch Ihren Schwager Herrn Kloppenborg frage ich bei Ihnen ergebens an, ob ich von Ihnen gute frische Eier beziehen kann und wie theuer. Ihre gefl. Nachricht erwartend & zeichnet Achtungsvoll Th. Klinker“

Im hier aufzuzeigenden Zusammenhang interessieren lediglich zwei Personen der Familie Sleumer: Albert Sleumer und dessen Sohn Heinrich.

Albert Sleumer wird 1809 in Freren geboren und stirbt am 10.4.1883. Er heiratet 1842; 1848 wird der Sohn Hendrik (auch Henricus) geboren, er ist wohl der später genannte Heinrich Sleumer. Slemeyer⁸ führt im Namenverzeichnis unter Heinrich Sleumer an, dass er 1904 sein Manufaktur- und Kolonialwarengeschäft aufgibt; 1897 wird er als Auktionator genannt. Heinrich Sleumer stirbt am 13. Juni 1909 im 61. Lebensjahr. Seine Tä-



Abb. 2: Ausschnitt einer Ansichtskarte vom Ortskern Freren mit Blickrichtung in die Goldstraße und auf das Haus Sleumer (Quelle: Privatbesitz)

1tes H a n d r
2tes Blatt

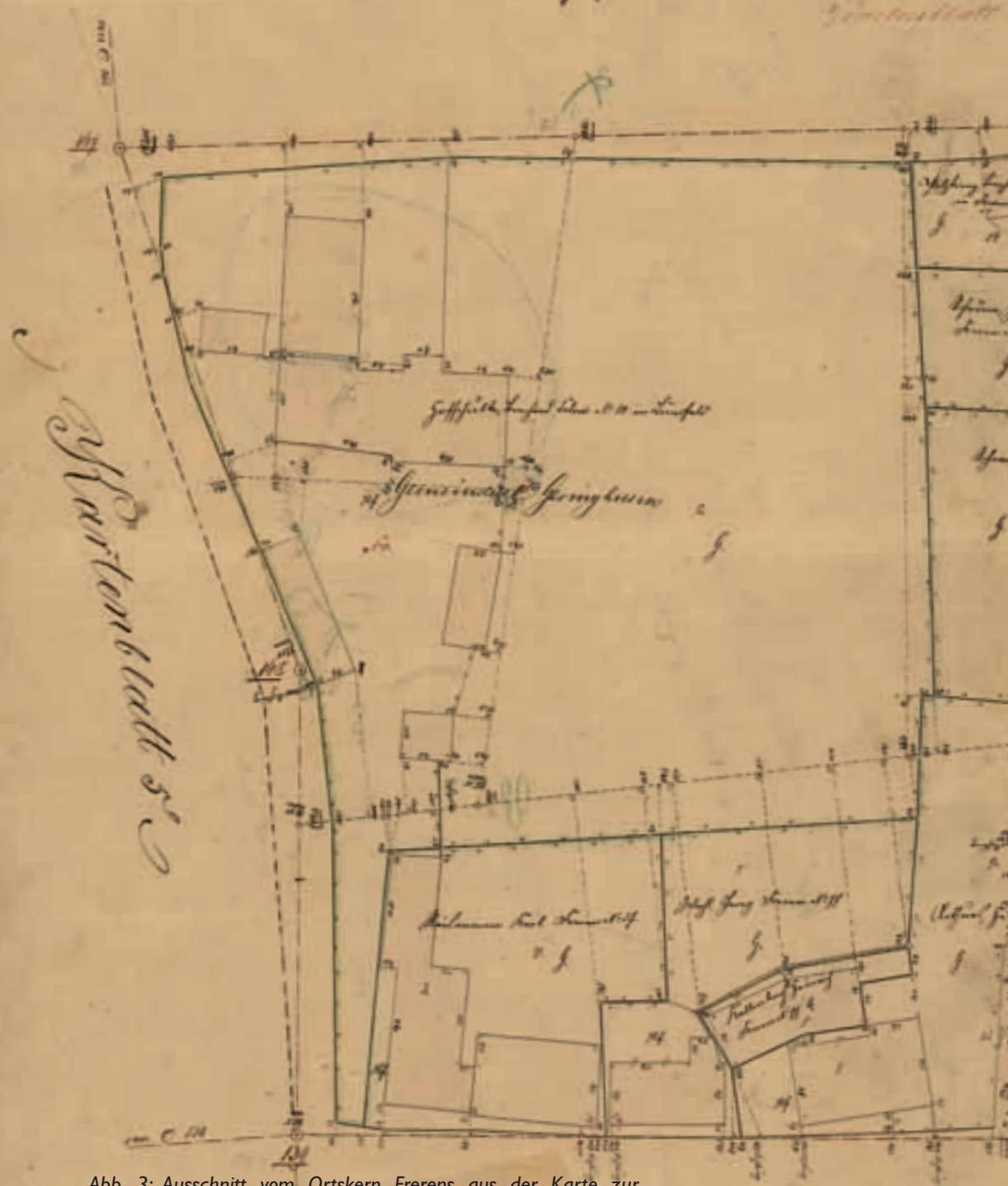


Abb. 3: Ausschnitt vom Ortskern Frerens aus der Karte zur Grundsteuer-Veranlagung von 1871, Kreis Lingen, Amt Freren, Gemarkung Freren. Stückvermessungs-Handriss zum Kartenblatt Nr. 22, in 2 Blättern, Blatt 2, 1871. GLL Meppen, Katasteramt Lingen. Die Pfeile bezeichnen die Grundstücke von Sleumer

1tes H a n

issblatt



4 to Handriffblatt.

drissblatt

tigkeit als Auktionator kann nach den vorliegenden Unterlagen bereits seit wenigstens 1887 angesetzt werden (Karte 14a/87).

Wie ein Ausschnitt aus Katasterunterlagen von 1871 zeigt, gehörten zum Besitz Albert Sleumers im Zentrum Frerens zwei Gebäude mit Hofflächen, vom Markt aus gesehen am linken Eingang zur Goldstraße gegenüber dem Pottschen Besitz. Es dürfte sich dabei um die heutigen Gebäude einer Pizzeria und das Geschäftshaus der Firma Gast handeln (s. Abb. 2 und 3). Dass Sleumer auch Besitz auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte, geht aus dem Verkauf seiner dort befindlichen Scheune an den Kaufmann Pott hervor. Noch heute zeigt die Wand des Gebäudes eine Tafel mit den Initialen „A.S.“ und die Jahreszahl 1872.

Sleumers Besitz wird unter der Hausnummer 49 geführt.

Ein Karton voller Postkarten

Die Durchsicht des Margarinekartons aus den 1870er Jahren zeigt, dass es sich um mehr als 1300 handgeschriebene Karten handelt. Es sind sämtlich Karten aus den Jahren 1874–1896. Genauer handelt es sich anfangs um Geschäftspost an „Sleumer und Teisman“, danach an „Sleumer & Sohn“, später ist die Post dann nur noch an „Sleumer“ bzw. „Heinrich Sleumer“ gerichtet. Bei Sleumer und Teisman dürfte es sich um Albert Sleumer handeln, bei Sleumer & Sohn um Albert und Heinrich Sleumer.

Inhaltlich geht es zum weitaus größten Teil um Butter- und/oder Eierbestellungen. Die Kaufleute Sleumer müssen diesen Unterlagen gemäß einen Butter- und Eierhandel mit dem Ruhrgebiet in erheblichem Umfang betrieben haben. Im Hinblick auf eine genauere Übersicht sind die Karten nun nach Jahrgängen und Monaten sortiert und durchnummeriert. Der Inhalt ist in einer Computerdatei erfasst, da die handgeschriebene Post teilweise schlecht lesbar ist, manches erschlossen werden muss und um ein ständiges Neu-Lesen und Neu-Entschlüsseln zu umgehen.⁹

Die einzelnen Jahrgänge sind unterschiedlich stark repräsentiert. Eine genaue Auflistung ist aus der Tabelle 1 zu ersehen, in der die vorhandenen Karten nach Jahrgängen und, soweit möglich, auch nach Monaten durchsortiert sind. In einigen Fällen (die Spalte „X“) ist dies nicht möglich, da weder der Poststempel noch der Inhalt eindeutige Festlegungen erlauben.

Es lassen sich gewisse Auffälligkeiten ablesen. Da sind die schwach belegten Jahrgänge von 1874 bis 1878; der starke Jahrgangsteil von 1879 bis 1883 und das gravierende Abfallen der Zahlen ab 1884 mit einem leichten Anstieg von 1887–1889, schließlich das kontinuierliche Auslaufen bis 1896.

Bemerkenswert sind die gut bestückten Jahrgänge 1879–1883. Sie fallen nicht nur durch die relativ hohe Gesamtanzahl der Karten auf, sondern ebenso durch die Verteilung in-

	JAN	FEB	MÄR	APR	MAI	JUNI	JULI	AUG	SEP	OKT	NOV	DEZ	X	Sa.
1874	1	1	4	–	1	3	7	5	1	5	–	–	1	29
1875	–	–	1	1	2	4	1	–	–	2	–	–	–	11
1876	–	2	3	1	2	3	3	–	–	2	1	1	–	18
1877	3	2	1	7	3	4	2	3	1	–	3	2	2	33
1878	–	–	3	10	3	–	–	2	–	–	1	–	–	19
1879	1	–	3	20	12	20	20	16	25	14	5	4	2	142
1880	19	21	31	35	36	23	3	4	8	3	2	2	1	188
1881	2	10	10	23	24	13	1	–	2	–	–	1	3	89
1882	–	–	2	–	–	–	–	15	48	34	22	25	–	146
1883	3	9	10	22	21	24	27	23	12	1	7	–	2	161
1884	–	1	1	1	3	4	1	1	6	15	1	1	–	35
1885	4	2	2	–	6	–	3	8	4	3	3	2	–	37
1886	4	2	5	4	2	4	5	2	7	7	2	3	–	47
1887	5	7	14	5	4	3	3	2	2	7	3	5	–	60
1888	5	7	7	3	8	6	5	7	7	5	6	6	2	74
1889	4	5	10	4	4	7	5	1	7	9	4	10	–	70
1890	5	6	6	5	2	–	5	5	4	3	4	1	1	47
1891	3	2	3	3	–	2	1	1	2	5	2	1	–	25
1892	4	2	1	6	3	5	1	2	1	1	1	2	1	30
1893	–	1	3	3	3	–	2	1	–	3	1	–	–	17
1894	–	1	4	2	6	2	3	4	4	3	2	–	–	31
1895	2	1	1	1	2	3	2	–	–	3	1	1	–	17
1896	–	1	3	2	1	–	–	–	–	–	–	–	–	7
Sa.	65	83	128	158	148	130	100	102	141	125	71	67	15	1333

Tab. 1: Verteilung der Karten auf Jahre und Monate

nerhalb der Jahrgänge. So fehlen Belege aus den ersten sieben Monaten des Jahres 1882 fast völlig, auch die Monate Juli bis Dezember 1880 und 1881 sind unterrepräsentiert. Für 1881 und 1882 bietet sich am ehesten wohl die Erklärung an, dass nicht sämtliche Geschäftspost erhalten geblieben ist; es sei dahingestellt, ob in der Firma absichtlich weg- geworfen oder aus Versehen vernichtet.

Das Jahr 1883 verzeichnet noch bis zur Jahresmitte zahlreichere Belege, die dann eben- falls fast vollständig auslaufen. Hier liegt die Vermutung nahe, auch wenn es aus keiner in- haltlichen Andeutung ersichtlich ist, dass mit dem Tode Albert Sleumers im April 1883 ein geschäftlicher Bruch eintritt und die vorhandenen Kontakte ins Ruhrgebiet quasi ab- handeln kommen. Ein Indiz für diese Annahme scheint mir, dass ab 1884 ein vollkommen neuer Kundenkreis auftritt; die Namen bisheriger Geschäftspartner verschwinden fast völ-

lig. Es hat den Anschein, als hätte sich Heinrich Sleumer einen neuen Kundenstamm im Ruhrgebiet aufbauen müssen.

Die Kaufleute Sleumer als Groß- und Einzelhändler

Ein Blick auf die Karten aus dem ältesten erhaltenen Jahrgang 1874 weist bereits ein großes Einzugsgebiet des Betriebs Sleumer auf.

	1874
Essen	7
Wattenscheid	3
Berge-Borbeck	3
Oberhausen	2
Altendorf/Essen	2
Altenessen	2
Gelsenkirchen	2
Helmstedt	1
Ringelheim	1
Witten	1
Schalke	1
Hattingen	1
Steele	1
Hildesheim	1
Braunschweig	1
Summe	29

Tab. 2: Geschäftspost der Firma Sleumer; Ortsangaben 1874

Es zeigt sich interessanterweise, dass Sleumer & Teisman bereits im Jahre 1874 über geschäftliche Kontakte zum Ruhrgebiet verfügen.

Eine direkte Eisenbahnverbindung von Freren in das große Industriegebiet an der Ruhr existierte 1874 noch nicht, daher muss der Transportweg Freren–Lingen per Pferdefuhrwerk und weiter Lingen–Essen per Bahn als wahrscheinlich angenommen werden. Erst ab 1879 kann die Frerener Bahnstation genutzt werden.

Der deutliche Anstieg der Geschäftspost und damit der Bestellungen ab 1879 scheint die Annahme zu belegen, dass der Handel mit dem Ruhrgebiet nun intensiviert werden konnte.

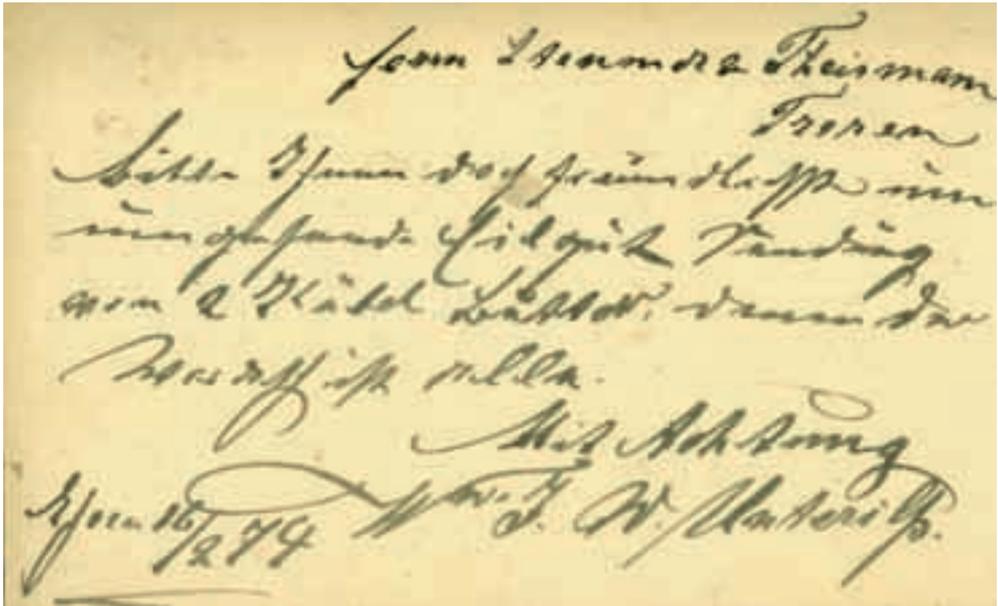


Abb. 4: Karte 2/74, der Text lautet: „ Bitte Ihnen doch freundlichst um umgehende Eilgut Sendung von 2 Kübel Butter, denn der Vorrath ist alle“ (Quelle: Heimatverein Freren)

Sleumers als Einzelhändler: „... ein Sack Grüttemehl!“

Bei Slemeyer wird Heinrich Sleumer als Geschäftsinhaber eines Manufaktur- und Kolonialwarenladens aufgeführt, der sein Geschäft 1904 aufgibt. Albert Sleumer tritt 1877 als „Detailist“ auf, also wohl als Einzelhändler. Die vorliegenden Postkarten geben nur eingeschränkte Auskunft über das Geschäft und den Kundenkreis.

Die örtliche Kundschaft (Fürstenau, Bramsche, Schale u.a.) wird im Wesentlichen mit Gütern des täglichen Bedarfs auf dem Lande beliefert. Da wird Salz, Zucker, Kaffee oder Tee bestellt oder auch recht häufig Grüttemehl, wohl Grütze.

In entfernteren Dörfern oder Bauerschaften werden die Waren mit Pferdefuhrwerken zugestellt; so ist mehrfach beschrieben, „wenn Arns (Arens) vorbeikommt“, könne er die Ware ja mitbringen. Erst in den Jahren nach 1879 wird die Ware auch per Bahn zumindest Richtung Fürstenau geliefert. Orte wie Halverde, Recke oder Neuenkirchen/Voltlage sind mit der Bahn allerdings nicht erreichbar. An der nächstgelegenen Station muss die Ware von den Kunden dann abgeholt werden. Bei den Kontakten in der näheren Umgebung ergibt sich das Bild eines gewöhnlichen ländlichen Kaufmannsbetriebs. Der örtliche Einzugsbereich des Handels scheint demnach ungefähr durch die Orte Recke–Beesten–Lengerich–Berge–Fürstenau–Neuenkirchen bei Bramsche eingrenzbar; wird also etwa das frühere Amt Freren mit Teilen des Osnabrücker Landes umfasst zu haben.

Handel mit Eiern und Butter

Die auf die nähere Umgebung Frerens bezogene Geschäftspost macht allerdings kaum 10 % aus. Das Bild bei der übrigen, weit verteilten Kundschaft ist gänzlich anders. Hier wird so gut wie ausschließlich mit Butter beziehungsweise Eiern gehandelt und es kann dabei durchaus von einem Geschäft in großem Umfang gesprochen werden.

Willkürlich herausgegriffen sei der Monat Oktober 1879 (Belege I 18/79–131/79). Bei den erfassten 14 Postkarten handelt es sich um Bestellungen von insgesamt 6 Tonnen Eiern, zweimal eine Bestellung à 1 000 Eier und einmal um 600 Stück. Butter wird weniger angefordert: 1 Kübel und 4 kleine Kübel. Eine Tonne Eier enthält – so geht es aus dem Kontext der Bestellungen hervor – zwischen 600 und 1 000 Stück; somit kann man in diesem Monat von Eierlieferungen in der Größenordnung zwischen 6 200 und 8 600 Eiern ausgehen. Die umfangreichste Bestellung der gesamten Post datiert aus Essen mit Poststempel vom 6.5.80 und lautet wie folgt (Rechtschreibung beibehalten): „Schicken Sie mir So bald wie Möglich 10 Tausend Eier ab. Bitte Sorgen Sie für gute Wahre. Gruß Achtungsvoll H. Ellers.“ Anforderungen von 1 000, 2 000 oder 3 000 Eiern sind häufig. Die Beschaffung solch großer Mengen dürfte nicht einfach gewesen sein, da die Kundschaft in der Regel kurzfristig beliefert werden wollte und Klagen über ausbleibende Lieferungen des Öfteren geäußert werden. Die Eier werden in Kisten oder Tonnen geliefert. Leere Behälter senden die Abnehmer wieder zurück und bringen sie bei der nächsten Lieferung in Abzug. Gleiches gilt für die Butterbehälter.

Das gravierendste Problem bei der Belieferung mit Eiern stellt der Transport in den Tonnen an sich dar. Als Verpackungsmaterial wird zumindest anfangs in der Regel Stroh verwendet. Trotz aller Polsterung und Verpackung mit Stroh sind Klagen über zu viel Bruch in den Lieferungen häufig, manchmal ist ein Zehntel der Eier nicht mehr brauchbar. Ein Abnehmer rät Sleumer, die Eier in Häcksel zu verpacken, dann entstünde nicht so viel Schaden. In den letzten Jahren werden diese Klagen allerdings nicht mehr geäußert; möglicherweise hat Heinrich Sleumer aus den Problemen gelernt und die Verpackung sicherer gemacht. Ebenso kann die Dauer des Transports zum Problem werden. So wird Klage geführt über faule Eier oder zu kleine Eier und immer wieder der Wunsch nach schönen, dicken und frischen Eiern betont. Sleumer kann diesen Wünschen offenbar nicht immer entsprechen. Dennoch ist der Kundenstamm bis 1883 und auch später über Jahre hinweg in anderer Zusammensetzung recht stabil. Sleumer hat einige zuverlässige Abnehmer. Er wird also vermutlich doch mit angemessener Ware und einem günstigen Preis geliefert haben.

Die Eierpreise schwanken zwischen 3,80 Mark und 6 Mark pro 100 Stück. Es ist über diesen Zeitraum nicht festzustellen, dass die Preise wesentlich gestiegen wären; die Schwankungen scheinen eher durch Angebot und Nachfrage (zum Beispiel Osterzeit) und durch jahreszeitliche Einflüsse erklärbar.

Woher die Eier bezogen werden, geht aus der Geschäftspost nicht hervor: Lediglich die Karte 132/82 vom 12.12.82 von G. Schmidt aus Baccum gibt einmal Auskunft: „Wier haben Eier stehen, wenn es Ihnen paßt diese Woche zu empfangen. Es grüßt Hochachtungsvoll ...“ Eine Andeutung auf Karte 77/81, in der angeregt wird, Eier von Oldenburg aus zu schicken, könnte ein Hinweis auf Lieferungen nicht nur aus der näheren Umgebung, sondern auch auf Bezugsquellen aus der Region Quakenbrück/Oldenburg, vielleicht entlang der Bahnlinie Rheine–Quakenbrück, sein.

Der Umfang der Butterlieferungen bleibt weitaus bescheidener; wenn auch mehrfach pro Woche Lieferungen in Größenordnungen von 20–30 Pfund angefordert werden. Sleumer liefert die Butter in Kübeln oder auch Fässchen aus. Es ist nicht ersichtlich, wie groß diese Behälter sind, in denen die Butter transportiert wird. So ist an mancher Stelle von Kübelgrößen für 50 Pfund Butter; aber auch lediglich von 25–30 Pfd. die Rede, später sogar von Größenordnungen unter 10 Pfund. Kleinere Mengen werden in späteren Jahren auch per „Postcolli“ oder „Postpaquet“ geordert; vermutlich ist die Lieferung durch die Post schneller und durch direkte Auslieferung wohl auch einfacher als per Bahn. Die Verpackung dürfte dann wohl auch mit Pergamentpapier oder gewachstem Papier erfolgt sein.

Es kann nicht verwundern, dass auch der Butterhandel nicht problemlos abläuft. Abgesehen von der Frage, woher Sleumer größere Mengen gleichwertiger Butter auf Abruf bezieht¹⁰, um sie dann weiterzuverkaufen, ergeben sich aus den Klagen der Besteller die wegen der verderblichen Ware zu erwartenden Probleme. Der Bäckermeister Franz Rohmert schreibt am 30.7.1879 (76/79): „Wolln Sie von der Güte sein und schicken mir ein kleines Kübel Butter; jedoch muß selbige besser sein wie letztere, da ich daran habe Schaden leiden müssen, da ich beide Kübel behalten und zum Backen verwenden mußte. Anbei sende ich 3 lehre Fäißchen zurück, welche Sie gütigens auf der Rechnung gutschreiben wollen. Achtungsvoll Franz Rohmert Bäckermeister in Altenessen“.

Bestellt wird in der Regel „Wellenbutter“.¹¹ Daneben treten andere Butterbezeichnungen wie „Naturbutter“, „Tafelbutter“, „Grasbutter“, „Weidenbutter“ und „Stoppelbutter“ auf, auch der für mich bisher nicht klärbare Begriff „Spörgelbutter“ (auch: Spöri-, Spöri-). Es wird immer in Pfund bestellt. Die Preise liegen variabel um die 90 Pf pro Pfund, wobei die Transportkosten hinzugerechnet werden müssen.

Abnehmerregionen

Auch wenn es Lieferungen in Richtung Hannover, vor allem nach Hildesheim, gar bis in kleine Orte wie Baddeckenstedt bei Salzgitter oder Gieboldehausen bei Göttingen gab, so bleiben dies doch zu vernachlässigende Größenordnungen. Der weitaus größte Teil der Geschäftskontakte weist in das Ruhrgebiet. Die Auflistung der Lieferorte (gemäß Poststempel) für das Jahr 1883 kann die Bandbreite der Kontakte aufzeigen:

Ort/Jahr	1883	Ort/Jahr	1883
Gelsenkirchen	37	Gieboldehausen	1
Blankenstein	23	Osnabrück	1
Schalke	16	Bremen	1
Steele	15	Schapen	1
Hildesheim	7	Magdeburg	1
Köln	5	Hannover	1
Essen	4	Emsdetten	1
Wattenscheid	4	Ruhrort	1
Schlebusch	4	Schwelm	1
Duisburg	3	Braubauerschaft	1
Witten	3	Langerfeld	1
Elberfeld	3	Burgsteinfurt	1
Herdecke	2	Braunschweig	1
Langenberg	2	Halle/S.	1
Oberhausen	2	Beesten	1
Gummersbach	2	Quakenbrück	1
Godesberg	2	Altena	1
Fürstenau	2	Barmen-Rittershausen	1
Pyrmont	2	Altenessen	1
Mönchen-Gladbach	2		
Rotthausen	2	Summe	161

Tab. 3: Ortsangaben lt. Poststempel 1883

Diese Verteilung ist nicht repräsentativ für den gesamten Zeitraum 1874–1896, sie zeigt aber, dass es neben dem Kern-Ruhrgebiet auch Kontakte in die südlichen Bereiche (Witten, Blankenstein), in den Wuppertaler Raum und ins Bergische Land bis Gummersbach gibt.

Doch selbst in Hildesheim und Köln oder Bonn mit Bad Godesberg sitzen Geschäftspartner. Halle an der Saale oder Magdeburg sind Einzelkontakte dieses Jahres. In Bad Pyrmont ist ein Kunde zur Kur und hat von dort aus seine Bestellungen abgegeben. Die Karte aus Osnabrück betrifft eine Textillieferung nach Freren. Eine Auflistung sämtlicher Orte, in denen die Sleumers Abnehmer finden, würde den Rahmen sprengen.

Viele Gemeinden, die um 1890 noch selbstständig waren, sind heute Stadtteile größerer Städte.¹² Mehr als 20 Postkarten sind von folgenden Städten oder Stadtteilen vorhanden: Da Altenessen und Steele heute Stadtteile Essens sind und Schalke zu Gelsenkirchen gehört, geht aus der Gesamtauflistung eindeutig hervor, dass das Hauptabsatz-

Ort/Anzahl der Nennungen			
Essen	232	Dortmund	38
Altenessen	151	Wattenscheid	28
Gelsenkirchen	149	Schalke	28
Steele	126	Barmen + Ortsteile	24
Blankenstein	45	Gummersbach	22

Tab. 4: Häufigste Ortsangaben lt. Poststempel 1874–1896

gebiet der Kaufleute Sleumer im heutigen Bereich Essens/Gelsenkirchens liegt. Fast die Hälfte aller Karten stammt aus dem heutigen Essener Stadtgebiet. Nimmt man die Karten Gelsenkirchens hinzu, so sind damit weit über 50 % der Geschäftskontakte abgedeckt.

Der Kundenkreis

Allerdings ist eine einfache zahlenmäßige Zusammenstellung der Karten nach Orten nur bedingt aussagefähig, da die Anzahl der Karten nicht der Anzahl der Abnehmer entspricht. Dies verdeutlicht eine Bestellung aus Gelsenkirchen:

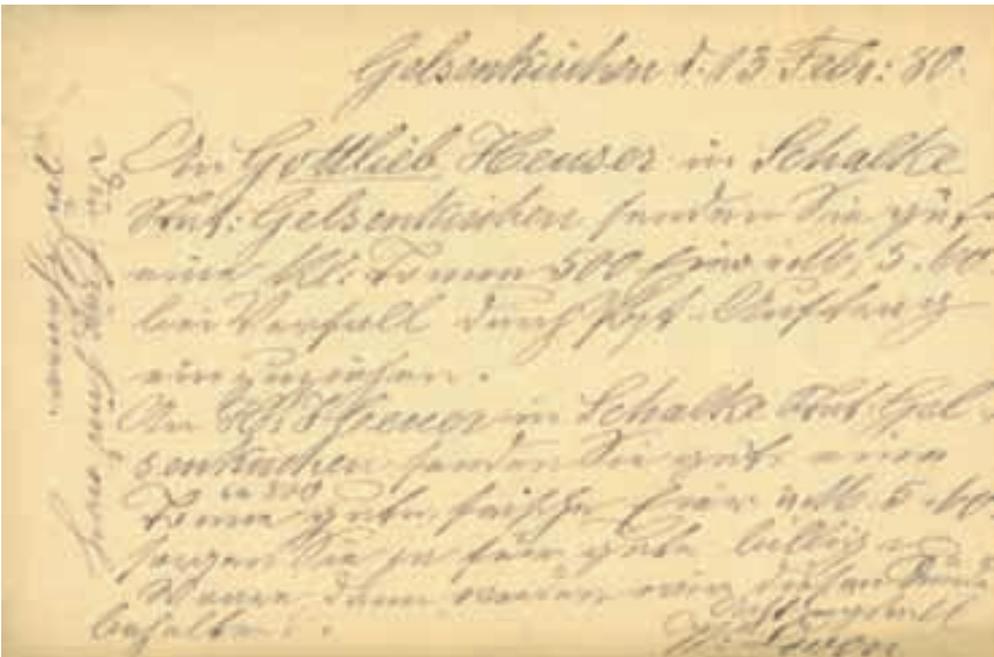


Abb. 5: Karte 28/80 aus Gelsenkirchen. Text nachstehend

„Gelsenkirchen d. 13 Febr. 80.

An Gottlieb Heuser in Schalke Stat. Gelsenkirchen senden Sie güt. eine kl. Tonne 500 Eier à M 5,60 bei Verfall durch Post-Auftrag einzuziehen.

An H. Heuser in Schalke Stat. Gelsenkirchen senden Sie güt. eine Tonne ca 800 gute frische Eier à M 5,60 sorgen Sie je für gute billige Waare dann werden wir diesen Kunden behalten. Achtungsvoll W. Löven.

[Seitlich]: Die Eier sind noch zu theuer.“

Sleumer lässt in Gelsenkirchen über den Handelsagenten W. Löven die Bestellungen sammeln; Löven reicht sie an Sleumer weiter. Er vermittelt Kunden, nimmt gleichzeitig aber auch Beschwerden der Belieferten entgegen und leitet sie an Sleumer weiter; oftmals verbunden mit der Bitte um zügige Erledigung. So sind ein Großteil der Gelsenkirchener Bestellungen über die Adresse Löven gelaufen, verteilen sich grundsätzlich jedoch auf verschiedene örtliche Abnehmer. Auf einer Karte sind also häufig mehrere Kunden gleichzeitig verzeichnet. In der Regel laufen die Bestellungen aber nicht ausschließlich über die Agenten. Eine große Anzahl Kaufleute bestellt unmittelbar bei Sleumer; andere Abnehmer sowohl über Löven als auch direkt.

Der überwiegende Abnehmerkreis besteht aus einfachen Kaufleuten; einzelne Kunden bezeichnen sich konkreter als Konditoren oder Bäckermeister. Auch ein Stationsvorsteher von Schlebusch (Leverkusen) ist zeitweilig unter den Abnehmern. Vielfach geben Firmenstempel Auskunft.

Es gibt einige besonders treue Kunden. Ein Beispiel: In den Jahren von 1878 bis 1884 ist L. B. Heymann aus Steele ein regelmäßiger Käufer. Die erste Karte mit seinem Namen vom 8.5. 1878 (15/78) belegt bereits frühere Käufe, denn es wird die Rücksendung von vier leeren Tonnen im Werte von 6 Mark angeführt. Der Geschäftsinhaber muss dann im Laufe des Jahres verstorben sein. Ab April 1879 (7/79) unterzeichnet die Witwe die Karten und bezieht in den Jahren 1879 bis 1883 regelmäßig und häufig Ware bei Sleumer. 1882 werden auch von Sleumer angebotene Äpfel gekauft. Einen letzten Kontakt gibt es noch 1884 (29/84); auch dabei geht es nun nicht mehr um Eier, sondern um Äpfel. Die Witwe Heymann führt demnach das Geschäft ihres Gatten weiter und zeigt sich dabei durchaus resolut und durchsetzungsfähig. Wir erfahren von erheblichem Bruch bei einer Eierlieferung (160/80), als unter 1 500 Eiern 138 beschädigt oder zerbrochen sind. Mehrfach führt sie Klage über ausbleibende Lieferungen oder Rechnungen, verlangt bessere Ware und führt genau Buch. So kann man entnehmen, dass eine leere Tonne anfangs mit 1,50 Mark, in den Jahren um 1880 mit 2 Mark rückvergütet wird.

Ein etwas außergewöhnlicher Kunde ist Johann (Jean) Fischer (Poststempel Essen), der Lieferant für das Kruppsche Krankenhaus. Er schreibt 1894, dass er jede Woche mindestens eine Tonne Eier für das Krankenhaus benötige, und Ende Oktober beziehungsweise Anfang November 1895 berichtet er, dass gerade eine große Typhusepidemie herr-

sche und das Krankenhaus täglich 200 Eier für die Kranken brauche (Karten 15/95 und 16/95). Weiteres erfahren wir dann aus der Geschäftspost allerdings nicht mehr.

Die Karte 12/85 ist als einzige aus dem Ausland, aus London, an Sleumer abgesandt. Ein Probekübel „Exportbutter“ wird per Eilgut über Vlissingen angefordert und gleichzeitig danach gefragt, welches Quantum alle 2 Wochen geliefert werden könnte. Absender ist eine Firma T. Palme & Co. in London. Ob geliefert wurde und der Kontakt weiter bestand – es bleibt im Dunkeln.

*

Die aufgefundene Geschäftspost der Kaufleute Sleumer kann offensichtlich nur eingeschränkt ausgewertet werden: Die Einzeljahrgänge sind unterschiedlich stark vertreten und Teile der Unterlagen scheinen zu fehlen. Die Postkarten an Sleumer sind zudem lediglich die eine Hälfte des Schriftverkehrs. Was Sleumer geantwortet haben könnte, kann nicht oder nur indirekt nachvollzogen werden. Es ist durchaus nicht immer deutlich, ob die Bestellungen auch tatsächlich erledigt werden. Zumindest aus einigen Bemerkungen ergibt sich die Schlussfolgerung, dass Sleumer nicht alle Wünsche erfüllen kann, erst auf Mahnungen hin liefert er oder es erfolgen Teillieferungen.

Die Anzahl der Karten darf nicht mit der Anzahl der Kunden gleichgesetzt werden. Es gibt sowohl Direktabnehmer als auch Handelsagenten, die für mehrere Kunden die Bestellungen sammeln und weiterleiten. Der Poststempel bezeichnet zwar in der Regel



Abb. 6: Karte 12/85: Eine Probebestellung aus London

den Wohnort der Geschäftspartner; es werden aber auch Karten in Nachbarorten zur Post eingeliefert oder gar aus der Kur wie am Beispiel der Karten aus Bad Pyrmont.

Insgesamt kann nach Auswertung der Karten Folgendes festgehalten werden: Die Kaufleute Albert und Heinrich Sleumer betreiben zwischen 1874 und 1896 einen zeitweise schwunghaften Handel mit Eiern und Butter in das aufstrebende Industriegebiet an der Ruhr. Der Eier- und Butterhandel, später vielleicht auch mit anderen Produkten, ist lukrativ genug gewesen, um über mindestens 20 Jahre hinweg Bestand zu haben.

Im Übrigen geht aus anderen Quellen hervor, dass auch weitere Frerer Kaufleute einen solchen Handel betrieben.¹³ Nach Slemeyer¹⁴ wurde 1900 eine Eierverkaufsgenossenschaft gegründet, ein Indiz dafür, dass Eier weiterhin eine wichtige Handelsware Frerer Kaufleute waren.

So ergeben sich aus den außergewöhnlichen Unterlagen zwar keine grundlegenden neuen Erkenntnisse über die wirtschaftliche Lage im ausgehenden 19. Jahrhundert in Freren, doch bieten sie ein kleines Fenster, durch das einmal näher in den Geschäftsbetrieb einer Kaufmannsfamilie geschaut werden konnte.

Anmerkungen

- 1 Hans Slemeyer, *Friduren – Freren: ein geschichtlicher Überblick vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. In: Bernhard Fritze (Hrsg.), *Freren. Kleine Stadt im Emsland*. Freren 1994, S. 71–118.
- 2 Hermann Brüne u. Dieter Mosler, *Handel, Handwerk und Gewerbe – Vom Wirtschaftsleben seit hundert Jahren*. In: Fritze (wie Anm. 1), S. 503–520.
- 3 Hans Slemeyer, *Friduren-Freren. Ein Beitrag zur Geschichte des Kirchspiels und der Stadt Freren von den Anfängen bis zum Jahre 1945*. Bonn-Bad Godesberg 1985.
- 4 *Firmen-Buch für das Königreich Hannover*: Hannover 1865, S. 50f.
- 5 Aus dieser Ehe Flinker/Sleumer entstammt der 1853 geborene emsländische Maler August Flinker. Zu August Flinker s. Christiane Kerrutt, *Das Emsland in alten Ansichten*. In: *Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes (JbEHB)* 43, 1997, S. 9–34. – Dies., *Freren und die Düsseldorfer Malerschule*. In: *JbEHB* 46, 2000, S. 31–55. – Dies., *Malerei und Grafik im Emsland 1860–1960*. In: *JbEHB* 47, 2001, S. 171f.
- 6 Slemeyer (wie Anm. 1), S. 94.
- 7 Brüne/Mosler (wie Anm. 2), S. 509.
- 8 Slemeyer (wie Anm. 3), Anhang 40 (unter Textilgeschäfte).
- 9 Die Aufzeichnungen liegen als Word-Datei beim Verfasser vor.
- 10 Eine Molkerei gibt es in Freren erst seit 1884.
- 11 Zum Begriff „Wellenbutter“: Es ist Butter, die vom aus der Maschine kommenden Butterstrang abgeschnitten wird. Sie wird nicht, wie heute meist üblich, in kleine Päckchen verpackt, sondern in größeren Portionen und in Form einer Rolle, „Welle“ genannt, ausgeliefert. (Auskunft der Lippeschen Milchverwertung, die heute noch Wellenbutter anbietet (s. Internet). Diese Definition trägt für die Slemerschen Lieferungen aber nicht weit, da es in Freren erst spät eine Molkerei gab, Wellenbutter aber auch vorher schon verlangt und offenbar auch geliefert wurde.
- 12 Eine detaillierte Auflistung der Orte, jeweils nach Jahrgängen gegliedert, ist beim Verfasser erhältlich.
- 13 Geschäftspost der Kaufleute Kloppenborg; liegt beim Heimatverein Freren vor.
- 14 Slemeyer (wie Anm. 3), S. 72f. Die Genossenschaft umfasste 70 Mitglieder. 1901 wurden 235 000 Eier angeliefert und mit der Bahn weitergeschickt.

Etwas, das übrig blieb – Die Viertelgemeinde in Vrees

von Josef Klekamp

Mit der Freibauernurkunde von 1394 erreichten die 38 wichtigsten Höfe auf dem Hümmling ihre Befreiung von Abgaben und Verpflichtungen gegenüber den bisherigen Landesherren, den Grafen von Tecklenburg, und begaben sich unter den Schutz des Bischofs von Münster.¹ Weiterhin verpflichtet waren sie jedoch, den Zehnten zu zahlen, der durch Karl den Großen zum Unterhalt der Kirchen und Klöster eingeführt worden war. Als Freibauern galten auf dem Hümmling nur die Besitzer der Erbhöfe. Sie wurden in allen Dokumenten auch als „Beerbte“ betitelt.

In einem Schatzungsregister aus dem Jahre 1534 werden für Vrees 13 Beerbte genannt.² Auf einem Erbhof wurde jeweils der älteste Sohn der Nachfolger, der Besitzer des ganzen Hofes. Die Nachgeborenen mussten sehen, wie sie ihr Leben meisterten. Die Geschicktesten unter ihnen spezialisierten sich auf ein Handwerk, andere wurden Kleinbauern, manchmal mit einem Nebenerwerb, oder sie blieben als Knechte und Mägde auf irgendeinem Hofe. Alle wurden einfach die „Kleinen Leute“ genannt.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) herrschte bei den Menschen auf dem Hümmling große Not. Nur sehr langsam wurden verwüstete Höfe und verkommene Ländereien wieder nutzbar gemacht. In einem Hausschatzungsregister für das Kirchspiel Werlte aus dem Jahre 1652 wurden deshalb die Höfe nur mit der halben Steuer belegt.³ Dort ist für die Bevölkerung von Vrees auch eine neue soziale Gliederung zu finden. Für die „Bauschaft Wreiß [Vrees]“ gibt es „Halbe Erben“, „Viertelern“, „Köttere“ und „Brinksitzer“.

Die einzelnen Familien werden namentlich aufgeführt, und es ergeben sich für Vrees 10 Halberben, 4 Viertelern, 5 Köttere und 7 Brinksitzer. „Erben“ sind die Besitzer der ältesten Höfe, die allein das Nutzungsrecht in der Gemarkung besaßen. „Köttere“ (Kötter) waren Kleinbauern. Ihnen war es (neben den Erben) gestattet, Pferde zu halten und sie zu gemeinsamer Weide in die Mark zu treiben. „Brinksitzer“ hatten ein kleines Anwesen in den Randgebieten. Sie hatten es gekauft, gepachtet oder es war ihnen geduldet. Sie durften nur eine begrenzte Stückzahl an Hornvieh und Schafen besitzen.

Nach dem Schatzungsregister von 1652 gab es in der „Bauschaft Wreiß [Vrees]“ nur freie Männer. So steht es ausdrücklich vermerkt. Doch eines war auffällig; es steht als Bemerkung am Ende der Aufzählung: „NB. Diese Bauschaft ist zehentbar nach Saterdaglant“.⁴ Das war nicht bei allen Dörfern so angegeben. In der „Bauschaft

Werlte“ waren beispielsweise von 17 Halberben nur 6 Freibauern. Alle anderen waren „Lehenrörig“ oder mussten „Pfacht“ zahlen.⁵

Die Vreeser Bauern haben ihre Unabhängigkeit auch in der Zukunft zu verteidigen gewusst. Als der prachtliebende Fürstbischof Clemens August zum Bau seines üppigen Jagdschlusses „Clemenswerth“, 1737–1740, Spanndienste aus Vrees verlangte, haben sich die Bauern geweigert und ließen sich auch unter Druck und Strafe nicht dazu bewegen. Sie waren freie Bauern!

Die „Kleinen Leute“ versuchten, durch Saisonarbeit ihren kärglichen Lebensunterhalt zu verbessern. Im Frühjahr gingen viele zum Gras mähen nach Holland. Im Winter sammelten sie dicke Feldsteine und verkauften sie für den Deichbau in Leer und Emden im Markahafen Ellerbrock. Fleißig und sparsam waren diese Menschen und versuchten, mit dem ersparten Geld eine eigene Siedlerstelle zu erwerben oder sich ein kleines Stück Land zu kaufen. Auf viele Bittschriften der „Kleinen Leute“ hin wurde 1788 eine Kommission der Fürstlichen Hofkammer eingerichtet, die ihre Arbeit in den Gemeinden Börger, Lorup und Vrees aufnahm, um Neusiedlungen zu planen. Für Vrees wurden, in Absprache mit den Vreeser Bauern, im nördlichen Grenzbereich der Vreeser Mark, zwei Stunden vom Dorfe entfernt, sechs Plätzen ausgeschrieben.⁶

Sehr schwierig verliefen die Verhandlungen mit den Bauern von Lorup. Sie wollten dem Ansinnen der Kommission nicht nachgeben. In den Jahren 1789 bis 1791 kam es zu einem Prozess beim Hofgericht in Köln, „Die Beerbten von Lorup wider die Kleinen-Leute daselbst“. Die Kötter und Brinksitzer befürchteten, dass die Beerbten durch Verkäufe den Markengrund so schmälern würden, dass am Ende die Nutzungsrechte der Nichtmarkenberechtigten eingeschränkt werden könnten. Die Beerbten von Börger und Vrees, obwohl die letztgenannten ihre Einwilligung für eine Siedlung schon gegeben hatten, schlossen sich diesem Prozess an. Im Verlauf der Verhandlungen stimmten die Beerbten schließlich einem Vergleich zu, dessen wichtigstes Ergebnis aus folgender Übereinkunft bestand: „Es haben zwei Kötter gegen einen Beerbten und vier Brinksitzer oder Kleine gegen einen Beerbten den Holz und Grundteil zu genießen und sollen in allem pro Quote gleich dem Beerbten an der Loruper Mark interessiert sein.“⁷

Dieses Urteil wurde in der Folgezeit für alle Gemarkungen im Norden des Hümmlings angewandt. Die „Viertelgemeinden“ waren geboren. Für Vrees bedeutete das eine ganz neue soziale Struktur. Es gab jetzt Beerbte, Brinksitzer mit Gemarkungsrechten, wozu auch die Köttere gezählt wurden, und Brinksitzer ohne Gemarkungsrechte sowie Heuerleute, die keinerlei Mitspracherecht an der Gemarkung besaßen.

Um 1820, also ungefähr eine Generation später, verkauften die Beerbten von Vrees sogar einige Plätzen in der Nähe des Dorfes auf der Grenzhöhe.⁸ Die Beerbten

brauchten für die Entrichtung der Steuern Geld. Der Verkauf von Markengrund war für sie einfach eine notwendige Einnahmequelle. Sie verkauften die Plätzen an die Meistbietenden und verlangten von ihnen für die Weiderechte in der Mark eine jährliche Pacht für jedes Stück Vieh, das die Plätzenbesitzer aber nur in einer begrenzten Anzahl halten durften. Dieses Verhalten führte dazu, dass einzelne Erben nach eigenem Ermessen Verkäufe aus der Mark vornahmen und nach Belieben Nutzungsrechte gegen Entgelt verliehen. Es entstand dadurch eine große Rechtsunsicherheit unter den einzelnen Bewohnern der Gemeinde, die in Missgunst, Streitigkeiten und Prozessen ihren Niederschlag fand.

Im Jahre 1838 entschlossen sich die Bewohner von Vrees, die Gemeindeverhältnisse vertraglich neu zu ordnen: „Das Markeneigentum bleibt jedem nach Maßgabe der vorgedachten Viertelberechtigungen, und es haben Brinksitzer und Anbauern als solche weiter keine Rechte als die nachfolgenden Nutzungsrechte: Jeder Einwohner ohne Ausnahme hat nach Bedürfnis freie Huts-, Plaggen- und sonstige Nutzungsrechte der Mark, alles aber nur für sich und nach Bedürfnis; Moorbuchweizenbau und Torfstich sollen gleichmäßig für die Zukunft geordnet werden, dabei soll: der Beerbte zu vier Viertel, der Halbbeerbte zu zwei Viertel, der Brinksitzer zu ein Viertel, der neue Anbauer zu ein Sechstel, und außerdem der Heuermann zu Gunsten des Beerbten zu ein Sechstel bedacht werden. Jeder Vollerbe soll nicht mehr als vier Heuerleute und der Halbbeerbte verhältnismäßig weniger halten dürfen. Kein Brinksitzer darf Heuerleute annehmen. Derjenige, der z.Z. Viertelrecht hat, kann jedoch einen halten. Kein Beerbter soll aber mehr als drei Heuerleute mit Rechtsamen abäußern, der abgeäußerte Heuermann tritt in die Klasse der Anbauern. Beerbte dürfen keine Brinksitzereien, sondern nur Anbauernrechte verkaufen.“⁹ Bruno Lievenbrück bewertet den Vertrag so: „In diesem Vertrag wurde das Bestehen unterschiedlicher Gruppen ausdrücklich betont und deren Rechte voneinander abgehoben.“¹⁰ Der Vertrag zeigt, dass die soziale Struktur in Vrees viel differenzierter geworden ist. Es gibt jetzt: Beerbte, Halbbeerbte, Brinksitzer mit Viertelberechtigung, Anbauern und Heuerleute. Auf dem Westerkamp, dem Gebiet zwischen der heutigen Rastdorfer und Werlter Straße, wurden im Jahre 1854 ungefähr 5 Morgen Eschland verkauft, dazu am selben Tage 14 Zuschläge (Weideland) entlang der Marka.¹¹

Die Grundsteuer, eingeführt 1826, drückte auf die Erbhöfe, denn nur die Beerbten waren die Besitzer der ganzen Mark. Bei einer neuen Regelung sollten alle Viertelberechtigten als Besitzer gelten. Um das festzuschreiben, mussten zuerst die Grenzen der Gemarkung offiziell festgestellt werden. Der Geometer Schlöenbach hat in einem Protokoll vom 22. November 1860 die Grenze zwischen Bockholte und Vrees festgeschrieben. Das Protokoll wurde unterschrieben von: Jansen, Vorsteher aus Werlte, Steenken, Vorsteher aus Bockholte, Bruns, Markenvorsteher aus Vrees.¹² Es ist bemerkenswert, dass in dieser Zeit für die vorliegenden Dokumente, die an die

Gemeinde Vrees gerichtet sind, unterschieden wird zwischen dem Markenvorsteher und dem Gemeindevorsteher. Der Markenvorsteher war zuständig für die Markenrechte, der Gemeindevorsteher für die politischen Belange und das Eigentum der Gemeinde.

Das Moor war für die Menschen der damaligen Zeit wertvolles Land. In der obersten Schicht, die nach oberflächlicher Entwässerung abgeflämmt wurde, wuchs der Buchweizen. Als Pfannkuchen gebacken war er die tägliche Kost der „Kleinen Leute“. In den unteren Moorschichten lagerte der Schwarztorf. Er war das Brennmaterial zum Kochen und Heizen. Ohne „Moorpand“ war das Überleben für niemanden möglich. Nach der Festlegung der Grenze zwischen Bockholte und Vrees wurde nun von den „Kleinen Leuten“ die Aufteilung des Dosenmoores, eines an Bockholte angrenzenden Mooregebietes, angestrebt. Jedem der „Kleinen Leute“ war dort von den Beerbten ein „Pand“ zur Verfügung gestellt worden. Die lagen aber meist in den schlechtesten Teilen des Moores. Deshalb wurde von der Königlichen Hannoverschen Landdrostei in Osnabrück am 6. April 1861 der Auftrag erteilt, „durch Vernehmung der betreffenden Interessenten zu Vrees zu constatiren, daß die Hälfte derselben die Special-Theilung [des Dosenmoores] in Verbindung mit der bereits erkannten Theilung des Vreeser Kuhmoores durch die vorgeschlagenen Sachverständigen untersuchen und begutachten zu lassen“.¹³

Über das Kuhmoor schrieb der Markenvorsteher aus Vrees an den zuständigen Amtshauptmann: „Das Kuhmoor, was getheilt werden soll, liegt zwischen den Wegen nach Lindern und der Bischofsbrück, ist südlich durch die Markaa und vorderstlich durch das Vreeser Feld begrenzt. Die Fläche ist ungefähr 250 Morgen groß und bisher zur Kuhweide benutzt, indessen haben auch wohl im Winter die Schafe darauf geweidet. Zu Torfstich und Buchweizenäcker ist fragliche Fläche nicht benutzt.“¹⁴ Die Aufteilung des Weidelandes war nicht sehr schwierig. Die Teilung wurde bald abgeschlossen und vom Markenvorsteher Bruns unterschrieben.

Anders war es bei der Aufteilung des Dosenmoores. Es war nicht gleich wertvoll in den verschiedenen Gebieten. Wer sollte wo sein „Moorpand“ bekommen? Für die Beerbten, die die günstigsten Parzellen innehatten, konnte es nur schlechter werden. Es gelang ihnen, von 1865 bis 1867 die Teilung des Dosenmoores aufzuschieben. Am 18. Februar 1867 kam ein Schreiben vom Herzoglich Arenbergischen Amt Hümmling: „An den Vorsteher Büter zu Vrees. Auf Antrag des Markenvorstehers Bruns soll am Sonnabend, den 23. d. M. des Morgens 11 Uhr in der Ortsschule zu Vrees mit den Beteiligten wegen der Theilung des Moores resp. Regelung des Torfstichs verhandelt werden. Der Vorsteher Büter erhält hiermit die Weisung nach zuvoriger Rücksprache mit dem Markenvorsteher Bruns, zu diesem Termin bei 1 rt Strafe für den Fall des Ausbleibens die Beteiligten vorzuladen. Ein Verzeichniß der Geladenen ist Termino den Unterzeichneten Beamten zu übergeben.“¹⁵ In dem Verzeichnis sind 89 Personen

namentlich aufgeführt: 9 Vollerben, 4 Halberben, 19 Viertelberechtigte, 19 Brinksitzer und 38 Anbauern.

In der Versammlung wurde festgehalten, dass vorgegangen werden solle nach „... der Acte vom 22. März 1838, welche zu Vrees vor dem Amte Hümmling aufgenommen ist. Diese besagt unter B: Moorbuchweizenbau und Torfstich sollen planmäßig für die Zukunft geordnet werden. Dabei soll:

1. der Beerbte zu $\frac{1}{4}$
2. der Halbbeerbte zu $\frac{3}{4}$
3. der Brinksitzer zu $\frac{1}{4}$
4. neue Anbauer zu $\frac{1}{4}$

und außerdem der Heuermann zu Gunsten der Beerbten auch mit $\frac{1}{4}$ theilnehmen.“¹⁶

Fast alle Brinksitzer und Neubauern lehnten dieses Dokument ab, da sie befürchteten, dass ihnen damit auf Dauer keine genügenden Brennmaterialien zur Verfügung stehen würden. Der Termin wurde unverrichteter Sache beendet. Ein anderer Weg zur Aufteilung musste gefunden werden. Es wurde die Liste aller Berechtigten in Gruppen von 1 bis 30 aufgestellt. Dorthinein wurden je nach Viertelberechtigung ein, zwei, vier oder sechs Namen eingetragen. So waren alle Interessenten in 30 Gruppen geteilt.

Der Geometer Fischer hat die Aufteilung des Dosenmoores in Vrees in einer Zeichnung festgehalten. Darin waren 30 große Teile vorgesehen und nummeriert. Die Reststücke hat er in 30 kleine Teile aufgeteilt und auch nummeriert. Je eine Person aus diesen 30 Gruppen hat nun für ihre Gruppe eine Zahl gezogen, sowohl für die großen Teile als auch für die Reststücke. Auf diese Weise wurde das Dosenmoor zu Vrees im wahrsten Sinne des Wortes „verlost“. Für die einzelnen Familien wurden die ihnen zukommenden Stücke ausgemessen und ein Lageplan für das Katasteramt in Papenburg erstellt. Dieses System wurde im Jahr 1870 als feste Regelung von der Regierung angesehen und bestätigt.¹⁷

Doch schon bald kamen Beschwerden von einem Anbauern, der einen sehr schlechten Platz bekommen hatte, der zum Torfstich nicht geeignet war. Der neue Markenvorsteher „Pohlmann“ schrieb am 17. Mai 1874 an den Amtshauptmann Buhs: „Auf ihr Schreiben vom 15 dieses Monats erwiedere ich, das dem J. H. Kock aus Vrees das Törffand zukomme das wissen wir alle wohl. Aber wo soll er es haben, den die Regulirung ist von Politischer Seite vorgenommen und nicht von die Markengemeinde. Außerhalb des Törffstigs kann er sein Theil nicht bekommen. Weil das Törffstig welches Regulirt ist für alle bewohners von Vrees groß genug ist, so das jeder Törff genuch erhalten kann. Aber das einige Törff in überflus, die anderen keinen Törff genug oder von die Kaufen sollen das ist nach meiner Meinung auch nicht recht, deswegen soll doch wohl eine zweite Regelung stadt finden müßen. Dann kann das eben so gut jetz, und noch besser, alls über einige jahre, den der eine Kauft ihr der andere Kauft dort umme

KARTE

des s.g. **Reviere** am Moor-Reviere in der Feldmark
des **Reviere** im Amte **Hümmling**

1. 1. 1. 1. 1.	1. 1. 1. 1. 1.	1. 1. 1. 1. 1.	1. 1. 1. 1. 1.	1. 1. 1. 1. 1.
2. 2. 2. 2. 2.	2. 2. 2. 2. 2.	2. 2. 2. 2. 2.	2. 2. 2. 2. 2.	2. 2. 2. 2. 2.
3. 3. 3. 3. 3.	3. 3. 3. 3. 3.	3. 3. 3. 3. 3.	3. 3. 3. 3. 3.	3. 3. 3. 3. 3.
4. 4. 4. 4. 4.	4. 4. 4. 4. 4.	4. 4. 4. 4. 4.	4. 4. 4. 4. 4.	4. 4. 4. 4. 4.
5. 5. 5. 5. 5.	5. 5. 5. 5. 5.	5. 5. 5. 5. 5.	5. 5. 5. 5. 5.	5. 5. 5. 5. 5.
6. 6. 6. 6. 6.	6. 6. 6. 6. 6.	6. 6. 6. 6. 6.	6. 6. 6. 6. 6.	6. 6. 6. 6. 6.
7. 7. 7. 7. 7.	7. 7. 7. 7. 7.	7. 7. 7. 7. 7.	7. 7. 7. 7. 7.	7. 7. 7. 7. 7.
8. 8. 8. 8. 8.	8. 8. 8. 8. 8.	8. 8. 8. 8. 8.	8. 8. 8. 8. 8.	8. 8. 8. 8. 8.
9. 9. 9. 9. 9.	9. 9. 9. 9. 9.	9. 9. 9. 9. 9.	9. 9. 9. 9. 9.	9. 9. 9. 9. 9.
10. 10. 10. 10. 10.	10. 10. 10. 10. 10.	10. 10. 10. 10. 10.	10. 10. 10. 10. 10.	10. 10. 10. 10. 10.
11. 11. 11. 11. 11.	11. 11. 11. 11. 11.	11. 11. 11. 11. 11.	11. 11. 11. 11. 11.	11. 11. 11. 11. 11.
12. 12. 12. 12. 12.	12. 12. 12. 12. 12.	12. 12. 12. 12. 12.	12. 12. 12. 12. 12.	12. 12. 12. 12. 12.
13. 13. 13. 13. 13.	13. 13. 13. 13. 13.	13. 13. 13. 13. 13.	13. 13. 13. 13. 13.	13. 13. 13. 13. 13.
14. 14. 14. 14. 14.	14. 14. 14. 14. 14.	14. 14. 14. 14. 14.	14. 14. 14. 14. 14.	14. 14. 14. 14. 14.
15. 15. 15. 15. 15.	15. 15. 15. 15. 15.	15. 15. 15. 15. 15.	15. 15. 15. 15. 15.	15. 15. 15. 15. 15.
16. 16. 16. 16. 16.	16. 16. 16. 16. 16.	16. 16. 16. 16. 16.	16. 16. 16. 16. 16.	16. 16. 16. 16. 16.
17. 17. 17. 17. 17.	17. 17. 17. 17. 17.	17. 17. 17. 17. 17.	17. 17. 17. 17. 17.	17. 17. 17. 17. 17.
18. 18. 18. 18. 18.	18. 18. 18. 18. 18.	18. 18. 18. 18. 18.	18. 18. 18. 18. 18.	18. 18. 18. 18. 18.
19. 19. 19. 19. 19.	19. 19. 19. 19. 19.	19. 19. 19. 19. 19.	19. 19. 19. 19. 19.	19. 19. 19. 19. 19.
20. 20. 20. 20. 20.	20. 20. 20. 20. 20.	20. 20. 20. 20. 20.	20. 20. 20. 20. 20.	20. 20. 20. 20. 20.



100 Reviere 1/200

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48	49	50
51	52	53	54	55	56	57	58	59	60
61	62	63	64	65	66	67	68	69	70
71	72	73	74	75	76	77	78	79	80
81	82	83	84	85	86	87	88	89	90
91	92	93	94	95	96	97	98	99	100

Karte von der s.g. Dose eines Moor-Reviere in der Feldmark des im Amte Hümmling belegenden



Dorfes Vrees (1867)

(StAOS K 52 Vrees Nr. 001 H)

sich einige Jahre zu helfen, und am Ende kommt die Regulierung doch wider: Deswegen wo ehr jebesser dann kann Kock sein Törffand eben sogut erhalten alls jeder ander.“¹⁸

Es wurde von nun an die Aufteilung der ganzen Gemarkung Vrees angestrebt. Um diese Aufteilung zu regeln, mussten zuerst die äußeren Grenzen festgelegt sein. Mit Lorup und Neuvrees wurden Verhandlungen aufgenommen und bis 1876 abgeschlossen. Damit verkleinerte sich die Vreeser Mark um ungefähr ein Drittel ihrer Fläche. Zunächst wurde für die Aufteilung der Vreeser Mark ein Verzeichnis aller Markberechtigten mit den jeweiligen Viertelberechtigungen aufgestellt. In einer Versammlung am 15. März 1876 haben sich alle einstimmig für einen Markenteilungsantrag entschieden, der von der Königlichen General-Commission am 8. April 1876 genehmigt wurde. Zur Durchführung wurden die Herren Amtshauptmann Behnes zu Sögel und Ökonomie-Commissair Niemann zu Lingen bestellt.¹⁹

Nach verschiedenen Versuchen erzielte man eine Einigung für die Grundlagen zur Regelung der Markenverhältnisse in Bezug auf die Spezialteilung der Vreeser Mark. Im Pfarrarchiv der Gemeinde St. Nikolaus in Vrees ist der geschlossene Vertrag in Abschrift überliefert. Darin heißt es:

Die sämtlichen Markgenossen zu Vrees beschließen einstimmig die mittels Erkenntnisses der Königlichen General-Commission vom 8. April 1876 für stattnehmig erkannte Spezialtheilung ihrer Mark nachdem der Hauptzweck derselben, die Auseinandersetzung mit der Colonie Neuvrees erreicht ist, nieder zu legen und verzichtet jeder einzelne Theilnehmer, möge er Markgenosse sein, oder nur servitutische Rechte an der Mark ihm zustehen, auf eine Ausführung der Theilung. Zuvor aber sollen die bislang in mehreren Punkten unregelmäßig und streitigen Theilnahmeverhältnisse an der Mark, sowohl rücksichtlich des Eigenthums, der Betheiligten an den Aufkünften der Mark, als auch rücksichtlich der mit der Benutzung der Mark verbundenen Lasten in folgender Weise geregelt werden:

§ 1

Die auf der Anlage sub No. 1–33 s.g. Viertelberechtigten zu Vrees (Anm. d. Verf.: Die Namensliste aller Markberechtigten), welche bislang allein als Markgenossen gegolten haben und welche als solche zusammen 48 s.g. Viertelberechtigungen besitzen, gestehen zu, daß die alten Erbrechte dauernd beseitigt und die Theilnehmerrechte an der Mark für sie selbst, wie auch für die übrigen Eingesessenen und Markberechtigten zu Vrees anderweitig geregelt werden.

§ 2

Den vorgenannten 33 Viertelberechtigten verbleiben als Entschädigung vorab zu freiem Eigenthum:

*Karte von der Feldmark Vrees Amts Hümmling (1867)
(StAOS K 52 Vrees Nr. 002 H)*

Handwritten notes in the top left corner, including a date '1. 1847' and other illegible scribbles.

Handwritten notes in the top right corner, including the word 'Landschaft' and several lines of text.

Karte
 von der Feldmark
Vrees
 nach Vermessung

Handwritten text below the title: 'Angeordnet nach der Abmessung der Katastralkarte des Königl. Landraths von dem Landrath'.



1. Das Holzpflanzungsrecht auf dem Holzbrinke im Dorfe Vrees im bisherigen Umfange und in hergebrachter Art und Weise.

Alle übrigen Nutzungen, wie Weide, Eichelmast u.s.w. so wie der freie Verkehr auf demselben verbleiben der Gemeinde.

Die Viertelberechtigten sind ferner nicht befugt, den Holzbrink unter sich zu theilen, vielmehr ist der gemeinsame Forstbetrieb von ihnen beizubehalten.

2. Diejenigen Sandwehen in der Vreeser Mark, welche in Folge der Polizeiverordnung vom 8. Mai 1871 über die Dämpfung der Wehsänder pp behuf der Dämpfung und Aufforstung in Schonung gelegt sind und an denen nur die Viertelberechtigten die vorgeschriebene Arbeit verrichtet haben als:

- f. der Bockholter Sand
- g. der Lange Sand bei der Grensenhöhe
- h. der Lange Sand
- i. der Hoge Sand oder Bieligsand
- j. der Sand beim Dorfe, die s.g. Tellenberge

Die Grenzen dieser Flächen werden unter Zuziehung der Markbevollmächtigten örtlich näher ausgemittelt und festgestellt.

Die Theilnehmerrechte der bisherigen Markgenossen an diesen Reservaten werden nach den Einzelnen zustehenden Viertelrechten bemessen – vgl. laufende No. 1-33 der Anlage.

§ 3

(wurde später geändert)

§ 4

Der nach § 3 festgesetzte Berechtigungsfuß gilt dauernd, namentlich auch für eine etwaige künftige Theilung der Mark.

§ 5

.....

§ 6

Die sämmtlichen Aufkünfte aus der Mark fließen, so weit sie nicht für sonstige Zwecke z.B. Kirchenlasten verwandt werden müssen, in die Kasse der politischen Gemeinde.²⁰

Damit war das Eigentum der Viertelgemeinde genauestens festgelegt, ebenso, dass sie nur mit Zustimmung aller Berechtigten etwas verändern konnten.

Die beiden vorgenannten Herren Behnes und Nieman strebten eine leichtere und ergebnisreichere Verhandlungsform an, bei der nicht jeder einzelne gehört werden und zustimmen musste. Sie beriefen zum 3. Juli 1876 eine Versammlung aller Markberech-

tigten in die Schule zu Vrees ein. Dort wurde eine Akte angelegt und von den Versammelten einstimmig beschlossen. In der Akte heißt es unter anderem:

Nach eröffnetem Termin wurden die stimmberechtigten Interessenten den Namen nach aufgerufen und die Anwesenden auf der Anlage zu diesem Protokolle mit ‚anw‘ verzeichnet. Es wurden dann, nachdem den Interessenten über den Zweck der vorzunehmenden Wahlen Aufklärung gegeben war, die nachstehenden Beschlüsse gefasst:

1. Die hier bestehenden drei Classen von Markberechtigten sollen jede für sich aus ihrer Mitte Bevollmächtigte wählen und sind dann gewählt.
 1. aus der Classe der Markgenossen oder s.g. Viertelberechtigten:
 - a. der Gemeinde-Vorsteher Thelmann
 - b. Markenvorsteher Pohlmann
 - c. Beerbter Tobias Hömmeken
 2. aus der Classe der Brinksitzer:
 - a. Hermann Heinrich Janhsen
 - b. Johann Bernard Janhsen, siehe Schnieders
 3. aus der Classe der Anbauern:
 - a. Gerhard Heinrich Perk
 - b. Johann Bernard Jansen (Sohn von Joseph Jansen)

Die von den einzelnen Classen gewählten vorstehend genannten Bevollmächtigten sollen für die vorliegende Theilungssache nicht allein das Interesse dieser Classe wahrnehmen, sondern sollen dieselben auch das gemeinschaftliche Interesse der Gesammtheit der Theilungsinteressenten vertreten, insbesondere in der Auseinandersetzung mit Neuvrees. Beschlüsse unter sich nach Stimmenmehrheit fassen und namentlich zum Abschluß von Vergleichen hiermit bevollmächtigt sein. Die Vollmacht wird überdieß in den einzelnen Classen sammt und sonders ertheilt, so daß in einzelnen Fällen die Bevollmächtigten jeder Classe sich unter einander vertreten können. Die vorstehenden Bevollmächtigten nehmen die Wahl an und wurde die Vergütung derselben festgestellt auf 1½ Mark für den vollen, und 1 Mark für den halben Tag.²¹

Mit diesen Vertretern der Gemeinde versuchten die Kommissionsvorsteher die Grenzlinie mit Neuvrees definitiv festzulegen und die Theilung zwischen den beiden Gemeinden zum Abschluss zu bringen. Weiter versuchten sie, einen annehmbaren Theilungsmaßstab für die Vreeser Markenteilung zu finden. Man einigte sich nach mehreren Ansuchen auf folgendes Verfahren: „Die Mark wurde in 1 000 Anteile aufgeteilt.

Jeder Viertelberechtigte und Servitutsberechtigte erhielten nach Abzug der Anteile von Kirche und Schule je zwei Anteile vorab. Die verbleibenden 779 Anteile wurden zur Hälfte nach dem Grundsteueranteil (eingeführt durch das Gesetz vom 3. Juni 1826), zur anderen Hälfte nach dem Flächeninhalt der zu versteuernden Grundstücke aufgeteilt. Es erhielten die 33 Viertelberechtigten $\frac{566}{779}$, und die übrigen 70 Anbauern $\frac{213}{779}$ der Fläche.“²²

Im Namen der Teilungs-Kommission wurde eine „Hebeliste in Sachen betreffend Specialtheilung der Vreeser Mark“ aufgestellt, in der alle Besitzer namentlich mit ihren Anteilen und Kostenbeiträgen aufgeführt sind.²³ Als Folge war damit die Viertelgemeinde in ihrem Besitz und ihren Rechten genau bestimmt und von der politischen Gemeinde abgegrenzt. Ändern konnte diese neue Gemeinschaft nur noch etwas, wenn alle Teilhaber zusammen, also einstimmig, sich dafür aussprachen. Zur Verwaltung ihres Eigentums hat sich die Viertelgemeinde einen Vorstand gewählt, der seit dem Jahr 1900 in einem Rechnungs- und Protokollbuch seine Tätigkeit festgehalten hat. Auffallend ist, dass zu dieser Zeit kein Beerbter noch im Besitz von $\frac{1}{4}$ Anteilen war: Die Viertelanteile konnten vererbt oder verkauft werden. Ihre volle Summe blieb aber immer bei $\frac{48}{4}$ Teilen. Die berechtigten Besitzer haben in der Folgezeit immer wieder gewechselt.

Schwierigkeiten gab es nach dem Zweiten Weltkrieg, als im Dorf Bauland gebraucht wurde. Grund und Boden gehörten der politischen Gemeinde. Sie konnte aber nicht darüber verfügen, weil dort Bäume standen. In verschiedenen Fällen, zum Beispiel bei der Ausweitung der Waren-Genossenschaft und auch bei einigen Grundstücken zum Hausbau, hat die Viertelgemeinde nachgegeben, immer einstimmig. Doch schließlich bestanden ihre Mitglieder immer stärker auf ihren Rechten, weil sie andernfalls auf Dauer ihre Eigentums- und Pflanzungsrechte geschmälert sahen. Im Jahre 1952/53 kam es zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung. Vor Gericht haben beide Parteien einem Vergleich zugestimmt. Die politische Gemeinde Vrees bekam das volle Verfügungsrecht über den Brink am Gehlenberger Weg, wo heute auch der Schützenplatz liegt. Die Viertelgemeinde bekam für den Rest der Brinke das Anpflanzungsrecht anerkannt, und es wurde ihr die Zusicherung gegeben, die Holzpflanzungsrechte durch eine grundbuchmäßige Eintragung absichern zu lassen. Mit der Eintragung ins Grundbuch wurde der Notar Bernhard Holtmann beauftragt. Er selbst war Teilhaber mit $\frac{1}{48}$ bei der Viertelgemeinde. Bisher waren die Rechte für jeden einzelnen Besitzer eingetragen. Nun sollte die „Viertelgemeinde“ als Rechtsträger der Besitzungen und des Anpflanzungsrechts im Grundbuch vermerkt werden.

Warum es damals nicht so gekommen ist, wird nirgends angegeben. Mir scheint, man beließ es beim Alten, weil man die Viertelgemeinde juristisch nicht einordnen konnte. Sie selbst nannte sich eine „Bruchteils-Gemeinschaft“. Das ist kein Verein, weil jede einzelne Person mit ihrem Bruchteil eigenverantwortlich handeln konnte. Eine

„Personen-Gemeinschaft“ war sie auch nicht, weil die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft an den Besitz eines Viertels gebunden war. Man versuchte es über eine „Real-Gemeinschaft“, was von der Kreisverwaltung in Aschendorf sehr stark betrieben und verlangt wurde. Es entstanden aber so viele Schwierigkeiten, den Realverband zu gründen, dass man davon Abstand nehmen musste. So unterblieb die Eintragung wohl fürs Erste. Sie wurde weiterhin als „Bruchteils-Gemeinschaft“ mit ihren Rechten respektiert.

Der Großteil der Viertelberechtigten wohnte immer in Vrees. Einige Besitzer waren durch Kauf und Erbschaft weit verstreut. Ihre Wohnsitze reichten von der Insel Juist über ganz Deutschland, Holland und Frankreich bis nach Spanien. Dem Notar Bernhard Holtmann ist es gelungen, von ihnen allen die Vollmacht mit Zusage und Unterschrift für folgenden Vertrag zu bekommen:

„Vollmacht“

Wir die eingetragenen Bruchteils Eigentümer des im Grundbuch von
Vrees Band 17, Blatt 549
beim Amtsgericht Meppen eingetragenen Grundbesitzes in Größe von zur
Zeit 951239 ha,
der intern als Viertelgemeinde Vrees bezeichnet wird,
(Es folgen die Namen aller Bruchteils Eigentümer)
erteilen den Bruchteils Eigentümern der Viertelgemeinde Vrees:

1. Landwirt Johann-Theodor, gen. Hans Nannen, geb. am 01.06.1940, wohnhaft Werlter Straße 6, 49757 Vrees,
2. Landwirt Heinrich, gen. Heinz Büter, geb. am 16.12.1941, wohnhaft Werlter Straße 3, 49757 Vrees,
3. Landwirt Josef Hemmen, geb. am 30.08.1943, wohnhaft Zum kleinen Esch 1, 49757 Vrees,

Gesamtvertretungsvollmacht

Die oben bezeichneten Bruchteils Eigentümergemeinschaft in allen Grundstücksangelegenheiten entsprechend den Beschlüssen der Bruchteils Eigentümerversammlung zu vertreten, soweit das zur Durchführung dieser Beschlüsse erforderlich ist.

Sie sollen insbesondere ermächtigt sein, Grundstücke zu verkaufen, zu erwerben und zu tauschen, die erforderliche Auflassung zu erklären und alle dazu erforderlichen Grundbuchanträge zu stellen, Vermessungen zu beantragen und Grenzanerkennungen vorzunehmen, Kaufpreise in Empfang zu nehmen, zur Auszahlung zu bringen und über das Konto Nr. 20528100 bei der Raiffeisenkasse

Vrees eG in 4476 Vrees, das auf den Namen der Viertelgemeinde Vrees geführt wird, zu verfügen, und zwar unter Befreiung von den Vorschriften des § 181 BGB.

Letztlich sollen unsere Bevollmächtigten auch berechtigt sein, die Bruchteileigentümer gegenüber der politischen Gemeinde Vrees aus den bestehenden alten Anpflanzungsrechten in der Gemarkung Vrees zu vertreten und darüber gegebenenfalls Vereinbarungen mit der politischen Gemeinde Vrees abzuschließen.

Diese Vollmacht soll durch den Tod eines der Vollmachtgeber nicht erlöschen. Den Wert der Vollmacht geben wir mit 100 000,— DM an.

4476 Vrees, den 1. März 1993

(Unterschriften der drei Vertreter und des Notars)²⁴

Damit waren viele umständliche Verfahrensweisen aus der Welt geschaffen, z.B. war die Viertelgemeinde erstmalig im Jahre 1937 ins Grundbuch eingetragen worden, auf die Namen der einzelnen Viertelberechtigten. Beim Grundstücksverkehr war es daher für das Grundbuchamt immer erforderlich, dass alle Viertelberechtigten unterschreiben mussten. Das war für den Notar sehr schwierig, aufwendig und langwierig. Nun konnte der Vorstand im Namen aller Berechtigten unterschreiben.

Die Arenbergische Verwaltung wollte ihre Viertelrechte im Jahr 1994 gern abgeben und die Sand- und Waldflächen an der Grenze zum Eleonorenwald aufkaufen. Dieses Tausch- und Kaufgeschäft konnte nun leichter angegangen werden. Der Notar Hermann Beimesche in Sögel hat den Vertrag zwischen der Arenberg-Meppen GmbH, der Arenberg-Nordkirchen GmbH und der Viertelgemeinde Vrees aufgestellt und zur Zufriedenheit aller Seiten zu Ende geführt. Durch diesen Vertrag verschwanden die $\frac{1}{4}$ der Arenbergischen Stiftungen. Das Vermögen der Viertelgemeinde wurde auf die restlichen Beteiligten nach den Viertelrechten neu aufgeteilt.

Eines fehlte aber immer noch: die Eintragung der Pflanzungsrechte der Viertelgemeinde beim Grundbuchamt! Der Rechtsanwalt und Notar Tieke aus Sögel schrieb am 5. Juni 1996 an die politische Gemeinde und an die Viertelgemeinde in Vrees: „ ... hiermit übersende ich Ihnen den Entwurf eines Eintragungsantrages für die Eintragung des Holzpflanzungsrechtes, wie es vor dem Amtsgericht Sögel am 16. Januar 1953 vereinbart worden war.“²⁵

Alles war sehr gut vorbereitet und wurde nun glücklich zu Ende geführt. Es war ein langer Weg für die Viertelberechtigten. Heute hat die Viertelgemeinde noch 18 Berechtigte, fast alle wohnhaft in Vrees oder sie stehen in Beziehung zu diesem Ort, mit zusammen 36 Anteilen.²⁶ Bei der jährlichen Ausschüttung der Gewinne macht es sich finanziell positiv bemerkbar, dass es jetzt 12 Anteile weniger gibt.

In allen alten Ortschaften des Nordhümmings haben die Viertelgemeinden, man nennt sie anderswo auch „Markengemeinden“, im Laufe der Zeit ihre eigene Geschichte geschrieben. In Vrees hat sich die „Bruchteileigentümergeinschaft“ erhalten, gefestigt und ihren bezeichnenden Einfluss behalten. Die daraus resultierenden Folgen für unseren Ort waren nicht gering. Die Brinke im Dorf sind bis heute bewahrt und mit Bäumen bewachsen. Ihretwegen hat die Bezeichnung „Dorf der 1 000 Eichen“ ihre Berechtigung. Kein Wunder, dass die Meinung eines Touristen so lautete: „Ihr wohnt hier ja wie in einem großen Park!“

Anmerkungen

- 1 Meppener Urkundenbuch, hrsg. v. Hermann Wenker; 2. Teil. Meppen 1904, Nr. 144.
- 2 Bruno Lievenbrück, Der Nordhümming. Zur Entwicklung ländlicher Siedlungen im Grenzbereich von Moor und Geest (Schriftenreihe des Emsländischen Heimatbundes Bd. 3). Meppen 1978, S. 34.
- 3 Hermann Droste, Ein Schatzungsregister aus dem Jahre 1652 für das Kirchspiel Werlte. In: JbEHB 9, 1962, S. 33f.
- 4 Droste (wie Anm. 3), S. 44ff.
- 5 Droste (wie Anm. 3), S. 35ff.
- 6 Lievenbrück (wie Anm. 2), S. 42.
- 7 Lievenbrück (wie Anm. 2), S. 39. Im Originalbericht der 2. Kommission des Kurfürstlichen Gerichts in Köln vom 10. September 1790 heißt es in Bezug auf Vrees: „Wir schreiten zu den übrigen Gemeinheiten, in welchen zwischen beerbten und Neubauern Irrungen vorhanden waren.

Stens Gemeinheit Vrees.

Diese hat die fünf Neubauern, welche im Jahre 1788 hier angelegt waren, und die Häusser wirklich erbauet hatten, durch Pfändung des Hornviehes, und der Schafen, ohne deren Haltung die Neubauern nicht leben konnten, zum Abziehen genöthiget. Demahlen ist von dem Neubau hier keine Spur mehr zu sehen. Euer Kurfürstliche Durchlaucht geruhen aus dem mit der Gemeinheit abgehaltenen Protocol No. 4. die Einreden derselben, und unser unterthänigst unzielsetzliches Gutachten, daß die Einreden ungegründet sind, zu ersehen. Aus der bey voriger Commishion in dem Protocol vom 1ten 7ber 1788 enthaltenen Verhandlung kann zwaren, da nur sechs aus der Gemeinheit anwesend gewesen sind in Ansehung der Gemeinheit eine Einwilligung in die daselbst vermeldeten Bedingnisse nicht hergeleitet werden. Da wir aber besorgen, daß, wenn der Gemeinheit Vrees hierinn nachgesehen werde, und ihr die von ihr intendirte, und jetz vollzogene Verdrängung der Neubauer gelingen sollte, dieses beyspiel auf den ganzen Neubau einen wiedrigen Einfluß - und die folge haben werde, daß noch jetzt andere Gemeinheiten diesem Beyspiel folgen. So stellen Euer Kurfürstlichen Durchlaucht wir unterthänigst unzielsetzlich anheim, ob Höchst dieselben nicht jetz, da in dem Weege der Güte von der Gemeinheit nichts zu erhalten ist, gnädigst gut finden vom Höchst dero landesherrlichen Gerechtsamen Gebrauch zu machen, und zur Vollziehung des Neubaus wenigsten zu fünf Plaatzen, und unter dem bey der vorigen Commishion festgestellten Bedingnissen schreiten zu lassen.“ StAOS, Dep 62b, Nr. 316.

- 8 Eigentlich müsste es heißen „Gräsenhöhe“, weil sie ihr Vieh dorthin zum Grasen trieben.
- 9 StAOS, Rep. 350 Hüm, 88 Nr. 5.
- 10 Lievenbrück (wie Anm. 2), S. 40.
- 11 Pfarrarchiv St. Nikolaus Vrees, Beglaubigte Kopien Nr. 275 u. 276.
- 12 StAOS, Rep. 350 Hüm, 493 Nr. 69.
- 13 StAOS, Rep. 350 Hüm, 802 Nr. 484.
- 14 StAOS, Rep. 350 Hüm, 687 Nr. 61.
- 15 StAOS, Rep. 350 Hüm, 800 Anm. zu Nr. 1 u. 2.
- 16 StAOS, Rep. 350 Hüm, 800 Extr. aus Acte vom 22. März 1838.
- 17 StAOS, Rep. 350 Hüm, 800 Anlage B, zu den Bedingungen vom 28. Mai 1867.
- 18 StAOS, Rep. 350 Hüm, 800 Nr. 1141.
- 19 StAOS, Rep. 350 Hüm, 677 Nr. 81.
- 20 Pfarrarchiv St. Nikolaus Vrees.
- 21 StAOS, Rep. 350 Hüm, 680 Nr. 12.
- 22 Lievenbrück (wie Anm. 2), S. 73f.
- 23 StAOS, Rep. 350 Hüm, 678.
- 24 Aus Privatakten der Viertelgemeinde Vrees.
- 25 Aus Privatakten der Viertelgemeinde Vrees.
- 26 Aus Privatakten der Viertelgemeinde Vrees.

„Die Welt ist nur von schlechten Schülern vorwärtsgebracht worden“ – Erich Maria Remarque als Lehrer im Emsland

von Bernhard Stegemann

Eigentlich hieß er Erich Paul Remark, aber um 1921 änderte er seinen Namen, passte die Schreibweise seinen aus Frankreich stammenden Vorfahren an und machte aus Remark wieder Remarque. Dass sein tatsächlicher Geburtsname „Kramer“ sei, ist ein weit verbreitetes, jedoch falsches Gerücht. Erich Maria Remarque gilt als eine schillernde Figur der Literaturszene des vergangenen Jahrhunderts; allein von seinem weltberühmten Antikriegsbuch „Im Westen nichts Neues“ sind vermutlich über 20 Millionen Exemplare verkauft worden.

Remarque wurde vor 110 Jahren, am 22. Juni 1898, in Osnabrück geboren. Als junger Mensch erlebte Erich Maria Remarque die Schrecken des Ersten Weltkrieges. Granatsplitter verwundeten ihn am 31. Juli 1917 bei Houthoult in Belgien. Nach dem Krieg arbeitete Remarque zunächst im Lehrerberuf: Das Examen hatte er 1919 mit mäßigen Zensuren bestanden, lediglich in den Fächern Zeichnen und Religion glänzte er mit der Note „gut“. Doch die „enge“ Schulmeisterexistenz quittierte Remarque ziemlich schnell. Er suchte etwas anderes, verkaufte sogar Grabsteine, war Klavierspieler, Werbetexter bei Continental in Hannover und Redakteur in Berlin. Schließlich gelang ihm 1929 mit „Im Westen nichts Neues“ über Nacht ein gigantischer Erfolg. Das Buch polarisierte, wurde von den Nationalsozialisten verboten und verbrannt. Remarque flüchtete in die Schweiz an den Lago Maggiore, lebte ab 1939 im Exil in New York und Hollywood und nahm die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Er starb am 25. September 1970 im Alter von 72 Jahren in Locarno.

Von Anfang an begleiteten Klatsch und Tratsch Remarques mondänes Leben. Er fuhr elegante Sportwagen, sammelte die Gemälde der Impressionisten, geriet in den Ruf eines Zechkumpans und Lebemanns. Die Frauen liebten ihn, seine turbulente Beziehung zu Marlene Dietrich ist legendär. Zuletzt heiratete er Paulette Goddard, die Gefährtin von Charlie Chaplin.

Remarque hasste den Literaturklüngel. Er war kein Dichterkönig, „feilte“ lange an den Manuskripten. Seine zahlreichen Romane erzählen ohne ideologische Scheuklappen über die Opfer von Krieg und Vertreibung, über vergebliche Liebe und den unausweichlichen Tod. Remarques Bücher sind außergewöhnlich politisch und fordern die Rechte des geschundenen Individuums in einer inhumanen Welt ein. Seine Helden neigen zu Schwermut, in ihnen spiegelt sich ein Teil des Autors wider. In einer klugen Analyse charakter-

sierte Wilhelm von Sternburg den Bestseller-Autor einmal als einen extrem scheuen, zu tiefst zerrissenen Menschen und Einzelgänger, der unter seiner Einsamkeit litt und eine Melancholie empfand, „als wäre alles das letzte Mal“.

Wenig bekannt ist die Tatsache, dass der brillante Romancier während seiner kurzen Lehrertätigkeit in den Jahren um 1920 auch in Lohne bei Lingen und in Klein Berßen auf dem Hümming unterrichtet hat. Erfahrungen aus diesem Lebensabschnitt verarbeitete Remarque in seinem 1931 erschienenen Werk „Der Weg zurück“.¹

Lehrer in Lohne

Seine erste Stelle als Lehrer trat Erich Maria Remarque am 1. August 1919 an der Katholischen Volksschule in Lohne an.² Zuvor musste er sich beim Kreisschulinspektor Egert in Lingen zur Einführung in den Schuldienst melden. Ferner war er verpflichtet, sich innerhalb von zwei Wochen nach seinem Dienstantritt beim Landrat und bei dem Vorsitzenden des Schulvorstandes, der in der Regel der Pastor der Gemeinde war, persönlich vorzustellen.³

Die Schule in Lohne umfasste 1919 insgesamt 239 Schüler, die in zwei Klassenräumen im Schichtwechsel von drei Lehrkräften unterrichtet wurden. Schulleiter war der sechzigjährige Hauptlehrer Heinrich Wöste, der im Jahre 1888 nach Lohne gekommen



Die alte Schule in Lohne: Das Schulgebäude im Vordergrund war Remarques Unterrichtsstätte, es wurde 1866 errichtet und 1891 um einen zweiten Klassenraum erweitert

(Quelle: Slg. Wilhelm Bramme)

war.⁴ Neben seiner Lehrertätigkeit betrieb Heinrich Wöste eine kleine Landwirtschaft; mit einer Schweinezucht besserte er zusätzlich sein Einkommen auf.⁵

An der Schule arbeitete außerdem die Lehrerin Henrika Wilmer. Sie war achtundzwanzig Jahre alt und nicht verheiratet.⁶

Während seiner Lohner Zeit wohnte Erich Maria Remarque bei dem älteren Ehepaar Schomakers zur Untermiete. Auf seinen Spaziergängen ins Dorf begleitete ihn stets sein Schäferhund, der „Lux“ hieß.



Ein bescheidenes Wohnhaus in Lohne: In diesem Haus auf dem alten Stevenshof wohnte Erich Maria Remarque zur Untermiete bei der Familie Schomakers (Quelle: Slg. Kohne)

In den Schulbetrieb fügte sich Remarque offenbar problemlos ein, weder mit den Kindern noch mit den Kollegen gab es Schwierigkeiten. Am Sonntag ging Remarque regelmäßig zur Kirche, werktags beaufsichtigte er die Schüler im Gottesdienst.

Zur Lehrerfamilie Wöste pflegte Erich Maria Remarque enge Beziehungen. Sie lernte ihn als vorzüglichen Klavierspieler kennen, erfuhr von seinem Roman „Die Traumbude“ und feierte mit ihm zusammen eine „stimmungsvolle“ Bauernhochzeit. Auch erschien eines Tages ein „Fräulein Diederichs“ bei Remarque zu Besuch, was Aufsehen erregte.⁷

Im November 1919 erreichten den Schulamtsbewerber Remarque schlechte Nachrichten. Die Regierung in Osnabrück hatte ein Schreiben von Remarques einstigem Seminardirektor Weiß bekommen, in dem dieser mitteilte, dass man Remarque für einen



*Die Gastwirtschaft Lüken in Lohne: Hier soll sich Erich Maria Remarque oft aufgehalten haben, um sich mit den alten Soldaten bei Schnaps und Bier über die Kriegserlebnisse zu unterhalten
(Quelle: Heimatverein Lohne)*

Spartakisten halte, der Kriegsorden zu Unrecht trage.⁸ Daraufhin wurde Remarque am 23. Dezember 1919 amtlich vom Kreisschulinspektor Egert in Lingen vernommen. Remarque wies die Beteiligung an „spartakistischen Umtrieben“ zurück, bestätigte allerdings das Tragen einer „Offiziersuniform [...] ohne Offizier zu sein“. Er räumte weiter ein, dass er „das Oldenburger Kreuz I. Klasse [...] ohne Berechtigung“ getragen habe und erklärte, dass ihm das Eiserner Kreuz I. Klasse „mit vorläufigem Ausweis ausgehändigt“ worden sei.⁹ Die Osnabrücker Regierung missbilligte dieses „Verhalten“ und erwartete „künftig“ eine einwandfreie „Führung“ des Lehrers Remarque.¹⁰

Am 31. März 1920 musste Remarque seinen Schuldienst in Lohne beenden, da der Lehrer, den er vertreten hatte, seinen Unterricht wieder aufnehmen konnte. Erich Remarque kehrte zurück nach Osnabrück und blieb einige Wochen ohne Anstellung.¹¹

Lehrer in Klein Berßen

Eine neue Lehrerstelle erhielt Erich Maria Remarque am 27. April 1920 an der Katholischen Volksschule in Klein Berßen auf dem Hümming zugewiesen.¹² Dort sollte er den Dienst für den erkrankten Lehrer Nieberg übernehmen. Im Schuljahr 1920/21 wur-

de die Schule von insgesamt 89 Kindern der Klassen I bis 8 besucht, die Remarque allein und in einem einzigen Klassenraum unterrichten musste.¹³ Das im Jahre 1904 gebaute Schulgebäude beheizte man mit Torf, die Kinder gingen in Holzschuhen zum Unterricht.¹⁴ In der Schulchronik des Ortes wurde Remarque übrigens unter dem Namen „Rehmark“ verzeichnet.¹⁵

Der fünfundvierzig Jahre alte Klein Berßener Lehrer Otto Nieberg war im Jahre 1917 vom Ruhrgebiet aus an die Schule gekommen und bewohnte mit seiner Frau und seinen Kindern Hugo, Olga und Lena¹⁶ das knapp einhundert Meter von der Unterrichtsstätte entfernt liegende „Lehrerhaus“.¹⁷



*Die Lehrerfamilie Nieberg um 1920 vor ihrem Haus in Klein Berßen, in dem auch Erich Maria Remarque ein Zimmer hatte. Von links: Olga Nieberg, unbekannt, Lena Nieberg, Lehrer Otto Nieberg und seine Frau Johanna
(Quelle: Slg. Bernd Schulze Wierling)*

In diesem Haus lebte auch der Junglehrer Erich Remarque.¹⁸ Er hatte ein möbliertes Zimmer und half der Familie Nieberg, die im Nebenerwerb eine kleine Landwirtschaft führte, „bei allen Sachen, auch beim Heuen“.

Über ihre Erlebnisse bei der Heuernte berichtete Olga Mürmann, die damals neunzehnjährige Tochter von Lehrer Nieberg, rückblickend folgenden Zwischenfall:

„Wir hatten einmal zusammen einen Wagen Heu geholt und bei uns auf die Tenne gefahren. Erich musste das Heu mit der Gabel aufstecken und in die Höhe halten, ich war auf dem Balken am Loch und habe die Garben angenommen. Weil ich Erich ärgern wollte, habe ich eine Garbe Heu auf seinen Kopf fallen lassen. Erich wurde böse und hat mich

mit der Heugabel in den Hals gestochen. Es blutete fürchterlich. Noch heute habe ich davon eine Narbe.“

Erich Remarque kümmerte sich besonders um die Tiere der Familie Nieberg, er brachte „die Kuh auf die Weide“ und zeigte im Umgang mit dem „Ziegenbock“ seinen Sinn für Humor. Olga Mürmann erinnerte sich daran wie folgt:

„Einmal spielte Erich mit dem Ziegenbock. Das war interessant. Der Ziegenbock kam auf ihn zu, Erich hat ihn bei den Hörnern gepackt. So einen Quatsch machte Erich, er war ‘ne Flöte.“



Zeitzeugin von Remarques Lehrertätigkeit in Klein Berßen: Olga Mürmann (1900–1998), eine Tochter des Lehrers Otto Nieberg

(Foto: Bernhard Stegemann)

Olga Mürmann verehrte Erich Remarque; von seinem „wunderbaren“ Klavierspiel war sie geradezu verzaubert. Ihrer dreizehnjährigen Schwester Lena erteilte er „Klavierstunde“, wobei sie gleich zu Beginn das Lied „Du, Du liegst mir im Herzen“ bei ihm lernte. Zum musikalischen Repertoire gehörte ebenfalls, dass er mit Lena Nieberg „im Duett“ Carl Loewes romantische Ballade „Die Uhr“ sang.

Auch die schriftstellerischen Ambitionen Remarques blieben den Niebergs nicht ganz verborgen. In ihren Erinnerungen überlieferte Olga Mürmann dazu:

„Jede freie Minute schrieb Erich. Er hat das Buch ‚Die Traumbude‘ bei uns geschrieben. Mit Briefmarkenecken hat er das Werk immer zugeklebt. So

konnte man nichts lesen. Er hat auch geschrieben: ‚Olga band mir die Schürze vor, und ich musste Kuchen backen.‘ Da habe ich zu ihm gesagt: ‚Ich will das nicht haben, ich will da nicht rein in das Buch.‘ Aber Kuchen hat Erich bei uns gebacken. Zwölf Eier und ein Pfund Butter musste er umrühren. Ich konnte es nicht haben, dass er ewig am Schreiben war. Wenn man in sein Zimmer guckte, war er am Schreiben. Erich wollte Schriftsteller werden und kein Lehrer mehr sein. Das hat er meinem Vater erzählt. Mein Vater hat ihm darauf gesagt, dass er sich das überlegen sollte. Als Lehrer hätte er ein gutes Gehalt, als Schriftsteller wäre das nicht so einfach.“¹⁹

Tatsächlich beschreibt Remarque in seinem Ende 1920 erschienenen ersten Roman „Die Traumbude“ das Backen eines Kuchens. Allerdings übernimmt diese Aufgabe hier der zentrale Held der Geschichte, der Maler Fritz Schramm. Darüber hinaus tritt in dem



Abbruch der alten Schule in Klein Berßen im Frühjahr 1986. Remarque unterrichtete einige Monate in diesem 1904 erbauten Schulhaus (Foto: Bernhard Stegemann)

Buch in einer kurzen Szene ein gewisser „Graf Nieberg“ auf, womit Remarque der Familie Nieberg im Nachhinein seine Reverenz erweist. Es ist daher zulässig zu behaupten, Klein Berßen habe Remarque schon in seinem Frühwerk literarisch ein wenig inspiriert.²⁰

Bei seinen ehemaligen Schülern hat Remarque offenbar unterschiedliche Eindrücke hinterlassen. Während ihn Gerhard Wester in der Rückschau als witzig mit „lockeren Ausdrücken“ kennzeichnete²¹, stellte Bernd Ficker Lehrer Remarque als streng und zynisch dar und meinte: „Ich habe viel von ihm vorn Hintern gekriegt für nichts. Er schlug dann immer mit einem gelben Stock, den nannte er die gelbe Schokolade.“²² Maria Jansen bewertete Remarque aus ihrer Erinnerung heraus als liebevoll; sie berichtete von einer Klassenkameradin aus dem I. Schuljahr, „die war ganz klein und zart, die nahm Lehrer Remarque dann immer auf seine Arme und streichelte sie“.²³

Doch in der scheinbaren Idylle von Klein Berßen ließen Auseinandersetzungen nicht lange auf sich warten. Es kam zu einer harten Konfrontation zwischen dem Lehrer Remarque und dem Vorsitzenden des Schulvorstandes, Dechant Brand.²⁴ Dieser war im Jahre 1890 als Pfarrer nach Klein Berßen gekommen und 1920 bereits 76 Jahre alt.²⁵ Dechant Brand warf Remarque vor, dass er „mehr zur Kirche gehen“ müsse, „in Religion gar



Erich Remarque · Schriftsteller

Briefkopf des Schreibens Remarques an Pfarrer Brand vom 08.11.1920: Er sorgte u. a. für den von der Osnabrücker Regierung an Remarque erteilten „Verweis“

(Quelle: StAOS, Erw A 23, Nr. 17, Sammlung Rabe)

nichts“ und „in der Schule [...] überhaupt nichts“ leiste.²⁶ Dominiert wurden die Differenzen jedoch vom Streit um die korrekte Besoldung Remarques, denn Dechant Brand hatte als Vorsitzender des Schulvorstandes die Aufgabe, dem Lehrer das ihm zustehende Gehalt auszuzahlen.²⁷

Am 15. Juli 1920 endete Erich Maria Remarques Vertretung in Klein Berßen, da Lehrer Nieberg seine Arbeit nach den Sommerferien wieder aufnehmen konnte. Weil Remarque eine weitere Stelle „nur in der Nähe Osnabrücks“ antreten wollte²⁸, wurde er vom 23. August 1920²⁹ bis zum 20. November 1920 an der Schule in Nahne beschäftigt, um den aus gesundheitlichen Gründen beurlaubten Lehrer Elbert zu ersetzen.³⁰

Unterdessen ging die Kontroverse über die Gehaltszahlung – Remarque hatte vermutlich etwas zu viel Geld erhalten – mit dem Klein Berßener Pfarrer in scharfen schriftlichen Tönen weiter. Remarque äußerte sich dabei ironisch über die Handschrift des alten Dechanten³¹ und schickte ihm zudem ein Schreiben mit einem Briefkopf, auf dem zwei nackte Frauen abgebildet waren.³² Hauptsächlich aufgrund dieser beiden Vor-

fälle griff die Osnabrücker Regierung in die Angelegenheit ein. Sie erteilte Remarque „mit Rücksicht auf das derart beleidigende Verhalten gegenüber dem Vorsitzenden des Schulvorstandes“ einen „Verweis“ und beschäftigte ihn – seinem Antrag entsprechend – „bis auf weiteres“ nicht mehr im Schuldienst.³³

In einem Interview des Jahres 1929 blickte der mittlerweile erfolgreiche Schriftsteller Erich Maria Remarque auf seine Lehrtätigkeit zurück und meinte:

„Dann war ich Volksschullehrer, das Examen habe ich ja. Das war eine glückliche Zeit. Mit den Kindern stand ich sehr gut; aber auf die Dauer war es mir damals mit 21 Jahren doch zu eng. Das übrige wissen Sie vielleicht schon.“³⁴

Autobiografisches im Roman „Der Weg zurück“

Remarques Roman „Der Weg zurück“³⁵ beschreibt Ereignisse aus den Jahren von etwa 1918 bis 1920. Der Ich-Erzähler Ernst Birkholz stellt dem Leser eine Gruppe von Lehrerseminaristen und Gymnasiasten vor, die nach der Soldatenzeit des Ersten Weltkrieges in der Heimat ihre Ausbildung zum Volksschullehrer beendet und erste Erfahrungen im Berufsleben sammelt.

„Der Weg zurück“ enthält insbesondere in der Person des Ernst Birkholz, der Zentralgestalt dieses Romans, zahlreiche autobiografische Aspekte aus dem Leben Erich Maria Remarques.

Romanfigur und Autor sind etwa gleich alt. Sie haben beide „Schwestern“, ihre Väter arbeiten als „Buchbinder“, sie nehmen als Soldaten am Ersten Weltkrieg teil und beenden nach dem Waffenstillstand ihre abgebrochene Ausbildung zum Lehrer. Während dieser Zeit wohnen sie bei den Eltern, spielen „Klavier“, lesen „Die Leiden des jungen Werther“ und „Der grüne Heinrich“ sowie Werke von Eichendorff. Sie unterrichten vertretungsweise in einer Dorfschule und geben ihren Lehrerberuf – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen – auf. Ernst Birkholz will „erst wieder ein Mensch werden“, Erich Maria Remarque indessen empfand das Lehrerdasein letztendlich als zu beengend. Im Gegensatz zu seiner literarischen Figur Ernst Birkholz engagierte sich Remarque jedoch im Verlauf seiner Seminar- und Lehrerzeit sehr aktiv auf zahlreichen Gebieten und unterrichtete an drei verschiedenen Landschulen.

In „Der Weg zurück“ fühlt sich Ernst Birkholz gleich zu Beginn seiner Lehrtätigkeit in seiner Rolle als Lehrer „auf dem Katheder“ befangen und verwirrt. Er wundert sich, dass die Schüler ihre Aufgaben „folgsam“ erledigen, und geht „zwischen den Bänken hin und her“. Der von der Regierung für alle Schüler vorgeschriebene Lehrplan bereitet Birkholz „eine große Mutlosigkeit“; er kommt zu dem pessimistischen Schluss, dass Schule die „Welt“ nicht positiv beeinflussen kann. Laut Birkholz ist „die Welt [...] nur von schlechten Schülern vorwärtsgebracht worden“.



Boheme-Freunde im Osnabrücker „Traumbuden-Kreis“ (um 1916): Fritz Hörstemeier (mit Bart), eine charismatische Persönlichkeit, Maler und Dichter. Friedel Vordemberge, der später Kunstprofessor in Köln wurde, Erich Maria Remarque

(Quelle: Erich Maria Remarque-Friedenszentrum, Osnabrück)

Mit den Folgen des Krieges setzt sich Ernst Birkholz in einem inneren Monolog vor seinen Schülern im Klassenzimmer auseinander; die Kriegserfahrungen haben ihn unfähig zum Unterrichten und zur Arbeit gemacht:

„Hier stehe ich vor euch, einer der hunderttausend Bankrotteure, denen der Krieg jeden Glauben und fast alle Kraft zerschlug. – Hier stehe ich vor euch und empfinde, wieviel lebendiger und daseinsverbundener ihr seid als ich – hier stehe ich vor euch und soll euch nun Lehrer und Führer sein. Was soll ich euch denn lehren? Soll ich euch sagen, daß ihr in zwanzig Jahren ausgetrocknet und verkrüppelt seid, verkümmert in euren freiesten Trieben und unbarmherzig zu Dutzendware gepreßt? Soll ich euch erzählen, daß alle Bildung, alle Kultur und alle Wissenschaft nichts ist als grauenhafter Hohn, solange sich Menschen mit Gas, Eisen, Pulver und Feuer im Namen Gottes und der Menschheit bekriegen?“

Bemerkenswert ist im Roman gleichfalls die Erwähnung des „31. Juli“. Am 31. Juli 1917 wurde Remarque an der Westfront im Abschnitt um Ypern bei Houthoulst verwundet. In „Der Weg zurück“ erinnert dieses bedeutsame Datum Lehrer Birkholz an ein schweres Kriegsgefecht in der Umgebung von „Ypern“, zudem plagen ihn ständig Gedanken an einen nächtlichen Marsch durch die „Blutwiesen“ des Ortes „Houthoulst“.

Doch auch in der Roman-Person Willy Homeyer stecken biografische Ereignisse aus dem Leben Erich Maria Remarques. Wie diese fiktive Figur liebte der Autor außergewöhnliche Kleidung. Auffällig ist weiter die Namensähnlichkeit von Willy Homeyer mit Willi Niemeyer, einem Jugendfreund Remarques, der zwischen 1919 und 1925 Lehrer in Meppen und Anderverne war.³⁶

Seine Lohner Lehrerzeit verarbeitete Remarque in „Der Weg zurück“ mehrfach. In der Beschreibung des Dorfschullehrers greift Remarque auf den damaligen Schulleiter Heinrich Wöste als Vorbild zurück, der seinerzeit ebenfalls als „Hauptlehrer“ und „Schweinezüchter“ arbeitete und im Jahre 1919 bereits „dreißig“ Jahre an der Schule tätig war. Zugleich unterrichtete dort außerdem eine „Lehrerin“. Festzustellen ist ferner, dass Remarques Vermieter im Roman mit einer geringen Namensänderung – aus Schomakers wird „Schomaker“ – als Quartiergeber genannt werden.

Wie erwähnt hat Remarque in Lohne einen Schäferhund namens Lux gehabt; im Roman begleitet ein Schäferhund, der „Wolf“ heißt, Lehrer Birkholz im Dorf. Sogar die ehemalige Vorschrift, sich als neu eingestellter Lehrer beim „Pastor“ vorzustellen, wurde von Remarque literarisch festgehalten. Selbst die Aussagen einer ehemaligen Klein Berßener Schülerin Remarques, die nach eigenem Bekunden kein Buch von Remarque gelesen hat³⁷, finden sich mit einigen Beschreibungen in „Der Weg zurück“ wieder: „Im Ofen [der Schule] knistert ein Torffeuer“, die Kinder tragen „Holzschuhe“, Lehrer Birkholz „streicht“ – ähnlich wie Remarque – einem Mädchen „übers Haar“.

Andererseits ist eine namentliche Nennung der Schulorte im Roman nicht vorgenommen worden. Ebenso verhält es sich mit den Streitigkeiten zwischen Remarque und Pfarrer Brand, die in „Der Weg zurück“ in keiner Weise thematisiert werden. Und das erstaunt aus heutiger Sicht sehr:

Anmerkungen

- 1 Wilhelm von Sternburg, „Als wäre alles das letzte Mal“. Erich Maria Remarque. Eine Biographie. Köln 1998.
- 2 Niedersächsisches Staatsarchiv Osnabrück (künftig StAOS), Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Personal-Bogen Erich Paul Remark.
- 3 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a, Nr. 135 Ia, Brief (Vertrag) an den Lehrer Remark, Osnabrück, vom 20.07.1919.
- 4 Handschriftliche Schulchronik Lohne.
- 5 StAOS, Erw A 23 Nr. 17 (Sammlung Rabe), Brief von Dr. Gerhard Wöste vom 09.12.1969.
- 6 Handschriftliche Schulchronik (wie Anm. 4).
- 7 StAOS, Erw A 23 Nr. 17, Brief von Dr. Gerhard Wöste vom 09.12.1969.
- 8 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief des Provinzial-Schul-Kollegiums Hannover vom 25.11.1919 an die Regierung Osnabrück.
- 9 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief der Kreisschulinspektion Lingen vom 23.12.1919 an die Regierung Osnabrück.
- 10 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief der Regierung Osnabrück vom 28.01.1920 an das Provinzial-Schulkollegium in Hannover und an Kreisschulinspektor Egert in Lingen.

- 11 Handschriftliche Schulchronik (wie Anm. 4).
- 12 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Personal-Bogen Erich Paul Remark.
- 13 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark und Lehrer Nieberg, Klein Berßen, vom 12.07.1920 an die Kreischulinspektion Lingen.
- 14 Mündliche Mitteilung von Maria Jansen (1911–1999), aufgezeichnet am 05.04.1991 vom Verfasser: Die alte Schule wurde 1986 abgerissen.
- 15 Handschriftliche Schulchronik Klein Berßen.
- 16 Mündliche Mitteilung von Olga Mürmann, Dülmen, aufgezeichnet am 12.11.1994 vom Verfasser: Olga Mürmann (1900–1998) war die Tochter von Lehrer Nieberg (1875–1929).
- 17 Handschriftliche Schulchronik (wie Anm.15).
- 18 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia. Brief von Erich Remark vom 12.09.1920 an die Regierung Osnabrück. Das Gebäude wurde um 1965 abgerissen, heute befinden sich auf dem Gelände an der Klein Berßener Remarquestraße das Feuerwehrhaus und die Turnhalle.
- 19 Mündliche Mitteilungen (wie Anm.16). Außerdem Brief von Olga Mürmann an den Verfasser vom 24.11.1994.
- 20 Erich Remark, Die Traumbude. Ein Künstlerroman. Dresden 1920, S. 99f.
- 21 Mündliche Mitteilungen von Gerhard Wester (1908–1997), Klein Berßen, aufgezeichnet vom Verfasser am 19.03.1991.
- 22 Mündliche Mitteilungen von Bernd Ficker (1910–2001), Klein Berßen, aufgezeichnet vom Verfasser am 05.04.1991.
- 23 Mündliche Mitteilungen von Maria Jansen (1911–1999), Klein Berßen, aufgezeichnet vom Verfasser am 05.04.1991.
- 24 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark vom 12.09.1920 an die Regierung Osnabrück.
- 25 Berßen – ein Dorf im Emsland. Orts- und Kirchenchronik. Hrsg. von den Gemeinden Groß Berßen und Klein Berßen. Sögel 2000, S. 108. Gerhard Brand wurde 1844 in Neudersum geboren, er starb 1924, sein Grab befindet sich auf dem Friedhof von Klein Berßen.
- 26 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark vom 12.09.1920 an die Regierung Osnabrück.
- 27 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark vom 14.07.1920 an den Vorsitzenden des Schulvorstandes Klein Berßen.
StAOS, Rep 430 Dez 407, Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark vom 12.09.1920 an die Regierung Osnabrück. StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia. Brief von Pfarrer Brand, Klein Berßen vom 07.07.1920 an die Regierung Osnabrück.
- 28 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief der Kreisschulinspektion Papenburg vom 28.07.1920 an die Regierung Osnabrück.
- 29 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief (Vertrag) der Regierung Osnabrück an den Lehrer Herrn Remark.
- 30 StAOS, Erw A 23 Nr. 17, Brief der Volksschule Nahne an Hanns-Gerd Rabe.
- 31 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Pfarrer Brand, Klein Berßen, vom 31.08.1920 an die Regierung in Osnabrück. StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark vom 28.08.1920 an Dechant Brand. StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark vom 12.09.1920.
- 32 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Brief von Erich Remark vom 08.11.1920 an Pfarrer Brand.
- 33 StAOS, Rep 430 Dez 407 Aks 20/43a Nr. 135 Ia, Erklärung Remarks und Aktenvermerk über den Verweis.
- 34 Wilhelm Scherp, „Der Gefangene seines Ruhmes. Remarque über sich selbst.“ In: Kölnische Zeitung 26.11.1929.
- 35 Erich Maria Remarque, Der Weg zurück. Mit einem Nachwort von Tilman Westphalen. Köln 1990. (Übernommene Zitate werden im Beitrag durch Anführungszeichen gekennzeichnet.)
- 36 Karl Koch, „Hier stehe ich vor euch, einer der hunderttausend Bankrotteure“. Erich Maria Remarque als Lehrer in Lohne (1919–1920). In: Bentheimer Jahrbuch 1997, S. 167–178.
- 37 Mündliche Mitteilung von Maria Jansen, aufgezeichnet am 05.04.1991 vom Verfasser.

Old, flicket un bruun ...

von Thekla Brinker

Wo old ik bün? Dat kann ik nich genau seggen. Man ik denke, so üm de füftig Jahre. Wo ik dar up kome? Nu, ik bün kafft woren, as Elsa hen de högere Schoule komen is, un dat was Ende negenteihnhunnertfüftig.

Ik weet noch genau, dat Elsa foort 'n Ooge up mi har. Se säa tou ehre Öllern: „Kiekt is, wo moij disse bruune Tasche unnerdeelt is. In twei Facke kann man de grooten Hefte un Böüker indoun un in de eene lüttkere upnaihde Tasche passt gout de Grüffelmanne in un in de annere kann ik mien Botterbrot doun.“ Un dann hav Elsa mi vör ehre Nese hollen un ropt: „De ruk aber richtig nar Läer; köön wi de ampaat wall betohlen, Papa?“ De Antwoort hav bitken up sück wachten laaten, man dann hav de Papa seggt: „Wenn du disse Tasche am levsten lien magst, kannst du se kriegen.“ Un tou siene Frou: „Wat menst du, Greite, wi köönt use lüttke Meiti dissen Wunsch dach nich offslagen?“ „So“, hav de Verköperske seggt, „schöll et disse wään?“ De Öllern un Elsa hab nickkoppert un daruphen was de Koop vernanner. Nee, inpacket weren schull ik nich, hab de Dreien ment, un Elsa hav mi fein an 'n Handel packet un as 'n Juwel hen Hus droogen.

Den ersten Schouldag hen de högere Schoule vergeet ik nich. Elsa was veels tou frouh up un ehre Mama mende: „Nu bedaal di dach, Rom is uk nich in eenen Dag baut woren. De Tee is foort so wiet un Stuten hab ik all offsnään. Dar bünt de beiden Snään tou mitnehmen.“ Nagelholt dee Elsa up ehr Botterbrot un wickelde dat in Zeitungspapier in. In miene rachtere lüttke upnaihde Tasche stok se dat Botterbrot in un edde dat in de groote Pause up. In ehre Klasse word se nietske bewunnert un een Junge mende: „Dousent uk, de Tasche ruk ja richtig nar Geld.“

Veir Jahre lang bün ik Dag för Dag achter up 't Rad daan woren un hab so miene Densete daan. Mit de Tiet word de lechte bruune Farwe ott düsterer. Dat Läer an 'n Handel sleet dör un mösste uttusket weren. Un dar, war de Klammer van 'n Gepäckträger up de Tasche snappde, word das Läer so dünn, dat et flicket weren mösste. Narmiddages hav Elsa mi hen 'n Schouster brocht un laote abends kunn se mi all weer offhollen. De Schouster mende: „Dat is 'ne goude Tasche un dat Flicker lohnt sück wall. Wenn dar weer mal wat mit is, kum gerne weer.“

As Elsa de högere Schoule achter sück har, is se up 't Büro gahn un jede Weeke kam ik so mit in de Kreisstadt hen de Berufsschoule. De Wichter un Fente weren nu in 't richtige Öller un et gev soveele tou vertellen. Elsa was uk hier gout in de Schoule un ik freide mi, dat se nich is mal up den Gedanken kam, 'ne neije Tasche tou koopen.

As Elsa do traude, nam se mi mit in ehr neije Hus, net so ehre Hefte mit Aufsätze, Balladenböüker und Gedichtbande. Un as se nar veele Jahre mal gründlerk uprümen wull,

hab ik dacht, nu kom ik in 'n Container. Man et is nich so komen, Elsa hav mi in ehre Hand nomen, mi van alen Kanten bekeeken un dann weer in 't Regal stellt. Un dar hab ik dann stahn, bis Franc, de öllste Junge, hen de Berufsschoule güng. Oh, wat was ik bliede, dat he net as Elsa Gefallen an mi har un mi jede Weeke mit „up Reise“ nam.

De Schoultiet för Franc is nu uk längst vörbie. Siene Böker un Hefte bünt noch bie mi in de beiden grooten Facke. Ik stah weer dar, war ik vördes stahn hadde, bün old, flicket un düsterbruun.

St. Bonifatius in Lingen – Der klassizistische Kirchenbau und seine neuromanische Umgestaltung

von Jörg Niemer und Sabine-Maria Weitzel

Der imposante Backsteinbau der katholischen Pfarrkirche St. Bonifatius in Lingen erhielt seine heutige äußere Form in den Kunstepochen des Klassizismus und des Historismus.¹ Bemerkenswert ist vor allem das klassizistische Langhaus mit den wohlproportionierten Rundbogenfenstern, das nach Entwürfen des aus Haselünne stammenden späteren arenbergischen Hofarchitekten Alexander Josef Niehaus zwischen 1833 und 1836 entstand.² Kurz nach 1900 wurden der seitdem in der Außenwirkung prägende Kirch-



Lingen, St. Bonifatius, Klassizistischer Bau, Seitenansicht

(Foto: Emslandmuseum Lingen)

turm und die halbrund schließende Chorapsis im neuromanischen Stil angefügt. Ausstattung und Ausmalung wechselten im Laufe der Jahrzehnte dagegen häufiger und entsprachen in ihrem Wandel dem jeweiligen Zeitgeschmack ebenso wie veränderten liturgischen Anforderungen. Nahezu alle im Laufe der Zeit am Kirchbau und der Ausstattung



Lingen, St. Bonifatius, Innenansicht mit Blick zum Chor

(Foto: Richard Heskamp, 2008)

von St. Bonifatius beteiligten Künstler sind von überregionaler Bedeutung. Diese Tatsache unterstreicht den hohen Rang des Lingerer Gotteshauses in der emsländischen Sakralarchitektur.

Betritt man die Kirche, ist man überrascht von dem Innenraum mit dem sich über toskanischen Säulen erhebenden mittleren Tonnengewölbe, eine seltene Erscheinung im norddeutschen Raum. Der Blick des Hereinkommenden wird unweigerlich auf die drei vergoldeten Schnitzaltarretabel³ des Hauptaltars sowie der beiden Nebenaltäre aus der Hand des Osnabrücker Bildhauers Heinrich Seling gelenkt. Entsprechend der neuromanischen Neukonzeption der Architektur sind diese Altarbildwerke ebenfalls in neuromanischer Manier gehalten, wobei der Künstler unterschiedliche stilistische Einflüsse und Vorbilder verarbeitet hat.

Der schlichte klassizistische Langhausbau mit den Rundbogenfenstern begünstigte die Rezeption der Romanik beim Turm- und Chorbauprojekt. Die gestalterische Konzeption steht ganz im Kontext der Neuromanik nach 1890. Nachdem der französische Ursprung des gotischen Stils herausgestellt worden war, wurde die Diskussion um den Nationalstil – als solcher galt bis dahin die Gotik – in neue Richtungen gelenkt. Insofern sah man nun in dem romanischen Stil die eigentliche nationale Bauweise. Erfuhr die Romanik als Vorgängerstil der Gotik bis in die 1880er Jahre nur eine geringe Wertschätzung⁴, so änderte sich dies mit der Romanikbegeisterung Kaiser Wilhelms II. nachhaltig. Seinerzeit entstand im Herzen des aufstrebenden Berliner Westens ein „romanisches Zentrum“ mit Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, neuromanischer Randbebauung und Ausstel-

lungshallen am Zoo.⁵ Mit der Welle der Neuromanik und den damit verbundenen wissenschaftlichen Untersuchungen einhergehend erlebte die romanische (Bau-)Kunst eine wachsende Wertschätzung, was ihrer Verwendung als Neostil gerade im Sakralbau zu einem Auftrieb verhalf.⁶

Der Neubau der katholischen Pfarrkirche in Lingen von 1833/36

Die dreischiffige Hallenkirche von 1833/36 ist durch zwei Reihen dorisch/toskanischer Säulen auf Würfelpostamenten gegliedert. Die Säulen sind, der dorischen Ordnung entsprechend, ohne Basis, aber auch ohne Kanneluren, jedoch mit Halsring, Echinus-Kapitell und Abakus gearbeitet, so dass eine Nähe zur toskanischen (römisch-dorischen) Ordnung erkennbar wird. Mischformen aus griechisch- und römisch-Antikem gibt es auch an anderer Stelle im Werk des klassizistischen Baumeisters Niehaus.⁷ Naheliegender ist, dass die von Christian Fredrik Hansen 1811–29 errichtete „Vor-Frue-Kirke“ in Kopenhagen für Niehaus Vorbildfunktion hatte, obgleich er den dortigen zweigeschossigen Wandaufbau nicht übernimmt.⁸ Die drei Kirchenschiffe sind mit mächtigen Tonnengewölben eingewölbt. Diese sind als Rabitzgewölbe, einem aufgeputzten Scheingewölbe auf einer Holzkonstruktion, ausgeführt. Die Gestaltungsweise des Architekten Niehaus offenbart eine schwankende Haltung zwischen griechisch und römisch orientiertem Klassizismus.⁹ Ein gräzisiertes Element sind die beiden kannelierten dorischen Säulen der Orgelempore.¹⁰ Die Seitenportale folgen den gängigen Varianten der hochklassizistischen Architektur, die sich aus dem Grundtyp der Nordhallentür des Athener Erechtheions generieren.¹¹

Die Ausstattung des klassizistischen Kirchengebäudes

Viele Künstler der Erstaussstattung sind namentlich bekannt: Im Mai 1836 wurde mit der Ausmalung der Kirche, der Türen, Altäre, Kanzel durch den Osnabrücker Maler Brockmann begonnen. Die Skulpturen für den klassizistischen Hochaltar wurden vom Hofbildhauer Bernhard Wessel aus Hannover gefertigt.¹² Die Kosten übernahm der Erzpriester der Grafschaft Lingen und Pfarrer an St. Bonifatius, Johann Bernhard Homann. Die Familie Zum Sande in Cloppenburg hatte bereits 1825 ein Vermächtnis von 192 Gulden für einen Altar gestiftet. Die Einweihungsfeierlichkeiten zogen sich über mehrere Tage hin, am 05. Juli 1836 fand die Konsekration durch den Weihbischof von Osnabrück, Karl Anton Lüpke statt. Bei den erwähnten Holzfiguren B. Wessels handelt es sich um die ersten für die neue Kirche angeschafften Skulpturen, sie verblieben bis 1907 über dem Hochaltar; später standen sie im hinteren rechten Seitenschiff. Der Korpus Christi ist in der Eingangshalle des Pfarrzentrums bis heute erhalten, über den Verbleib der flankierenden Fi-

guren, Maria und Johannes Ev., ist nichts bekannt.¹³ Für die Giebel der Kirche waren durch den Münsteraner Bildhauer Adolph Ney drei steinerne Skulpturen (hl. Bonifatius, Apostel Petrus und Paulus) geschaffen worden. Sie sind auf älteren Ansichten der Bonifatiuskirche aus der Zeit vor dem Turmneubau noch gut erkennbar. Auch über den Verbleib dieser Giebelfiguren ist nichts bekannt.¹⁴

Die Errichtung des Turmes im Stil der Neuromanik

Von alters her war der Kirchturm das Charakteristikum einer Pfarrkirche, jedoch tat sich der Klassizismus besonders schwer mit Turmarchitekturen, zumal das klassische Altertum hierfür keine Vorbilder bot. Für die Lingener Kirche gab es seit 1860 Pläne eines

Turmanbaues, sie wurden vom Osnabrücker Diözesanbaumeister Johann Bernhard Hensen (1828–1870) vorgelegt. Seine nicht realisierten Entwürfe sahen einen schlichten Turm mit doppelten Rundbogenfenstern vor, die jeweils durch eine mittlere Säule mit gotisierendem Knospenkapitell unterteilt sind. Hierfür dürfte die Gliederung des Osnabrücker Vierungsturmes bzw. diejenige des dortigen Nordwestturmes Vorbildhaft gewesen sein. Der später an der Lingener St. Bonifatiuskirche gebaute Turm des Mainzer Architekten Ludwig Becker¹⁵ übernimmt Hensens Giebellösung mit den steigenden Rundbogenfriesen.

Im August 1903 wurde laut Protokoll der Gemeindevertreterversammlung der Entschluss zum Turmbau gefasst und hierfür eine Summe von 52 000 Mark bereitgestellt.¹⁶ Die vorgelegten Pläne fanden die allgemeine Zustimmung des Osnabrücker Bischofs Hubert Voß, der aber auch Änderungswünsche mitteilte.¹⁷ Im Mai 1904 erfolgte die öffentliche Ausschreibung der Gewerke mit dem Hinweis, dass Angebotsformulare bei dem Architekten Wilhelm Sunder-Plassmann in Münster zu erhalten seien. Dieser war der



Lingen, St. Bonifatius, Turm
(Foto: Richard Heskamp, 2008)

für die Durchführung des Projekts zuständige Bauleiter. Im darauffolgenden Juli wurde der Vertrag zur Bauausführung mit dem Lingener Bauunternehmer Gerhard Lühn abgeschlossen. Lühn wurde für die Tragfähigkeit des neuartigen Kalksandsteinmaterials als Hintermauerungssteine in Haftung genommen.¹⁸ Eine Urkunde, welche am 30. Juli 1906 in das Dach des Turms gelegt wurde, nennt viele am Bau Beteiligte, u.a. die Baumeister „Prof. Becker Moguntiacensis necnon Sunder-Plassmann Monasteriensis“, wie auch die Gesamtbausumme von 60 000 Mark. Im Oktober jenes Jahres wurde vom Osnabrücker Domorganisten Conrad Bäumer den von der Firma Otto aus Hemelingen gelieferten Glocken ein lobendes Zeugnis ausgestellt.¹⁹

Die Vielseitigkeit des Architekten Ludwig Becker geht exemplarisch aus dessen Planungen für die Pfarrkirche von Osterwick im Münsterland hervor²⁰, doch auch Sunder-Plassmann, der 1900 die Muttergotteskapelle in Werl und ab 1903 das dortige Franziskanerkloster mit Wallfahrtskirche errichtete, verfügte über die künstlerische Kompetenz zum Entwurf.²¹ Die Rahmungen der beiden Turmobergeschosse durch Lisenen, die jeweils durch Rundbogenfriese verbunden sind, finden sich an vielen romanischen Türmen. Vorbildlich waren sicher auch die frühgotischen Türme von Andernach und Limburg. Für den Architekten Becker war es programmatisch, das Erscheinungsbild eines gewachsenen historischen Baues zu suggerieren.²² Die dazu eingebauten Unregelmäßigkeiten sind auch dem Lingener Turm zu eigen: Im Unterbau findet sich eine stark unregelmäßige Eckverzahnung, die Giebelfenster entsprechen frühgotischen Typen wie den Emporen des Zehnecks von Köln, St. Gereon und den Nebentürmen des Limburger Domes. Die Seitenansichten variieren in der Gestaltung der Giebelfenster untereinander. Es finden sich auch unterschiedliche Kapitelltypen und Säulenschäfte an demselben Bauglied, beispielsweise im Wimpergfenster, welches sich an den Obergadenfenstern des Bonner Münsters orientiert.

Die Portallösung mit dem überfangenden Wimperg entspricht einem gotischen Konstruktionsprinzip. Das Motiv wird von Sunder-Plassmann auch bei dessen Mutter-Gottes-Kapelle in Werl verwendet. Das Stufenportal orientiert sich wiederum an romanischen Vorbildern, vergleichbare Typen finden sich etwa in Soest, Mainz, Königslutter oder Paderborn.²³ Als eine Referenz an die heimische Bautradition sind die gewirbelten Rundstäbe anzusehen, die vor allem bei den Domkirchen von Osnabrück und Münster, aber auch an der mittelalterlichen Kirche St. Andreas und Vitus in Freren zu finden sind. Das Abweichen von einer reinen Rundstabprofilierung im Bogenbereich dürfte auf das Vorbild des Marktportals des Mainzer Doms zurückzuführen sein. Das Rundfenster oberhalb des Wimpergs ist eng demjenigen der Limburger Domturmfassade verpflichtet. Sucht man nach Vorbildern für eine lediglich auf das Tympanon beschränkte Skulptierung, die in Frankreich seit etwa 1120 nachzuweisen ist – Toulouse, S. Sernin sei exemplarisch genannt –, so gibt es auch in Deutschland einige Beispiele. Die Skulptierung erfolgte durch Heinrich Selting wohl in Anlehnung an St. Godehard in Hildesheim. Der Turm ist – zusammenfassend

betrachtet – keine explizit romanische Lösung²⁴, sondern folgt Bauten des sogenannten Übergangsstils. Als Beispiele seien genannt: die Kaiserdome in Speyer, Worms und Mainz, das Bonner Münster sowie St. Gereon in Köln.²⁵

Der neuromanische Choranbau

Der kurze Zeit nach dem Turm errichtete Choranbau nach Entwürfen Beckers und Sunder-Plassmanns ist hingegen eindeutiger auf einen Vorbildtyp fixiert, und zwar auf die um 1200 fertiggestellten Dreikonchenchöre der Kölner Stiftskirchen Groß St. Martin bzw. St. Aposteln. Im Gegensatz zu diesen Choranlagen besteht jedoch die untere Wandzone des Lingener Chors aus ungegliedertem Ziegelmauerwerk. Über einem Kaffgesims schließt sich eine Arkadenzone an, die alternierend aus Fensternischen und Blendbögen gebildet wird. Die Fensterarkaden sind aufwendiger gestaltet. Sie verfügen über eingestellte Säulen und Rundstabprofile in den Bögen. Alle Säulen und Dienste sind mit gotisierenden Knospenkapitellen ausgestattet. Die genannten Kölner Dreikonchenchöre zeigen in ihrer Außenwandgliederung jeweils eine doppelgeschossige Arkadenreihe mit einem darüber befindlichen Plattenfries und einer Zwerggalerie. Bei dem Lingener Backsteinbau wurde dieses Schema durch Verzicht auf die untere Arkade und die Zwerggalerie vereinfacht. Für die Vorbildhaftigkeit von Köln, St. Aposteln spricht ferner, dass bei deren Scheitelarkade ebenso Säulen mit Rundbogenstab eingefügt sind. Von diesem Bau leiten sich gleichfalls die abschließenden Konsolen ab.²⁶

Die Ausstattung des Chorneubaus

Die klassizistische St. Bonifatiuskirche des Architekten Josef Niehaus erfuhr im Zuge des Chorneubaus auch eine neue Chorausstattung. Der Kölner Kirchenmaler Josef Fischer erhielt im Januar 1907 den Auftrag für die Ausmalung des Chorraums.²⁷ Die Gestaltung der sieben Chorfenster oblag dem Osnabrücker Glaskünstler Hans Lueg. Dem damals viel beachteten Osnabrücker Bildhauer Heinrich Seling²⁸ wurde die Anfertigung des Hauptaltars und der beiden Nebenaltäre für die Seitenschiffe übertragen.²⁹ Alle drei Altäre sind am 26. 10. 1912 geweiht worden.³⁰

Sind die bauzeitliche Chorausmalung sowie die Chorfenster Hans Luegs auch nicht erhalten, so gewinnt der heutige Besucher doch zumindest mit dem Altarensemble Heinrich Selings einen Eindruck von der früheren Raumausstattung der Neuromanik. Jedoch waren auch diese Altarwerke zwischenzeitlich stark verändert worden. Erst dank der Wiederaufstellung im Rahmen der umfangreichen Restaurierung von St. Bonifatius 1994/95 entfalten die Altäre in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder ihre raumprägende Wirkung,



Lingen, St. Bonifatius, Neuromanischer Chor von Ludwig Becker und Wilhelm Sunder-Plassmann (Foto: Richard Heskamp, 2008)



Lingen, St. Bonifatius, Chorausmalung von Josef Fischer, Hochaltarretabel von Heinrich Seling (Quelle: Emslandmuseum Lingen)

wenngleich die originale Wirkungsabsicht im Kontext des zeitgleichen Ausmalungsprogramms des Chores nicht mehr erfahrbar ist.

Von der bauzeitlichen Chorausmalung Josef Fischers verbergen sich, wie das restauratorische Gutachten von 1994 belegt³¹, nur noch geringe Reste unter der heutigen Farbfassung. Aufgrund des fragmentarischen Zustands der Wandmalereien und zugunsten einer raumeinheitlichen Wirkung entschied man sich 1994/95 gegen deren Freilegung. Den Originalzustand dokumentiert eine fotografische Aufnahme nach Fertigstellung der Chorausstattung. So zierte die untere geschlossene Wandzone eine gemalte illusionistische Architektur aus sich kreuzenden schlanken Arkaden über dünnen Runddiensten. Hinter diesen Diensten erstreckte sich ein gemalter rotornamentierter Wandbehang mit Tierdarstellungen (Hasen, Hunde, Drachen), dessen Muster aus mittelalterlichen Seidentuchen entlehnt ist. Die Arkaden sind von baldachinartigen Architekturnachbildungen auf blauem Grund mit goldenen Sternen bekrönt. Die tiefenräumlich gestalteten Zentralbauten und Türme sind als Sinnbild des Himmlischen Jerusalems zu verstehen. Diese untere Bildzone fungiert als Hintergrund für den Hauptaltar, worauf noch näher eingegangen wird.

Oberhalb dieser geschlossenen Wandzone schließt sich die architektonisch gegliederte Zone mit den sieben Chorfenstern an. Die Arkaden sind, analog zum Außenbau, alternierend als Fenster- bzw. Blendarkaden gestaltet. Die auf Diensten auflastenden Radialrippen vereinigen sich in einem Schlussstein. Die Blendarkaden der Apsis enthielten Wandbilder der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes in gemalten Architekturrahmungen. Im Vorchor waren in dieser Höhe Felder mit Bibelzitate angeordnet. Die Apsiskalotte hatte man der Weltgerichtsthematik gewidmet, wobei die zentrale Darstellung des Weltenrichters zur hl. Dreifaltigkeit erweitert wurde. Rechts und links vom Thron waren Engel in Fürbitthaltung dargestellt. Die jeweils links und rechts anschließenden beiden Engel trugen die Arma Christi, die Leidenswerkzeuge Christi.³² Die übrigen Gewölbefelder verbildlichten mit den ganzflächigen floralen Ornamenten und Paradiesvögeln das himmlische Paradies.

Das Altarensemble von Heinrich Seling

Das Retabel des Hauptaltars ist als dreiteilige Bildwand mit drei Bildregistern gestaltet. Der dreiseitig nach vorn springende Mittelteil ist mit einer silbernen Halbkuppel bekrönt, die von einem Halbrundbogen überfangen wird. In der unteren Bildzone des Mittelteils ist der Tabernakel eingebaut. Auf das Retabel ist eine großfigurige Kreuzigungsgruppe gesetzt. Den Anfang des Bildzyklus bildet links oben die Taufe Christi, gefolgt von der Darstellung des Einzugs in Jerusalem, die die Passionsgeschichte einleitet – ganz der Stellung des Palmsonntags innerhalb der Passionszeit entsprechend. Daran schließt die Abendmahlsszene an. In der Bildzone darunter sind dargestellt: das Gebet am Ölberg, der Verrat des Judas und die Vorführung vor Pilatus. Die drei untersten Bildregister zeigen die Geißelung, Dornenkrönung und Kreuztragung. Dem Erzählverlauf des Passionsgeschehens entsprechend müsste nun der Betrachter die bekrönende Kreuzigungsgruppe in den Blick nehmen.

Die rechte Seite des Altaraufsatzes schildert in der oberen Bildreihe mit den Szenen der Kreuzabnahme und Grablegung das weitere Passionsgeschehen. Das nächste Bildfeld gibt die Auferstehung Christi wieder. Darunter werden die Erscheinungen des Auferstandenen dargestellt: das Emmausmahl, die Begegnung mit Maria Magdalena, der Ungläubige Thomas, die Beauftragung Petri, wobei die Emmausszene auf dem vorspringenden Mittelteil erscheint. In dem unteren Bildregister auf der rechten Seite sind die Himmelfahrt Christi, das Pfingstgeschehen sowie die Marienkrönung mit musizierenden Engeln³³ dargestellt. Die Bildfelder des vorspringenden Mittelteils nehmen innerhalb des Bildprogramms inhaltlich eine Sonderstellung ein. Links oben sehen wir das Weinwunder, daneben die Samariterin am Brunnen. Darunter sind die Brotvermehrung und die bereits erwähnte Emmausszene dargestellt. Abgesehen von der Darstellung der Sama-



Hochaltarretabel

(Foto: Richard Heskamp, 2008)

riterin am Brunnen zeigt der Mittelteil neutestamentliche Ereignisse mit eucharistischem Bezug, was durch den hier positionierten Tabernakel bedingt ist. Die Tabernakeltüren selbst zeigen die Verkündigungsszene, die an diesem Aufbewahrungsort der Eucharistie die Inkarnation Christi vergegenwärtigt und damit auf den hinter dem Gehäuse aufbewahrten Leib Christi weist.³⁴

Die Vorderansicht des sandsteinernen Unterbaues des Hauptaltars besteht aus fünf Relieffeldern in einer Säulenrahmung: In der Mitte ist Moses dargestellt, links von ihm die Propheten Jeremias, Isaías, rechts Micha und Zacharias. Die zentrale Figur des Mose als Stifter des alten Bundes weist auf Christus als Stifter des neuen Bundes hin, der im Altarbildzyklus im Mittelpunkt steht. In diesem Sinne ist auch die gepaarte Darstellung des Abendmahlskelchs und der Gesetzestafeln Moses auf dem oberen Kreuzende des bekronenden Kreuzifixes zu verstehen. Diese Bildkonzeption verdeutlicht, dass im Sinne des Vorbild-Erfüllung-Schemas das Alte Testament als Ankündigung des Neuen Testaments und das Neue Testament als die Erfüllung der Prophezeiungen des Alten Testaments verstanden werden (1. Kor 10,1–11). Gleichmaßen stand das Altarbildprogramm in eschatologischer Hinsicht³⁵ im Kontext mit der nicht mehr sichtbaren neuromanischen Ausmalung des Chores. So wie die Wandbilder das Himmlische Jerusalem als Ort der



*Retabel des Marienaltars
(Foto: Richard Heskamp, 2008)*



*Retabel des Josephsaltars
(Foto: Richard Heskamp, 2008)*

Vollendung veranschaulichen, so vergegenwärtigt das Altarbildprogramm, dass das Heilshandeln Gottes in Christus biblische Verheißungen entfaltet. Auch die den Mittelteil bekrönende Halbkuppel mit dem Relieffries, der in der Mitte das Lamm Gottes und seitlich je drei Engel als Halbfiguren zeigt, korrespondiert gestalterisch wie bildkonzeptionell mit der im Hintergrund gemalten Stadtarchitektur des Himmlischen Jerusalems.

Das Retabel des Marienaltars im linken Seitenschiff weist als zentrale Darstellung – unter einem Baldachin stehend – eine gekrönte Marienfigur mit dem Christuskind auf. Die Madonnenfigur erscheint in einer Gloriole mit Strahlenkranz und der umlaufenden Inschrift: „Sei gegrüßt, o Himmelskönigin, Mutter der Barmherzigkeit, Leben Süßigkeit und unsere Hoffnung, sei gegrüßt.“ Zu beiden Seiten tragen je zwei Engel die Gloriole. Die beiden darüber befindlichen Engel weisen mit ihren Inschriftenbändern nochmals den Engelsgruß: „Sei gegrüßt Königin, Mutter der Barmherzigkeit.“ Der Gloriole entsprechend endet der Altaraufsatz oben in einer Dreipassform. Die Bildfelder im unteren Retabelbereich zeigen seitlich die Verkündigung an Maria und gegenüber die Heimsuchung, die Begegnung zwischen Maria und Elisabeth. Darunter sind die Geburt Christi, die Anbetung der Heiligen Drei Könige, die Darbringung Jesu im Tempel sowie der zwölfjährige Jesus im Tempel dargestellt. Damit zeigt das Marienretabel ergänzend zum Passionsgeschehen, dem Wirken Jesu sowie den Szenen mit dem Auferstandenen auf dem Reta-

bel des Hauptaltars Ereignisse aus der Kindheitsgeschichte Jesu, die zugleich szenisch einige der Marienfeste abbilden.

Als Pendant steht im rechten Seitenschiff der Josephsaltar, dessen in einem Dreiecksgiebel auslaufendes Retabel im Zentrum eine Josephsstatue unter einem Baldachin zeigt. Die umlaufende Inschrift enthält den Gebetsruf: „Ich bitte Dich durch die Liebe Jesu und Maria, verlasse mich nimmer in meinem Leben und stehe mir besonders bei in meinem Sterben.“ Ebenfalls trägt der Gewandsaum der Josephs- wie der Marienfigur den fortlaufenden Schriftzug mit der Fürbitte: „Ora pro nobis.“ Seitlich ist die Josephsfigur von zwei Engeln flankiert, die ein Inschriftband halten mit den Worten: „Ein getreuer und kluger Knecht, den der Herr über sein Hausgesinde gesetzt hat.“ Darunter sind aus dem Alten Testament Joseph von Ägypten, darüber der Prophet Isaias, ihm gegenüber Jakob und darunter David dargestellt. Seitlich von diesen vier Bildfeldern mit den alttestamentlichen Vorfahren sind Heiligenfiguren zu sehen: links Johannes der Täufer und rechts der hl. Bonifatius, der somit als Hauptpatron der Kirche im gesamten Altarensemble merklich unterrepräsentiert ist. Darunter sind die vier Kirchenväter angeordnet: Ambrosius und Gregor sowie Augustinus und Hieronymus. In der Mitte ist an der Stelle, wo sich am Marienaltar der Tabernakel befindet, ein Blendkasten eingearbeitet.

Auf der rechten Sockelkante des Josephsaltars ist das Allianzwappen des Grafen Wilderich von Galen (1835–1922) und seiner Ehefrau Antonia Reichsfreiin von Weichs zur Wenne (1850–1927) angebracht. Dieses Wappen kennzeichnete ursprünglich das Marienretabel als eine Stiftung der Familie von Galen. Bei der Wiederaufstellung 1994/95 wurden irrtümlicherweise die Sockel des Marien- und Josephsaltars vertauscht.³⁶

Die auf den ersten Blick im Stil der Romanik angefertigten Altarwerke changieren zwischen Nachempfinden und Neuschöpfung romanischer Bildkunst, bleiben aber den Sehgewohnheiten der Zeit, vor allem der Kunst der Nazarener verpflichtet, wie es z.B. bei den weich verklärten Gesichtstypen zum Ausdruck kommt. Insofern wurden in der bildkonzeptionellen Umsetzung weniger direkte



Josephsaltar, Allianzwappen des Grafen Wilderich von Galen und Antonia Reichsfreiin von Weichs zur Wenne, ursprünglich am Marienretabel

(Foto: Richard Heskamp, 2008)

Bildvorlagen wirksam, sondern vielmehr zeittypische Idealvorstellungen von der mittelalterlichen Kunst der Romanik. Vor allem die Altarkonstruktion selbst ist eher als Schöpfung Selings zu würdigen, obgleich sich die Ornamentik und der Figurenstil aus dem Repertoire der romanischen Kunst – insbesondere der Reliquienschreine – speist. Dies spiegelt sich auch in der Fassung der aus Hartholz geschnitzten Retabel wider, die ihre Wirkung vor allem durch die Vergoldung der ornamentierten Rahmung und fast sämtlicher Gewänder erhält. Lediglich die Bildhintergründe und die Inkarnate sind polychrom gestaltet.³⁷

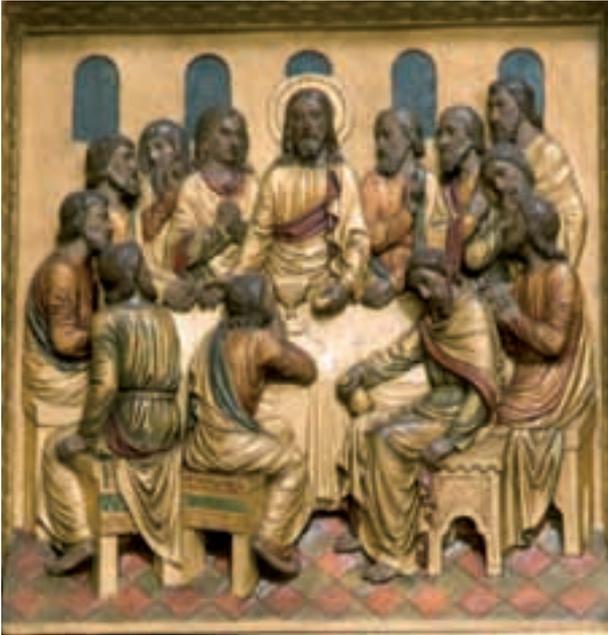
Möglicherweise hatte der sogenannte Klosterneuburger Altar des Nikolaus von Verdun, eine Emailarbeit von 1181, eine Vorbildwirkung für die Konzeption des Retabels mit kleinteiligen Bildszenen. Zumindest die Verkündigungsszene auf den Tabernakeltüren, die romanische Emailarbeiten imitiert, legt eine Rezeption des Werks von Nikolaus von Verdun nahe.³⁸

Der unmittelbare Bezugspunkt für das Retabel des Lingener Hauptaltars ist das kurz vorher fertiggestellte Flügelretabel des Hochaltars im Osnabrücker Dom (1895–1905). Bemerkenswerterweise fand jedoch in Lingen im Gegensatz zu Osnabrück von Anfang an die Tatsache Berücksichtigung, dass die Romanik keine Flügelretabel kannte, sondern nur einansichtige Bildwände.³⁹



Osnabrück, Dom St. Petri, Hochaltarretabel von Heinrich Selig, Alltagsansicht

(Foto: Richard Heskamp, 2008)



*Lingen, St. Bonifatius, Hochaltarretabel, Abendmahl
(Foto: Richard Heskamp, 2008)*

Bildkompositorisch und stilistisch sind die Szenen des Linger Hochaltarretabels denen des Altaraufsatzes in Osnabrück sehr ähnlich, wobei die Reliefs in Osnabrück insgesamt noch plastischer und die Hintergrunddarstellungen meist differenzierter durchgebildet sind.⁴⁰ Für die einzelnen Darstellungen ist eine direkte Übernahme romanischer Bildvorlagen kaum namhaft zu machen, vielmehr werden die Bildszenen in romanischer Manier gearbeitet. Exemplarisch sei dies anhand der Bildkomposition der Abendmahlsszene erläutert. Die komplexe Anordnung dieser Darstellung und ihre stark räumliche Wirkung sind nicht aus Vorbil-

dern romanischer Skulptur abzuleiten. Hier dürften spätmittelalterliche Vorbilder die Anregung gegeben haben, wie es sich in der Bildung von Personengruppen manifestiert. Den Hintergrund dieser von Seling entworfenen Szene bildet wiederum eine bewusst „romanisierend“ gehaltene Mauer mit Rundbogenfenstern. Stilistisch, vor allem im Hinblick auf den Faltenstil der Gewänder, folgt Seling der Bildkunst zu Beginn des 13. Jahrhunderts. Er orientierte sich am Osnabrücker Triumphkreuz, was anhand des Lendentuchs Christi ersichtlich wird.⁴¹

Über die arbeitsteilige Ausführung der Altarretabel in der Werkstatt Selings ist nichts bekannt. Möglicherweise stammt die großfigurige Kreuzigungsgruppe⁴² nicht aus seiner Hand. Dafür spricht auch die stilistische Verwandtschaft mit der 1951 entfernten Kreuzigungsgruppe vom Osnabrücker Hochaltaretabel, die von dem Bildhauer Jakob Holtmann gefertigt wurde.⁴³ Wer die Farbfassung der Retabel auftrug, ist ebenfalls ungewiss.⁴⁴

Inwieweit der damalige Kirchenvorstand, Dechant Scheiermann oder das bischöfliche Generalvikariat auf die Altargestaltung Selings in Lingen Einfluss nahmen, ist nicht überliefert. Zumindest gibt es Anhaltspunkte dafür, dass seine Entwürfe diskutiert wurden, wobei Selings Auffassung aufgrund seines künstlerischen Rufs schließlich maßgeblich blieb.⁴⁵ Ein solcher Freiraum wurde dem Glaskünstler Hans Lueg nicht zugestanden. Die von Lueg vorgelegten Fensterentwürfe, die eine kleingliedrige romanische Fenstergestaltung



Osabrück, Dom, Triumphkreuz (Foto: Richard Heskamp, 2008)

mit in Medaillons dargestellten Bibelszenen nachempfinden, wurden auf Initiative von Dechant Scheiermann zugunsten von Einzelfiguren abgeändert, die stärker auf die Fernwirkung der Glasfenster abzielten.⁴⁶

Auch Selings Altartafel erhielten wohl aufgrund der Kleinteiligkeit der Szenen nicht bei allen Betrachtern die gewünschte Anerkennung. So würdigt zwar Joseph Tiesmeyer besonders die Gestaltung der Altäre im romanischen Stil – im Gegensatz zu der bislang vorherrschenden, wie er ausführt, „Nur-Gotik-Losung eines A. Reichensperger“.

Er verschweigt jedoch nicht, dass die neuen Altäre im Gegensatz zu dem auf Fernwirkung gearbeiteten klassizistischen Altaraufsatz von einigen Gemeindemitgliedern nicht gebührend geschätzt wurden.⁴⁷

Die bewegte Rezeptionsgeschichte der bauzeitlichen Chorausstattung

Entsprechend dem jeweiligen veränderten Raumempfinden unterlag die originale Ausstattung des 1907 erfolgten Chor Neubaus einem starken Wandel. So erfuhr der Chorraum 1932 mit der Neuausmalung der Kirche eine wesentliche Neugestaltung. Die vier Fenster der Chorseitenwände wurden nach Entwürfen von Theo Landmann (1903–1978) mit einer helleren Glasgestaltung erneuert. Dass die Fenstergestaltung Hans Luegs ihre Wertschätzung weiterhin besaß, verrät die Entscheidung, die drei in der Sichtachse befindlichen Apsisfenster beizubehalten. Darüber hinaus überstrich man das figürliche Ausmalungsprogramm zugunsten der einheitlichen Gesamtwirkung des Kirchenraums und



*Lingen, St. Bonifatius, Wandteppich von Theo Landmann, Chorfenster von Hans Lueg
(Quelle: Emslandmuseum Lingen)*

um eines helleren Raumeindrucks des Chores willen.⁴⁸ Sozusagen als Ausgleich war man bestrebt, zeitgemäßen figürlichen Schmuck anzubringen. So entwarf Theo Landmann einen Wandteppich, der formal eine seitliche Fortsetzung des Altarretabels bildete, jedoch kompositorisch auf den Altaraufsatz keinen Bezug nahm. Vier großformatige Bildfelder zeigen Szenen aus dem Leben des heiligen Bonifatius (v.l.n.r.): Bonifatius begibt sich zum Schiff, das ihn nach Friesland bringt, Bonifatius fällt die Donareiche, Bonifatius als Bischof predigt den Germanen und die Ermordung des Bonifatius.⁴⁹ Damit vergegenwärtigt der Wandteppich das Wirken und das Martyrium des Titelpatrons der Lingener Kirche und stellt bildprogrammatisch eine Ergänzung zum Selingschen Retabel dar.⁵⁰

Die Kriegsschäden durch Artilleriebeschuss Anfang 1945 erforderten in der Nachkriegszeit umfangreiche Reparaturmaßnahmen. Durch Hugo Hesse erfolgte 1953/54 eine Instandsetzung des Innenraums, bei der die Säulen und die korrespondierenden Pilaster des Langhauses freigelegt wurden, obgleich sie ursprünglich gar nicht auf Steinsichtigkeit konzipiert waren.⁵¹ Auf die damalige Umgestaltung des Inneren geht auch die Einsetzung des 12-Apostelzyklus in den zwölf Langhausfenstern zurück. Dagegen sind die

im Chorscheitel zerstörten Fenster Hans Luegs zugesetzt worden. Diese Chorfenster wurden dann 1969 nach Entwürfen des Glaskünstlers Franz Pauli vollkommen neu gestaltet.⁵² Im Zuge der Instandsetzungsarbeiten der 1950er Jahre sind zusammen mit anderen Bildwerken auch die drei Altaraufsätze Selings durch Hugo Hesse restauriert worden.⁵³

Erhebliche Auswirkungen auf die Altarausstattung Heinrich Selings hatte die Neukonzeption des Kirchenraums 1968/69. Gemäß der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde der liturgische Raum nach Plänen des münsterschen Architekten Hans Ostermann neu disponiert. Den Josephsaltar samt Retabel im rechten Seitenschiff entfernte man zugunsten des nun hier aufgestellten Taufsteins.⁵⁴ Vom Altarretabel des Seitenaltars im linken Seitenschiff wurde allein die Madonnenstatue als Andachtsort beibehalten.⁵⁵ Entsprechend der Verlegung des Hauptaltars in die Nähe der Gemeinde wurde der Altaraufbau Heinrich Selings den neuen Gegebenheiten angepasst. Den sandsteinernen Altarunterbau mit den fünf Reliefdarstellungen ließ man für die neue Altarmensa umarbeiten.⁵⁶ Das Altarretabel wurde zu einer isoliert vom Altar stehenden Bildtafel umgestaltet. Zudem wurden die bekrönende Kuppel wie auch die Kreuzigungsgruppe entfernt. Ebenfalls wurde mit dem Einbau eines neuen bronzenen Sakramentstabernakels an der Chorsüdseite der vorspringende Mittelteil aus dem Altarretabel herausgenommen, so dass nun neben dem linken Altarteil direkt die rechte Seite angegliedert wurde. Bildprogrammatisch folgte damit bei der Passionsgeschichte auf die Kreuztragung sofort die Kreuzabnahme. Von der entfernten Kreuzigungsgruppe wurde allein das Kruzifix – einem Triumphkreuz gleich – unterhalb des Chorbogens aufgehängt.⁵⁷ Wie bereits erwähnt, zielte die Umgestaltung des Innenraums von 1994 darauf ab, das Altarensemble Heinrich Selings wieder erlebbar zu machen.

Insgesamt ist das Schaffen Heinrich Selings – übrigens wie das des Historismus insgesamt – nicht als bloße Nachahmung vergangener Stile zu begreifen, sondern als ein schöpferischer Aneignungsprozess zu verstehen. Seling wie die Architekten Becker und Sunder-Plassmann ließen sich von historischen Formen und Vorbildern leiten, kopierten jedoch keine Vorlagen direkt.



Lingen, St. Bonifatius, Seitenansicht

(Foto: Richard Heskamp, 2008)

Anmerkungen

- 1 Walter Tenfelde (Red.), St. Bonifatius in Lingen (Ems) – Zur Geschichte der kath. Kirchengemeinde. Lingen 1986. Andreas Einyck, Lingen St. Bonifatius. Führer durch die katholische Pfarrkirche St. Bonifatius, Lingen-Ems. Passau 1998.
- 2 Zur Biographie von Niehaus: Eckard Wagner, Von Herrensitzen und Türmen überm Land – Die Baukunst im Emsland unter den ersten Arenbergern. In: JbEHB 49, 2003, S. 190–251, S. 204ff. Der 1802 geborene Alexander Joseph Niehaus studierte ab 1821 in Göttingen Mathematik und besuchte Veranstaltungen der klassischen Archäologie und Philologie. Nach Beendigung des Studiums und einer Romreise wirkte Niehaus seit 1827 als freier Architekt. Bedeutend sind seine Kirchbauten von Neuarenberg, dem heutigen Gehlenberg (1831), Werlte (1832) und St. Bonifatius in Lingen. 1834 wurde Niehaus zum „Herzoglich-arenbergischen-Rentkammer-Bau-Inspector“ ernannt, ein Jahr später wurde sein Amtsbereich auf sämtliche deutsche Besitzungen des Hauses Arenberg ausgedehnt.
- 3 Der „Altar“, der für die liturgische Messfeier dienende Altartisch, ist begrifflich vom „Altaraufsatz“, dem Altarretabel, zu unterscheiden.
- 4 Umtriebigster Protagonist für die Gotik als Neostil war August Reichensperger. Vgl. hierzu zahlreiche Artikel in der „Zeitschrift für christliche Kunst“, etwa 1889, Sp. 124/25; 1890, Sp. 168, Sp. 258ff.
- 5 Vgl. Michael Bringmann, Studien zur neuromanischen Architektur in Deutschland (Diss.). Heidelberg 1968, S. 36ff. Claudia Grund, Deutschsprachige Vorlagenwerke des 19. Jahrhunderts zur Neuromanik und Neugotik. Wiesbaden 1997.
- 6 Vgl. die programmatischen Schriften von Karl Emil Otto Fritsch: Deutsche Bauzeitung v. 1890, S. 417ff. Zit. „Wenn irgend eine der gegenwärtig noch nicht gepflegten, geschichtlichen Stilweisen demnächst Aussicht hat, einen neuen Aufschwung zu erleben [...] so ist es der romanische Stil.“ Die Romanik käme dem „germanischen Empfinden“ besonders nahe und entstamme der „Glanzzeit unseres Volkes“ [gemeint ist die Herrschaft der Hohenstaufen, Anm.d.Verf.]. Nach der Anführung verschiedener Beispiele der Wiederbelebung des hochmittelalterlichen Stils bekundet Fritsch: „Ich bekenne mich persönlich gern als einen warmen Vertreter romanischer Kunst und wünsche ihr, [...] um so mehr ein baldiges Wiederaufleben.“
- 7 Der Mittelrisalit des 1828 bis 1832 erbauten Ludmillenhofes in Sögel zeigt im Eingangsbereich schwere dorische Säulen griechischer Provenienz in Kombination mit einer Serliana im Obergeschoss, ein vornehmlich in der Renaissance gebräuchliches Motiv mit Vorläufern in der römischen Antike. Die Eingangsädikulen der Kirche von Neuarenberg und jener des Hauses Nienhaus in Aschendorf entsprechen als Solitäre römischer Formgebung, wirken als Vorblendarchitekturen vor einer weitgehend ungegliederten (Ziegel-)wand aber gänzlich unrömisch. Vgl. Wagner (wie Anm. 2), S. 214f.
- 8 Das Konstruktionsprinzip der Kopenhagener Domkirche differiert allerdings erheblich vom Lingener Bau. Der Wandaufbau Hansens ist zweigeschossig, die Säulenreihe befindet sich dabei im zweiten Geschoss. Zur Aufnahme des Gewölbeschubs des massiven Tonnengewölbes bedarf es entsprechender Wandstärken. Eine Beleuchtung erfolgt bei der Kopenhagener Saalkirche mittels Emporenfenster. Vgl. Rudolf Zeitler, Die Kunst des 19. Jahrhunderts (Propyläen Kunstgeschichte). Berlin 1990, S. 302f., Abb. 364.
- 9 In einer bei Wagner (wie Anm. 2), S. 221 zitierten Stellungnahme von Niehaus zum Baustil der Werlter Kirche heißt es: „Es waren in dieser Zeit [des Klassizismus, Anm. d.Verf.] die antiken römischen Formen in der Architektur vorherrschend. Die eines übergroßen Reichtums der Dekorationen entkleideten Gestaltungen römischer Kirchenfassaden und ähnlicher Pariser Nachahmungen“
- 10 Es handelt sich bei der von Niehaus verwendeten Form um einen archaisch-dorischen Typ um 600 v. Chr. (mit Überlängung u. weitausladendem Echinus). Die Verwendung „unklassischer“ dorischer Säulen findet sich häufig in der Frühphase des Klassizismus, in Frankreich bei C.N. Ledoux, in Deutschland etwa bei H. Gentz. Vgl. Gottfried Gruben, Die Tempel der Griechen. München 1986, S. 92.
- 11 Vgl. Gruben (wie Anm. 10), S. 201. Karl Friedrich Schinkel 1781–1841, Katalog. Berlin 1980, S. 287ff. Eine verwandte Form taucht als Haupteingang zum Schloss Neuhardenberg auf. Eine ganz ähnliche Lösung findet sich in Rheine am ehemaligen Zaunschen Gasthof (=Markt 8) aus den 1830er Jahren (unbekannter Baumeister).

- 12 B. Wessel (1795–1856) erhielt 1825 eine Festanstellung am Hannoveraner Hof. Der Bildhauer – seit 1831 auch Lehrer an der neu gegründeten höheren Gewerbeschule in Hannover – führte vereinzelt auch Privataufträge durch. Von Wessel stammen u.a. die Figuren Aeskulap und Hygieia an der alten Ratsapotheke in Hannover; auch die beiden Skulpturen Goethe und Molière auf der Theater-Kolonnade. Vgl. Ise-
traut Lindemann, Über den Hofbildhauer Bernhard Wessel 1795–1856. In: Osnabrücker Mitteilungen 88, 1982, S. 252–264.
- 13 Die Golgatha-Gruppe im Außenbereich ist nach heutigem Kenntnisstand ein Werk des Münsterschen Bildhauers Bernard Allard. Es handelt sich um ein Missionskreuz zum Andenken an eine Volksmission. Die Stifter der Marien- bzw. Johannesfigur waren die Eheleute Hermann Heinrich Deeters und Maria Anna Schlamann.
- 14 Quittungen v. A. Ney die Figuren betreffend: Pfarrarchiv St. Bonifatius Lingen (künftig PfALIN), C 701-03-06. Eine ursprünglich an der Giebelseite befindliche Inschrifttafel von 1833 wurde erst 100 Jahre später an der nördlichen Langhausseite angebracht (BAOS, C 140, Lingen St. Bonifatius, Schreiben des Kirchenvorstands v. 10.08.1933). Die Inschrift lautet in deutscher Übersetzung: „Dieses Gotteshaus ist im Jahre 1833 errichtet worden, geweiht unter der Anrufung des hl. Bonifatius – Bischof und Märtyrer – als Schutzpatron am 5. Juli 1836“.
- 15 Seit 1884 war Becker (1855–1940) in Mainz als Privatarchitekt ansässig. Das Amt eines dortigen Dombaumeisters bekleidete er von 1909 bis zu seinem Tod. Beckers Lebenswerk umfasst über 300 Kirchbauprojekte, er kooperierte bisweilen mit den Architekten Anton Falkowski oder Wilhelm Sunder-Plassmann. Vgl. Johannes Sartorius, Dombaumeister Professor Ludwig Becker in Mainz. In: Festschrift August Reatz. Mainz 1949, S. 68–82. Saur, Allgemeines Künstler-Lexikon 8. München-Leipzig 1994, S. 171 f. (M. Bringmann).
- 16 PfALIN, C 701-02-02, Abschrift v. 09.08.1903. Andreas Eynck, Dem Himmel entgegen. St. Bonifatius Lingen 1906–2006. 100 Jahre Kirchturm. Lingen 2006.
- 17 Mit Schreiben v. 17.10.1903 ließ er wissen, „... Die vier Seiten des Mauerwerks müssen um ein Giebel-
feld erhöht werden, was den Uebergang zum Turmhelme wirkungsvoller gestalten würde. Die über dem Giebel-
felde der Türöffnung gedachten nebeneinander liegenden Bogenstellungen beleben zwar die Turm-
wand, wirken indeß weniger gut. Sie können in Wegfall kommen, wenn das projektierte Radfenster ver-
größert wird...“; PfALIN, C 701-02-02.
- 18 Fred Kaspar, Neue Steine für das Land. Neu und störend oder alt und historisch? Kalksandsteine – ein
neuzeitlicher Baustoff kommt in die Jahre. In: Westfalen. Hefte für Geschichte Kunst und Volkskunde 78,
2000, S. 476–498.
- 19 „... Der Guss wurde bei jeder Glocke als Rohguss erkannt, ohne dass irgendwie ein Nachfeilen oder Ab-
drehen stattgefunden; die Inschriften und Verzierungen sind sauber und korrekt ausgeführt. Dieses Ge-
läute ist ein neuer Beweis der Tüchtigkeit und Sicherheit der Firma Otto ...“. BAOS, C 140 St. Bonifati-
us, Lingen.
- 20 Becker fertigte neben den Architekturzeichnungen auch Entwürfe für die Altäre, die Kanzel, Kirchenbän-
ke, Fußböden und Beleuchtungskörper. Seine Planungen begannen 1902, die Ausführung zog sich bis 1922
hin. Vgl. Anna Maria Odenthal, Zur Erweiterung der Pfarrkirche von Osterwick durch Ludwig Becker. In:
Westfalen 67, 1989, S. 269–271.
- 21 Wilhelm Sunder-Plassmann. Dombaumeister Münster i.W., mit einer Einleitung von Paul Joseph
Cremers. Berlin 1929. Die Schrift ist eine späte Rechtfertigung der neuromanischen Architektur des Kai-
serreiches mit Argumenten, die bereits von Fritsch (wie Anm. 6) angeführt wurden. Der Abbildungsteil
zeigt auch viele moderne Zweckbauten Sunder-Plassmanns (v.a. Krankenhäuser), daneben Stilarchitek-
turen der Jahrhundertwende.
- 22 Dadurch meinte er, dem Wesen der Romanik besonders nahe zu kommen: „... daß ich bei meinen Kirch-
bauprojekten Schablonenhaftes meide und durch eigenartige Gruppierung meinen Bauten das Geprä-
ge des Nichttätlichen aufdrücke ...“ und damit, „eine gewisse Originalität und echt künstlerischen Werth“
erreiche. Vgl. Michael Bringmann, Der Architekt Ludwig Becker (1835–1940) als Mainzer Dombaumeis-
ter – ein Stein des Anstoßes? In: Kunst und Kultur am Mittelrhein. Festschrift für Fritz Arens zum 70. Ge-
burtstag. Worms 1982, S. 191–206, S. 202.

- 23 Jürgen Hennemann, *Formenschatz der Romanik*. Würzburg 1993.
- 24 Dieses war in Rheine mit dem vor dem Lingener Turm begonnenen Kirchenbau von St. Antonius (1901–1904) intendiert. Sie nimmt ebenso durch ihre schiere Größe wie durchdachte Proportionierung als auch die klare Bestimmbarkeit ihrer Vorbilder eine Sonderstellung ein. Der kunstbeflissene Bauherr; Dechant Bernhard Pietz, hatte sich für St. Michael in Hildesheim als Vorbild eingesetzt. Der Architekt J.F. Klomp (1865–1946) nahm sich bei der Detailgestaltung auch andere Bauten zum Vorbild (Abteikirche v. Maria Laach, Neuwerkkirche in Goslar und St. Godehard in Hildesheim). Die Turmvorbilder sind im westfälischen Raum zu suchen (St. Patrokus in Soest, Paderborner Domturm). Das Löwenportal der Stiftskirche in Königslutter wurde fast getreu kopiert. Vgl. Bringmann (wie Anm. 5), S. 291 ff.
- 25 Ein sehr gut vergleichbarer zeitgenössischer Turm ist derjenige der (von dem Kölner Dombaumeister Ernst Friedrich Zwirner 1857 errichteten) Pfarrkirche St. Audomar in Frechen. Deren Turm entstand erst um 1900, möglicherweise nach Plänen Beckers. Vgl. Albrecht Mann, *Die Neuromanik. Eine rheinische Komponente im Historismus des 19. Jahrhunderts*. Köln 1966.
- 26 Werner Schäffe, *Romanische Kirchen in Köln*. Köln 1992.
- 27 Pfallin, C 701-02-03 Pfarrkirche Chorerweiterung, darin: Briefe des Kirchenmalers Josef Fischer an seinen Onkel Hermann (Dechant Scheiermann). Ferner: Pfallin, C 050-02. Kirchenvorstand Sitzungsprotokolle (1875–1925), darin: Sitzungsprotokoll vom 08.01.1907. Vgl. Tenfelde (wie Anm. 1), S. 51.
- 28 Hans Lueg (1868–1931) übernahm die väterliche Werkstatt und baute diese zu einem Atelier für Glaskunst aus. Neben seinen Werken für Osnabrück (Dom, Herz-Jesu-Kirche und Josephskirche) arbeitete er auch in Glandorf, Melle und Erfurt. Jedoch nur wenige seiner Glasfenster sind erhalten. Heinrich Selting (1843–1912) erhielt seine künstlerische Ausbildung ab 1865 in Hannover; Münster und an der Kunstakademie München. 1867/68 ging er nach Rom als Schüler im Atelier des Münsteraner Bildhauers Wilhelm Achtermann (1799–1884), der dem Nazarenertum nahe stand. Spezialisiert auf dem Gebiet der Kirchenkunst arbeitete er mit seiner Osnabrücker Werkstatt hauptsächlich für Neugestaltungen kirchlicher Innenräume (z.B. in Coesfeld, Meppen, Riemsloh, Gerleve, Papenburg, aber auch in Lübeck und Hamburg). Aufgrund seiner genauen Kenntnisse der Kunstschätze Roms war er 1870 Reisebegleiter des Osnabrücker Bischofs Johann Heinrich Beckmann (1866–1878) und seit 1882 von Bischof Dr. Bernhard Höting (1882–1898). Vgl. Rainer Hehemann (Bearb.), *Biographisches Handbuch zur Geschichte der Region Osnabrück*. Bramsche 1990, S. 188f. und S. 270. Hanns-Gerd Rabe, *Osnabrücker Kunst und Künstler*. In: *Osnabrücker Mitteilungen* 81, 1974, S. 12–15.
- 29 Die Quittungen über die erhaltenen Geldbeträge (am 16.10.1908: 5 000 Mark, am 07.01.1909: 4 000 M, am 03.05.1909: 2 000 M, am 20.09.1909: 2 000 M, am 07.09.1910: 2 000 M) geben darüber Auskunft, dass von Anfang an drei Altäre in seiner Werkstatt in Auftrag gegeben worden sind. Vgl. Pfallin, C 701-03-05.
- 30 Vgl. BAOS, C 140 Lingen, St. Bonifatius, Bau und Reparatur (1824), darin: die drei Konsekrationsurkunden von 1912. Fertiggestellt waren die Altäre bereits Anfang des Jahres 1912, denn es existiert eine Fotoaufnahme des Marienaltars im Fotoarchiv Luitwin von Galen in Bonn, die zwischen Weihnachten 1911 bzw. Neujahr 1912 bis April 1912 entstand. Für die Auskunft sei Herrn Luitwin von Galen herzlichst gedankt.
- 31 Pfallin, C 701-03-08. Pfarrkirche-Ausstattung-Ausmalung 1861–1994, darin: Restaurierungsbericht 1994 von Lepper und Walter GbR.
- 32 Von links nach rechts: ein Engel mit Geißel und Dornenkrone, dann ein Engel mit Lanze und Essigschwamm, beidseitig des Thrones die fürbittenden Engel, darauf folgend ein Engel, das Kreuz haltend sowie ein Engel mit Hammer und Nägeln.
- 33 Musizierende Engel sind ein typisches Bildthema des Hoch- u. Spätmittelalters. Der Bildtyp, der sich nicht auf biblische Überlieferung stützen kann, taucht erst im 13. Jh. auf. Vgl. Himmelschöre und Höllenkrach. *Musizierende Engel und Dämonen* (Kat.). Hamm 2007.
- 34 Die Verkündigung an Maria wurde seit frühchristlicher Zeit häufig am Triumphbogen oder Chorbogen dargestellt, d.h. am Eingang zum Chor; jenem Kirchenteil, in dem die Eucharistie gefeiert wird. Vgl. Johannes Tripps, *Das handelnde Bildwerk in der Gotik, Forschungen zu den Bedeutungsschichten und der Funktion des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Hoch- und Spätgotik*. Berlin 2000, S. 93/94,

- Abb. 22. J. H. Emminghaus, Die Verkündigung an Maria. In: Lexikon der christlichen Ikonographie 4. Freiburg i. Br. 1972, Sp. 422f.
- 35 Eschatologie: Lehre von den „letzten Dingen“: Vgl. Lexikon des Mittelalters IV, 1999, Sp. 4-8 (B. McGinn).
 - 36 Zu den Wappen derer von Weichs zur Wenne: Genealogisches Handbuch des Adels I 67, hg. vom Deutschen Adelsarchiv e.V. (Adelslexikon I 6), bearb. v. Walter v. Hueck. Limburg a.d. Lahn 2005, S. 7 mit Abb. Zum Wappen derer v. Galen: ebd. Bd. 67 (Adelslexikon 4), 1978, S. 20ff. (ohne Abb.). Clemens Heitmann, Clemens August von Galen und seine geistlichen Verwandten. Dinklage 1983, S. 7, Abb. S. 62. Graf Wilderich von Galen erwarb 1880 Beversunden. Vgl. Rudolf vom Bruch, Rittersitze des Emslandes. Münster 1962, S. 124. Anlässlich der Heirat des ältesten Sohnes Wilhelm Emmanuel am 10.10.1912 sind Graf Wilderich von Galen und seine Ehefrau nach Münster umgezogen (freundlicher Hinweis von Dr. jur. R. van Lengerich). Zu diesem Zeitpunkt waren alle drei Altäre fertiggestellt und am 26. 10. 1912 geweiht. Die Hintergründe und der Umfang der Altarstiftung selbst sind vorerst ungeklärt. Für alle drei Altäre quittierte Heinrich Selig bis 1910 den Erhalt der Geldbeträge durch Dechant Scheiermann (siehe Anm. 29).
 - 37 Der Restaurierungsbericht für die Seitenaltäre gibt ohne nähere Bestimmung als Material Hartholz an. Vgl. PfALIN, C 701-03-05 und C 701-03-06, Restaurierungsbericht Bödecker & Schlichting. Für das Retabel des Hauptaltars konnte kein Restaurierungsbericht archivalisch erhoben werden.
 - 38 Das Klosterneuburger Retabel war ursprünglich eine Verkleidung des Ambos der Stiftskirche und ist nach dem Brand von 1330 zum Flügelaltar umgearbeitet worden. Vgl. Floridus Röhrig, Der Verduner Altar: Wien/München 1955.
 - 39 So wurde in Osnabrück der in der Romanik noch nicht bekannte Typus des Flügelaltarretabels umgesetzt. Dies war in Fachkreisen durchaus bekannt, wie es die Stellungnahme des Osnabrücker Domkapitulars Schriever besagt. Vgl. Lütke-Glanemann (wie Anm. 40), S. 54, Anm. 25.
 - 40 Der Lingener Altarbildzyklus ist abgesehen von den Szenen des Mittelteils bildprogrammatisch fast identisch mit der sogenannten Alltagsansicht des Osnabrücker Hochaltarretabels. Die Kreuzigung war auch durch die Kreuzigungsgruppe über dem Retabel präsent. Von Lingen abweichend erscheint die Taufe Christi in Osnabrück als letzte Szene auf den Außenflügeln. Damit schließt sie die Darstellungen aus der Kindheitsgeschichte ab. Vgl. Stephan Lütke-Glanemann, Der Osnabrücker Dom. Die Bau- und Restaurierungsgeschichte seit 1748. Münster 1997, S. 53–56, S. 266–272.
 - 41 Das Triumphkreuz wurde 2002 restauriert und dendrochronologisch auf kurz nach 1179 datiert. Somit ist seine Entstehung zeitlich früher einzuordnen, als es die bisherige stilgeschichtliche Datierung um 1210/20 besagt. Vgl. Marie-Luise Schnackenburg/ Hermann Queckenstedt, Der Osnabrücker Dom und seine Schatzkammer: Osnabrück 2008, S. 15. Zur Restaurierung von 1892 durch Selig und Wiegard sen.: Hans-Hermann Breuer, Das Osnabrücker Triumphkreuz. Osnabrück 1967, S. 71–74.
 - 42 Eine Vorbildwirkung des Wechselburger Kruzifixes (1235/40), wie J. Tiesmeyer darlegt, ist höchstens für die Marienfigur jener Kreuzigungsgruppe plausibel. Vgl. Joseph Tiesmeyer, Der Ausbau der katholischen Kirche in Lingen. In: Bilder aus der Heimat. Lingen (Ems) 1912, S. 232. Der Kruzifix folgt eher dem früheren Typ des Triumphkreuzes von Halberstadt (1220). Vgl. Otto von Simson, Die Kunst des hohen Mittelalters (Propyläen Kunstgeschichte, Das Mittelalter II). Berlin 1990, S. 232f., Abb. 208/209.
 - 43 Das Kreuz befindet sich in der Liebfrauenkirche in Eversburg. Die Marien- und Johannesfigur sind im Osnabrücker Diözesanmuseum ausgestellt. Vgl. Lütke-Glanemann (wie Anm. 40), S. 267.
 - 44 Zumindest wissen wir, dass Josef Fischer an diesem Auftrag interessiert war. Vgl. PfALIN, C 701-02-03, darin: Brief Fischers an Scheiermann vom 06.06.07. Für das Osnabrücker Retabel führte W. Wiegard sen. die Fassung aus (erst 1913 vollendet). Vgl. Lütke-Glanemann (wie Anm. 40), S. 54.
 - 45 Vgl. PfALIN, C 701-02-03, Schreiben Selings vom 14.11.1907. Darin verteidigt er die formale Abweichung zwischen den Retabeln der Seitenaltäre, die ansonsten fast identisch gestaltet sind. Zur Diskussion um die Konzeption des Osnabrücker Hochaltarretabels: Vgl. Lütke-Glanemann (wie Anm. 40), S. 53–55.
 - 46 PfALIN, C 701-02-03, darin: Austausch über die Fensterentwürfe Hans Luegs.
 - 47 Vgl. Joseph Tiesmeyer (wie Anm. 42), S. 233. Zu A. Reichensperger: Siehe Anm. 4.
 - 48 BAOS, C 140 Lingen St. Bonifatius, Schreiben des Kirchenvorstands an das bischöfliche Generalvikariat vom 12.12.1932.

- 49 Vgl. Georges Kiesel, Bonifatius. In: Lexikon der christlichen Ikonographie 5, 1973, Sp. 427–436.
- 50 Vgl. auch Detailabbildung: Konrad Seling, Kirchliches Kunstschaffen in alter und neuerer Zeit. In: Das Bistum Osnabrück 1934, Abb. S. 49. Generalvikar Konrad Seling, Sohn Heinrich Selings, (vgl. Biographisches Handbuch, wie Anm. 28, S. 271f.) erwähnt darin nicht dessen Werke in Lingen, sondern nur das Schnitzretabel in Meppen, welches spätgotischen flandrischen Flügelretabeln nachempfunden ist, sowie den Altaraufsatz von Riemsloh (Abb. S. 46) und den im Osnabrücker Dom.
- 51 PfALIN, C 701-03-08 Ausmalung. Aus dem Schreiben vom 01.02.1954 geht hervor, dass alle Säulen freigelegt sind. Dies war zuvor vom Bischöflichen Generalvikariat nicht genehmigt worden, da die Freilegung der Säulen der Konzeption des bauzeitlich klassizistischen Innenraums widersprach. Vgl. PfALIN, C 701-02-04 Pfarrkirche Reparatur 1935–1990, Schreiben vom 29.10.1953.
- 52 PfALIN, C 701-03-04 Pfarrkirche-Ausstattung: Fenster 1835–1985. Das linke Fenster zeigt Mosesszenen, das mittlere Fenster Christusszenen und die Hände Gottes. Das rechte Fenster nimmt endzeitliche Themen auf. Damit korrespondieren die Glasfenster bildprogrammatisch mit dem bereits erwähnten Vorbild-Erfüllung-Schema des Selingschen Retabels, in dem das Heilshandeln Gottes in Moses und Christus geschildert wird, welches biblische Verheißungen entfaltet.
- 53 PfALIN, C 701-03-06, darin Kostenanschläge von Kirchenmaler Hugo Hesse (1954).
- 54 Der erste Entwurf platzierte den Taufstein zwischen dem dann vorgerückten Hauptaltar und dem alten Retabel an der Apsiswand. Die Kirchengemeinde hielt diesen Standort jedoch für keine ideale Anordnung, sondern entschied, den Taufstein anstelle des Josephsaltars aufzustellen. Vgl. PfALIN, C 701-02-04 Pfarrkirche Reparatur 1935–1990, 1933–1969 Pläne, darin: Votum der Diözesankommission für Sakrale Kunst Osnabrück (15.01.1969) sowie das Antwortschreiben der Lingener Kirchengemeinde (31.01.1969).
- 55 Vgl. PfALIN, C 701-02-04, Schreiben der Lingener Kirchengemeinde vom 31.01.1969. Beide Seitenaltaretabel erhielten bereits vorher einen grauen Farbanstrich, der die Wirkung erheblich beeinträchtigte und die spätere Entfernung nur folgerichtig nach sich zog. Vgl. PfALIN, C 701-03-05, Restaurierungsbericht Bödecker & Schlichting, Vorzustand, S. 2.
- 56 Für die zum Mittelschiff weisende Seite wurden die ersten drei Reliefplatten von links mit den entsprechenden Halbsäulen sowie den beiden Ecksäulen verwendet. Auf der Rückseite wurden links und rechts die vierte und fünfte Reliefdarstellung mit den entsprechenden Säulen platziert sowie zwei Ecksäulen ergänzt. In der Mitte befand sich eine Sandsteinplatte als Füllung. Vgl. PfALIN, C 701-02-04, darin: Pläne
- 57 PfALIN, C 701-02-04 Pfarrkirche Reparatur 1935–1990.

Lingener Tafelsilber – Silbergefäße für Speise und Trank im Emslandmuseum

von Andreas Eynck

Die Geschichte und das künstlerische Schaffen der Lingener Gold- und Silberschmiede hat der frühere Lingener Museumsleiter Walter Tenfelde in einer groß angelegten Publikation 1979 erstmals vorgestellt.¹ Er konnte für Lingen eine vergleichsweise sehr hohe Anzahl von Goldschmieden nachweisen. Erstaunlich sind außerdem die große Bandbreite und die beachtliche Qualität der insbesondere in der Barockzeit in Lingen produzierten Arbeiten aus Edelmetall.

Das Lingener Goldschmiedegewerbe verdankt seine herausragende Stellung im 18. Jahrhundert vor allem der besonderen territorialen Lage der Grafschaft Lingen, die als preußische Enklave zwischen den Fürstbistümern Münster und Osnabrück lag. Adel, Bürgertum und Kirche in diesen geistlichen Territorien waren auf die Bischofssitze Münster und Osnabrück mit den dort ansässigen Goldschmiedewerkstätten orientiert. Die preußische Regierung der Grafschaft Lingen hingegen versuchte aus merkantilistischen Gründen den Ankauf von Schmuck und Silbergefäßen, insbesondere der teuren Sakralgeräte aus Gold und Silber, im benachbarten Ausland zu unterbinden.

Da die Grafschaft Lingen weit abseits von den übrigen damals preußischen Gebieten lag, waren entsprechende Maßgaben jedoch nur durchsetzbar, wenn Arbeiten aus Gold und Silber in Lingen vor Ort produziert und angeboten wurden. So ließen protestantische und auch katholische Kirchengemeinden aus der Niedergrafschaft und Obergrafschaft Lingen², aber auch Gemeinden aus dem seit 1744 ebenfalls preußischen Ostfriesland ihre Altargeräte häufig in Lingen anfertigen.³ Weitere Absatzmöglichkeiten bot die benachbarte Grafschaft Bentheim mit ihren mehrheitlich reformierten, vereinzelt aber auch katholischen Kirchen.⁴ Die Lingener Goldschmiede fertigten daher – unabhängig von ihrer eigenen Konfession – reformierte Abendmahlsbecher und lutherische Gemeindekelche ebenso wie katholische Sakralgeräte, etwa Kelche, Ziborien, Monstranzen und Weihrauchgefäße.

Während die Altargeräte Lingener Provenienz bereits in großer Zahl erfasst und erforscht sind, liegen über die profanen Arbeiten der Lingener Goldschmiede bislang nur geringe Kenntnisse vor. Zum einen waren die Absatzmöglichkeiten für wertvolles und daher teures Haushalts- und Tafelgerät aus Silber in Lingen und Umgebung im 17. und 18. Jahrhundert insgesamt wohl eher begrenzt. Zum anderen waren die Bedingungen für die Erhaltung und Überlieferung solcher Silbergeräte für den privaten Gebrauch in den Bür-

gerhäusern und Patrizierhaushalten langfristig wohl weit ungünstiger als für Vasa Sacra in kirchlichem Besitz. Viel Silbergerät, das einst die Räume und festlichen Tafeln Lingener Bürgerhäuser und emsländischer Adelsitze schmückte, wurde wohl in Notzeiten eingeschmolzen und im wahrsten Sinne des Wortes „versilbert“.

Immerhin gelang es der Stadt und dem Heimatverein Lingen in den vergangenen Jahren mehrfach, aus dem überregionalen Kunsthandel Silbergeräte aus Lingener Werkstätten als Ausstellungstücke für das Emslandmuseum zu erwerben. Da es sich dabei bislang ausnahmslos um Geräte für den Gebrauch an der festlichen Tafel handelt, kann nunmehr auch dieser Aspekt der Lingener Goldschmiedekunst etwas genauer beleuchtet werden.

Branntweinschale von Jan Hindrick Thiel (1695–1753)

Als eine besondere Arbeit des Lingener Goldschmieds Jan Hindrick Thiel ist seit langem eine silberne Branntweinschale im Besitz der Familie Sievering in Emsbüren bekannt.⁵ Sie trägt auf der Wandung ein graviertes Allianzwapen und die Initialen eines Ehepaars Danckelmann-Theissing. Es handelt sich demnach um eine der ganz wenigen profanen Arbeiten Lingener Goldschmiede, die sich bis heute in Privatbesitz an ihrem Ursprungsort befinden.

Ein sehr ähnliches Stück tauchte im Jahr 2007 im ostfriesischen Kunsthandel auf und wurde vom Heimatverein Lingen für das Emslandmuseum Lingen erworben.⁶ Die Schale zeigt eine ovale Grundform und eine glatte, gebauchte Wandung. Sie fasst etwa einen



Die Branntweinschale aus der Werkstatt von Jan Hindrick Thiel diente einst dem Genuss von Branntwein mit Rosinen (Fotos: Richard Heskamp, 2008)

halben Liter Inhalt. Der schwach abgesetzte Rand zeigt eine kleine Verdickung. An den Schmalseiten sind zwei reich gravierte und ornamental durchbrochene Henkel angesetzt. Die Gravuren zeigen – wie beim fast identischen Emsbürener Stück – Ornamente im Bandl- und Laubwerkstil der Zeit um 1730.



Die künstlerische Ausschmückung bilden die gravierten Henkel mit Bandlwerkdekor

Die Ohrenschüsseln, ob aus Silber, Zinn oder Keramik, waren keine Haushaltsgeräte für den alltäglichen Gebrauch, sondern sie wurden nur

für ein besonderes Getränk benutzt, das seit dem 16. Jahrhundert in Norddeutschland bei geselliger Runde gerne genossen wurde: Die Brantweinkaltschale. Sie bestand, wie der Name schon sagt, im Wesentlichen aus Brantwein, der mit Zucker und eingeweichten Stückchen Honigkuchen geschmacklich verfeinert wurde. Im Westen Niedersachsens und in den angrenzenden niederländischen Gebieten setzte man die Kaltschale aus Brantwein mit Zucker und Rosinen an. Dieses Getränk ist in den Niederlanden unter der Bezeichnung „Boerenjongens“ und in Ostfriesland unter dem Scherznamen „Ostfriesische Bohnensuppe“ noch heute weit verbreitet.

Die stark alkoholisierende und in ihrer Wirkung oft unterschätzte Brantweinkaltschale wurde in einer Ohrenschüssel serviert und durch die Runde gereicht. Mit einem be-



Beschauezeichen der Stadt Lingen (drei Türme) und Meisterzeichen mit den Initialen IHT (= Johann Hindrick Thiel)

sonderen Löffel konnte reihum jeder eine Portion entnehmen und verzehren, um Schale und Löffel dann weiterzureichen.

In einer wissenschaftlichen Untersuchung dieses Brauches heißt es: „Zum Wesen der Brauchtumszubereitung Kaltschale gehört ein verhältnismäßig kräftiger Alkoholgehalt, wie er mit Wein und noch weniger mit Bier als alleinigen alkoholischen Mischungsbestandteilen nicht erreichbar ist. Es müßten sonst Mengen

genossen werden, wie sie bei löffelweisem Verzehr der Kaltschale nicht geboten werden. Durch den Genuß der Brantweinkaltschale, der sich zuweilen sogar auf weibliche Kreise beschränkte, sollen die Stimmung fröhlich angeregt und Hemmungen zwischen

den Mitgliedern der Gesellschaft vermindert werden, ohne daß es zur allgemeinen Trunkenheit kommt, höchstens zu einem leichten Rausch oder ‚Schwips‘. Der Verzehr erfolgt stets in Gemeinschaft derart, daß eine die Zubereitung enthaltende Schüssel oder Schale im Kreise herumgereicht wird, früher mit einem gemeinsamen Löffel zur allgemeinen Bedienung, in den letzten Jahrzehnten aber mit einem besonderen Löffel für jeden Teilnehmer. Die Höhe des Alkoholgehaltes schwankt je nach der Stärke des benutzten Branntweins oder dem Mengenverhältnis von Branntwein, Lebkuchen und Zucker zueinander. Durch Kaffeegetränk- oder Bierzusatz kann man den Alkoholgehalt mildern, auch durch Verwendung von viel Lebkuchen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Wirkung des Alkohols durch den gleichzeitigen Lebkuchengenuß verstärkt wird. Jedenfalls wird immer wieder berichtet, daß seitens der Teilnehmer an einem solchen Gelage die zu erwartende Alkoholwirkung nicht selten unterschätzt wird.

Vereinzelt ist die Benennung als Kaltschale auch auf die vor allem in Nordwestdeutschland übliche Zubereitung aus Branntwein, Zucker und Rosinen übergegangen, mit der die Gratulanten der Wöchnerinnen bewirtet werden.⁷

Die silbernen Branntweinschalen aus Emsbüren und Lingen dokumentieren, dass dieser Brauch im 18. Jahrhundert auch in vornehmen Kreisen im Emsland verbreitet war. Aus dem bäuerlichen Bereich sind darüber hinaus zahlreiche Branntweinschalen aus Zinn bekannt⁸, die in Orten wie Haselünne oder Haren bis weit in das 19. Jahrhundert hergestellt wurden.

Als Zentrum der Produktion von silbernen Branntweingefäßen in Nordwestdeutschland gilt Ostfriesland mit dem alten Goldschmiedezentrum Emden.⁹ Die dort angefertigten Stücke zeigen meistens reiche Treibarbeiten und filigran gearbeitete Henkel mit aufwendiger Dekoration. Im Binnenland zum Westfälischen hin waren einfachere Ausführungen mit flach angesetzten Henkeln beliebter.¹⁰ Diesem Muster folgen auch die Stücke des Lingener Meisters Jan Hindrick Thiel.

Jan Hindrick Thiel wurde 1695 als Sohn eines Goldschmieds in Lingen geboren. Er besuchte hier die Lateinschule und erlernte anschließend das Gold- und Silberschmiedehandwerk. Um 1720 übernahm er die renommierte Werkstatt seines Vaters Johann Thiel. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts lieferte Jan Hindrick Thiel wertvolle Silberarbeiten für Kirchen und Privathaushalte. 1734 bekräftigte er dem Lingener Stadtrat durch Handschlag die Verpflichtung, den Feingehalt seiner Silberwaren ehrlich und aufrichtig einzuhalten und 12½-lötiges Silber zu verarbeiten. Dafür war Thiel berechtigt, seine Arbeiten mit dem Beschauzeichen der Stadt Lingen zu versehen, einer Darstellung des Stadtwappens mit den drei Türmen. Hinzufügen musste er zu Kontrollzwecken stets sein Meisterzeichen, ein Wappenschild mit den Buchstaben H und T. Anhand dieser Zeichen lassen sich die Arbeiten Jan Hindrick Thiels noch heute einwandfrei identifizieren.¹¹

Eine ganze Reihe seiner Werke sind in kirchlichem und privatem Besitz in Lingen und Umgebung bis heute erhalten geblieben, darunter eine elegant gearbeitete Silberdose

in der reformierten Kirche in Lingen und eine wertvolle barocke Strahlenmonstranz in der katholischen Kirche in Lünne sowie ein Deckelportal in der reformierten Kirche in Veldhausen.¹² Auch unter den silbernen Votivtafeln der wundertätigen Muttergottesbilder in Wietmarschen und Mettingen (in der früheren Obergrafschaft Lingen) befinden sich Arbeiten von Jan Hindrick Thiel.

Gewürzgefäße

Heute ist es in der mitteleuropäischen Küche weithin üblich, die Speisen fertig gewürzt zu servieren. Selbst dort, wo Pfeffer und Salz, Essig und Öl, Senf oder Suppenwürze für den Gast auf dem Tisch bereitgestellt werden, sind diese Würzmittel in den meisten Fällen nicht mehr erforderlich.

Das war in früheren Zeiten ganz anders. So lange Salz, Rauch und Essig die wichtigsten Konservierungsmittel bildeten, verloren viele Lebensmittel bei der Lagerung rasch ihren natürlichen Geschmack oder bekamen sogar einen unangenehmen Beigeschmack. In beiden Fällen half man sich mit scharfem Würzen der Speisen. Neben dem sprichwörtlich teuren Pfeffer kamen dafür vor allem Tafelsalz und Senf in Frage. Sie wurden in Verbindung mit Fleischgerichten in ganz erheblichen Mengen konsumiert. Dabei stellte man diese Würzmittel in speziellen Gefäßen auf dem Tisch bereit und jeder Gast gab sie – dem individuellen Geschmacksempfinden entsprechend – seinem Essen bei.

Ansprechende Serviergefäße aus wertvollem Material bildeten also nicht nur einen Schmuck für die festliche Tafel, sondern gehörten – in Verbindung mit dem entsprechenden Tischzeremoniell – zu einem unverzichtbaren Bestandteil jeder geselligen Mahlzeit.

Streudose von Garbrand van Lingen, Emden (um 1690–um 1750)

Schon seit vielen Jahren besitzt das Emslandmuseum eine prachtvolle Streudose für Zucker oder Gewürze aus der Werkstatt des Emdener Silberschmiedes Garbrand van Lingen.¹³ Seine Vorfahren stammten sicherlich aus dem Emsland, waren aber zu Zeiten jenes Silberschmiedes schon seit einigen Generationen in Emden ansässig. Die Streudose trägt die Goldschmiedemarke mit den Initialen GVL, das Beschauzeichen der Stadt Emden und den Emdener Jahresstempel Y, der dem Jahr 1746 entspricht.¹⁴

Der glatte, stark eingezogene Schaft steht auf einer runden, godronierten Standfläche und einem gewölbten Fuß mit eingravierten Motiven aus Blattwerk, Muscheln und Quasten. Auf dem flachkugeligen Korpus und der abgesetzten Gefäßschulter wiederho-



Seit vielen Jahren schon befindet sich diese Arbeit des Emders Silberschmiedes Garbrand van Lingen im Emslandmuseum (Fotos: Richard Heskamp, 2008)

len sich diese Ornamente. Das aufgesetzte Halsstück zeigt Silberschmiedemarken mit den Buchstaben „EY“ (= Emden, 1746) sowie GVL (= Garbrand van Lingen). Hinzu kommt noch ein niederländischer Einfuhrstempel aus dem 19. Jahrhundert.

Der hoch gewölbte Deckel besteht aus einem Tüllenstück, das über das Halsstück des Gefäßes geschoben wird, und einer ornamental durchbrochenen Haube, die durch einen kleinen profilierten Knauf bekrönt wird.

Die Tülle zeigt ein eingraviertes Vorhangmuster mit Quasten vor einem Hintergrund aus Quadrillagen. Das Muster der Durchbrechungen auf dem Deckel geht auf flächige Ornamentvorlagen des Spätbarock zurück.

Die Arbeiten Garbrand van Lingsens, der 1711 seine Lehre begann, 1726 als Geselle und 1728 als Meister genannt wird, zeichnen sich durch eine genaue Kenntnis von Vorlagestichen Augsburger Goldschmiedevorlagen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Ornamentstil des sogenannten Laub- und Bandwerks aus.¹⁵ Bekannt sind solche Vorlageblätter beispielsweise von Georg Conrad Bodenehr aus dem um 1700 in Augsburg erschienenen „Neu inventiert französisches Lauber-Buch“ oder Johann Erhard Heiglens „Ganz neue Erfindungen unterschiedlicher Arbeiten von Servicen ...“ aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.¹⁶ Diese Entwürfe basieren in ihrer Ornamentik allesamt auf den Schöpfungen des französischen Zeichners und Kupferstechers Jean Berain (1637–1711), der seit 1690 den Dekorationsstil der königlichen Werkstätten Ludwig XIV. prägte.¹⁷

Im niederländischen und angrenzenden nordwestdeutschen Raum wurde dieser neue Ornamentstil bekannt und verbreitet durch den französischen Ornamentstecher Daniel Marot (1661–1752), der als Hugenotte 1695 aus Frankreich in die Niederlande flüchten musste und dort dem Kunsthandwerk unter Wilhelm III. von Oranien zu seinem dekorativen Gepräge im späten Louis-XIV-Stil verhalf.¹⁸ Merkmale dieses Stils sind – neben streng symmetrisch angelegten Bandornamenten und Muscheldekoren – die sogenannten Labrequins (Vorhangbögen) mit anhängenden Quasten. Letztere entwickelten sich bald zu einem beliebten Motiv in Kunstgewerbe und Volkskunst der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Auch die Emdener Goldschmiede griffen bei ihren Gravuren gerne auf dieses sehr prägnante Ornament zurück.¹⁹ In Emden waren demnach die Augsburger Vorlagebögen wie die Ornamentstiche Marots gleichermaßen bekannt.



Beschauezeichen EY (= Emden, 1746) und Meisterzeichen GVL (= Garbrand van Lingen)



Der Form einer barocken Kanne nachempfunden: ein Senfgefäß des Lingener Silberschmiedes Gerhard Anton Haakmann (Fotos: Richard Heskamp, 2008)

Senfgefäß von Gerhard Anton Haakmann (1731–1807)

Die Senftöpfchen waren seit dem 17. Jahrhundert meistens nach einem recht einheitlichen Muster gearbeitet. Über einem runden Fuß und einem stark eingezogenen Schaft zeigen sie einen rundlichen oder birnenförmigen Behälter mit einem gewölbten Klappdeckel und einem angesetzten Henkel.

Da ein Teil des klebrigen Senfes stets am Servierlöffel haften blieb, war es am einfachsten, diesen Löffel nach Gebrauch im Senfgefäß zu belassen. Dafür ließ man am Deckelrand der Senftöpfe eine kleine Öffnung ausgespart, durch die der Löffelstiel dann herausragen konnte.

Henkel und Öffnung wurden in der Regel so angeordnet, dass man mit den Fingern der linken Hand den Henkel greifen und mit dem linken Daumen den Deckel aufklappen konnte. Mit der rechten Hand konnte man dann den Löffel führen.

Diese weit verbreitete Form des Senfgefäßes wurde in Nordwestdeutschland häufig auch aus Zinn hergestellt. Dieses Material war aufgrund seiner säurefesten Eigenschaft

zur Verwahrung von Senf sehr geeignet. Wurde es auf Hochglanz poliert, dann war es außerdem von den teuren Vorbildern aus Silber kaum zu unterscheiden.

Beim Lingener Silbergefäß steht der gewölbte und godronierte Fuß auf einem geschweiften Plättchen. Der glatte, stark eingezogene Schaft trägt den birnenförmigen Senfbehälter, dessen Wandung aufwendig mit gedrehten Zügen dekoriert ist. Der Rand ist mit einem eingravierten wellenförmigen Bogenmuster versehen. Am oberen Ansatz des geschweiften, aus C-Schwüngen zusammengesetzten Henkels befindet sich das Scharnier für den Klappdeckel. Der fein gegliederte Deckel zeigt über einem geschweiften Plättchen eine zweifach gewölbte Haube mit gedrehten Zügen. Als Handhabe für den Klappdeckel dient ein zierlicher, mehrfach profilierter Knauf.

Das Gefäß zeigt die typischen Merkmale aufwendiger Silberschmiedearbeiten im Stil des Rokoko.²⁰ Gedrehte Züge und wellenförmige Bogenmuster lassen sich an mehreren Arbeiten des Silberschmiedes Gerhard Anton Haakmann nachweisen.²¹ Haakmann war vermutlich der produktivste Lingener Meister in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sakrale und profane Arbeiten aus seiner Werkstatt sind noch in großer Zahl erhalten.²² Das aufwendig dekorierte Senfgefäß wurde Mitte der 1990er Jahre vom Heimatverein Lingen im ostfriesischen Kunsthandel erworben.²³



Lingener Beschauzeichen (drei Türme) und Meisterzeichen mit den Initialen AH (= Anton Haakmann)



Die Salzschale des Lingener Silberschmiedes Friedrich Wilhelm May diente als wertvoller Tafelaufsatz (Fotos: Richard Heskamp, 2008)

Salzschale von F.W. May (1750–1824)

Prunkvolle Salzgefäße spielten beim Tafelzeremoniell der Barockzeit im 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Doch schon gegen Ende des Jahrhunderts wurden die Formen einfacher und kleiner. Im 18. Jahrhundert ging man dann über zu ovalen Schalen, die in einen Sockel eingesetzt waren.²⁴ Weil das Salz leicht mit der empfindlichen Silberoberfläche reagieren konnte, wurde die Innenfläche der Schalen meistens vergoldet.

Die kleine Salzschale von Silberschmied Friedrich Wilhelm May (1750–1824) entspricht einem gängigen Typus des 18. Jahrhunderts, der in verschiedenen Dekorationsstilen ausgeführt wurde.²⁵ Auf dem wenig geschwungenen Standring erhebt sich ein durch gradlinige Falten gegliederter Fuß, der aus einem breiten Wulst und einer glatten Kehle besteht. Ein Plättchen mit geschweifter



Meisterzeichen mit dem Buchstaben M (= May) und das Lingener Beschaueichen

Randung trägt die vergoldete, ovale Schale. Die vergleichsweise gradlinig ausgeformten Dekore deuten auf eine Entstehungszeit um 1780 hin.

Friedrich May (1750–1824) wurde als jüngster Sohn des Lingener Goldschmieds Anton Friedrich May (1699–1781) in Lingen geboren und übernahm später die Werkstatt seines Vaters.²⁶ Nur wenige Arbeiten aus seiner Hand sind bekannt, darunter ein 1789 gelieferter, heute verschollener Kelch aus der lutherischen Kirche in Lingen.²⁷ Die Salzschaale mit seinem Meisterzeichen und dem Beschauzeichen der Stadt Lingen tauchte vor einigen Jahren im süddeutschen Kunsthandel auf und wurde vom Heimatverein Lingen erworben.²⁸

Sahnegießer von J.C.D. Schmidt (1818–1900)

Mit dem Aufkommen von Kaffee, Tee und Kakao im 18. Jahrhundert entstanden auch silberne Gefäße zur Präsentation dieser neuen Heißgetränke. Diesem Zwecke dienten insbesondere die sogenannten Kaffee-Tee-Garnituren mit Kaffeekanne, Teekanne, Sahnegießer und Zuckerdose.

Vermutlich aus einer solchen Garnitur stammt ein Sahnegießer mit dem Lingener Beschauzeichen, der Lötigkeitsmarke „12“ und einem Meisterstempel mit dem Namenszug „Schmidt“.³⁰

Über einem godronierten und reich ornamentierten runden Fuß erhebt sich ein achtseitiger Korpus. Er ist zusammengesetzt aus rechteckigen Plättchen mit eingepresstem Blumendekor aus Blattwerk, Blüten und Weinlaub. Auch die eingezogene Schulter ist mit Blütenornamenten und Godronen belegt. Der weit geschweifte Ausguss und der geschwungene Henkel mit Blattwerkbesatz zeigen bereits den Einfluss des Zweiten Rokoko, der im



Reich dekoriertes Sahnekännchen des Lingener Silberschmiedes J.C.D. Schmidt



Meisterzeichen Schmidt, Lingener Beschauzeichen und Lötigkeitsmarke 12

Goldschmiedehandwerk seit den 1830er Jahren feststellbar ist.³¹

Die qualitativvoll gearbeiteten Ornamente sind jedoch nicht mehr vom Meister selber nach einer entsprechenden Vorlage angefertigt, sondern stammen aus der Produktion der frühen Silberwarenmanufaktur von Martin Heinrich Wilkens in Bremen.³² Eine 1839 unter Verwendung der gleichen Pressornamente von Wilkens für ein großbürgerliches Hochzeitspaar in Bremen ge-

staltete Kaffee-Tee-Garnitur zeigt in ihrem Dekor bereits Ornamente des Zweiten Rokoko.³³ Der Lingener Sahnegießer entspricht in seiner Ausformung jedoch noch stärker der Grundform der Biedermeierzeit.³³



Der Korpus des Gefäßes ist mit fein ausgearbeiteten Ornamenttafeln aus der Bremer Silbermanufaktur Wilkens dekoriert
(Alle Fotos: Richard Heskamp, 2008)



Der geschwungene und mit Blattwerk belegte Henkel geht ebenfalls auf eine Vorlage der Bremer Silbermanufaktur Wilkens zurück



Die Blatt- und Blütenornamente wurden mechanisch eingepresst und dann vom Silberschmied nachgearbeitet und eingepasst



Zwischen Biedermeier und Historismus: Blatt und Blütenornament aus dem Sahnekrönchen im Stil des Zweiten Rokoko

Der Silberschmiedestempel mit dem Namenszug „Schmidt“ in einem Rechteck gehört zum Lingener Goldschmied Johann Christoph Diederich Schmidt, der 1818 in Lingen als Sohn des Goldschmiedes Diederich Schmidt geboren wurde. 1839 übernahm er das Geschäft seines mittlerweile verstorbenen Vaters und warb dabei mit „guter und moderner Ware und billigen Preisen“.³⁴ Genau 150 Jahre später erwarb die Stadt Lingen den Sahnegießer für das Emslandmuseum.

Zur Bedeutung der Lingener Silbersammlung

Das Goldschmiedehandwerk war von alters her ein städtisches Gewerbe. Nur in den Städten gab es die nötige Sicherheit für die erfolgreiche Ausübung dieses Kunsthandwerks: den Schutz der Handwerker und der Kunden durch die Bestimmungen des Rates oder der Zunft. Schließlich benötigten die Goldschmiede die Nähe zum Münzhandel, denn bei der Materialbeschaffung waren sie auf Gold- und Silbermünzen angewiesen.

Beim Erwerb kostbarer Arbeiten von hohem materiellem Wert legten die Kunden großen Wert auf eine aktuelle stilistische und ornamentale Ausgestaltung ihrer Prunkstücke. Daher standen die Goldschmiede immer in dichter Nähe zu Künstlern und Or-

nammentstechern ihrer Zeit, wobei die neuartigen Muster und Dekore durch Vorlagestiche rasch verbreitet wurden. Die Ausformung der Gefäße, insbesondere aber das exakte Austreiben von Oberflächen und Ornamenten stellten höchste Anforderungen an die handwerkliche Geschicklichkeit der Meister. Die Gold- und Silberschmiedearbeiten repräsentieren damit in hervorragender Weise das Kunsthandwerk einer Region.

Es bleibt zu hoffen, dass in den kommenden Jahren weitere Stücke von Lingener Silberschmieden in den Kunsthandel gelangen und dass im Bedarfsfall auch die erforderlichen finanziellen Mittel bereitgestellt werden können, um die hochwertigen Stücke für Ausstellungszwecke zu sichern.

Anmerkungen

- 1 Walter Tenfelde, Die Goldschmiede Lingens – Ihr Leben und ihre Arbeit. Lingen (Ems) 1979.
- 2 A.C.M. Kollen en C.J.H.M. Tax, Petrus en Paulus te Brochterbeck. Een 17de-eeuwse zilveren Christatorium. In: Antiek 28, 1993, No. 3, S. 18–19.
- 3 Georg Müller-Jürgens, Vasa Sacra. Altargerät in Ostfriesland. Aurich 1960.
- 4 Oskar Prinz zu Bentheim, Vasa Sacra. Abendmahlsgeräte und Taufschalen der reformierten Kirchen in der Grafschaft Bentheim. Bad Bentheim 1988.
- 5 Tenfelde (wie Anm. 1), S. 123.
- 6 Inv.Nr: 4656, H = 5,8 cm, L = 25,3 cm; Johanna Rickling, Eine silberne Brantweinschale aus Lingen. In: Kivelingszeitung 2008, S. 171–173.
- 7 Heinrich Fincke, Brantweinkaltschale in Niedersachsen. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 12, 1965, S. 151–172, hier S. 155/156.
- 8 Beispiele bei Fincke (wie Anm. 7), Abb. 1–21 sowie bei Theodor Kohlmann, Zinngießerhandwerk und Zinngerät in Oldenburg, Ostfriesland und Osnabrück (1600–1900). Göttingen 1972.
- 9 Zur Entstehung und Formengeschichte der Brantweinschale siehe Manfred Meinz, Schönes altes Silber (Kaysers Handbuch für Sammler und Liebhaber). München 1964, S. 35 u. Abb. 102–116.
- 10 Beispiele für westfälische Brantweinschalen des 17. und 18. Jahrhunderts bei Hans Galen (Hrsg.), Gold und Silber aus Münster. Meisterwerke münsterischer Goldschmiedekunst vom 14. bis zum 20. Jahrhundert. Ausstellungskatalog Stadtmuseum Münster. Münster 1993, S. 80–81, 96–97, 160–161 u. 164–165. In Westfalen wurden vergleichbare Stücke auch häufig aus Zinn angefertigt, siehe Margarete Pieper-Lippe und Karl-Heinz Husmann, Zinn in Westfalen. Bd. III, Münsterisches Zinn nach 1700, Münsterländisches Zinn, Nachtrag zum Südwestfälischen Zinn. Münster 1988.
- 11 Tenfelde (wie Anm. 1), S. 34.
- 12 Tenfelde (wie Anm. 1), S. 73 (Lünne, Monstranz) und S. 103 (Lingen, Oblatendose) sowie Oscar Prinz zu Bentheim, Vasa Sacra. Abendmahlsgeräte und Taufschalen der reformierten Kirchen in der Grafschaft Bentheim. Ausstellungskatalog Katharinenkirche Schloß Bentheim. Bad Bentheim 1984, Kat. Nr: 43 u. 44, S. 104 u. Abb. S. 33.
- 13 Inv. Nr: 31 12, H = 17,5 cm, Dm = 7 cm; Zu Garbrand van Lingen siehe Wolfgang Scheffler, Goldschmiede Niedersachsens. Berlin 1965, S. 331; und Johannes S. Stracke, Goldschmiede in Emden von 1400 bis 1860. In: Emdener Jahrbuch 1981, S. 51–52.
- 14 Scheffler (wie Anm. 13), S. 331 u. 298.
- 15 Zum Laub- und Bandwerk siehe Lars Olof Larsson und Sabine Behrens, Geborgene Schätze. Europäische Ornamentstiche 1500–1800. Flensburg 2004, S. 82 u. 98–101; Michaela Völkel, Kunst für das Gewerbe. Graphische Vorlagen für Kunsthandwerker – Deutschland 18. Jahrhundert. Hamburg 2002, S. 32–45.

- 16 Mainz (wie Anm. 9), Tafel XIV–XVI.
- 17 Günter Imscher, *Kleine Kunstgeschichte des Europäischen Ornaments seit der frühen Neuzeit (1400–1900)*. Darmstadt 1984, S. 230–238.
- 18 Imscher (wie Anm. 17), S. 238.
- 19 Beispiele bei Helmut Eichhorn, *Für den interessierten Besucher der Sammlungen des Ostfriesischen Landesmuseums und der Emdener Kunstammer im Rathaus am Delft, Emden*. Emden 1987, S. 36–39; Friedrich Scheele, *Ostfriesisches Landesmuseum Emden. Altes Rathaus in neuem Glanz*. Emden 2007, S. 48–51.
- 20 Mainz (wie Anm. 9), Abb. 39, 124, 136–137, 145, 159 u. 324–327.
- 21 Tenfelde (wie Anm. 1), S. 77 u. 85.
- 22 Tenfelde (wie Anm. 1), S. 40–41.
- 23 Emslandmuseum Lingen, Inv.Nr. 3572, H = 14,5 cm, B = 8,5 cm (mit Henkel), Dm = 6,5 cm.
- 24 Mainz (wie Anm. 9), S. 55. Zwei solche Salzschaalen des Lingener Goldschmiedes Johan Thyl aus der Zeit um 1700 abgebildet bei Tenfelde (wie Anm. 1), S. 125.
- 25 Mainz (wie Anm. 9), S. 199, Abb. 343.
- 26 Tenfelde (wie Anm. 1), S. 43.
- 27 Arnold Nöldeke, *Die Kunstdenkmäler des Kreises Lingen und Grafschaft Bentheim (Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover 14, IV. Regierungsbezirk Osnabrück, 4. Die Kreise Lingen und Grafschaft Bentheim)*. Hannover 1919, S. 51, Abb. 41 rechts.
- 28 Emslandmuseum Lingen, Inv.Nr. 3600, H = 4 cm, B = 7 cm, L = 8,5 cm.
- 29 Emslandmuseum Lingen, Inv.Nr. 2228, H = 13,8 cm, B = 12,8 cm, (mit Henkel u. Ausguss), Dm = 8,5 cm (Korpus).
- 30 Barbara Mundt, *Kunstgewerbe zwischen Biedermeier und Jugendstil*. München 1981, S. 292.
- 31 Zur Silbermanufaktur Wilkens siehe Alfred Löhr, *Bremer Silber: Von den Anfängen bis zum Jugendstil*. Ausstellungskatalog Bremer Landesmuseum (Focke-Museum). Bremen 1981, S. 16–21.
- 32 Hermann Jedding u.a., *Hohe Kunst zwischen Biedermeier und Jugendstil: Historismus in Hamburg und Norddeutschland (Ausstellungskatalog Museum für Kunst und Gewerbe)*. Hamburg 1977, S. 106 sowie Löhr (wie Anm. 31), S. 130.
- 33 Der geschwungene, mit Blattwerk belegte Henkel geht wohl ebenfalls auf eine Vorlage von Wilkens in Bremen zurück; in einem Musterblatt der Firma Wilkens aus der Zeit um 1840 ist jedenfalls ein sehr ähnliches Stück abgebildet, siehe Löhr (wie Anm. 31), S. 18 oben links.
- 34 Tenfelde (wie Anm. 1), S. 49. Ein weiteres Werk dieses Meisters ist ein 1848 gelieferter Kelch in der reformierten Kirche in Baccum, Abb. ebd., S. 100.

Der Wandel des Landschaftsbildes im 19. und 20. Jahrhundert am Beispiel der ehemaligen Bauerschaft Darne bei Lingen anhand historischer Karten

von Karl-Josef Nick

Die Beschäftigung mit dem Ererbten in Haus, Hof und Garten und die Begleitung der Weiterentwicklung dieses Erbes in der Zukunft sind echte Anliegen des Emsländischen Heimatbundes und setzen zunächst einmal die Kenntnis der Herkunft, des früheren Erscheinungsbildes und der natürlichen Bedingtheit dieser ererbten Formen voraus. Das gilt nicht nur für die Kleidung und Ernährung, die Arbeit und Arbeitsgeräte, die Bauweise von Haus und Hof, kurz die gesamte Lebensweise, sondern auch für den Lebensraum. Hinsichtlich der Landschaft und des Siedlungsraumes lässt das jetzige Bild aber oft kaum noch erahnen, wie sich der Ursprung oder frühere Zwischenstadien einmal darstellten. Viel zu einschneidend und nicht wieder umkehrbar ist die natürliche Landschaft durch Wohn-, Industrie- und Verkehrsbauten verändert worden. Selbst in heute noch land- und forstwirtschaftlich genutzten Bereichen sind nach dem Kriegsende allenthalben erhebliche Änderungen erfolgt. Diese haben aber nur selten derartig radikale Auswirkungen auf das betroffene Landschaftsbild gehabt wie in den Randbereichen der stetig wachsenden Städte, wo die traditionelle landwirtschaftliche Nutzung durch eine bauliche verdrängt worden ist.

Hier soll einmal versucht werden, anhand alter Kartenausgaben das frühere Bild der Landschaft in der Zeit vor dem Einsetzen der mechanisierten Landwirtschaft zu rekonstruieren, und dieses Bild mit verschiedenen Zwischenstadien und schließlich mit dem aktuellen Bild zu vergleichen. Dieser Vergleich wird vorwiegend am Beispiel der überschaubar kleinen Gemarkung der früheren Gemeinde Darne am Stadtrand von Lingen dargestellt, weil es im Emsland wohl kaum eine andere Gemarkung gibt, in der diese Nutzungsänderung ähnlich radikal erfolgt ist.

Die Karten

Im Jahre 1805 wurde von dem preußischen Generalmajor v. Lecoq eine Karte hergestellt, die allerdings wegen des kleinen und heute ungebräuchlichen Maßstabes von 1 : 86 400 (Abb. 1) Einzelheiten nicht so genau wiedergeben konnte, wie die später erläuterten Karten. Die hier trotzdem versuchte farbige Kennzeichnung der Nutzungsar-

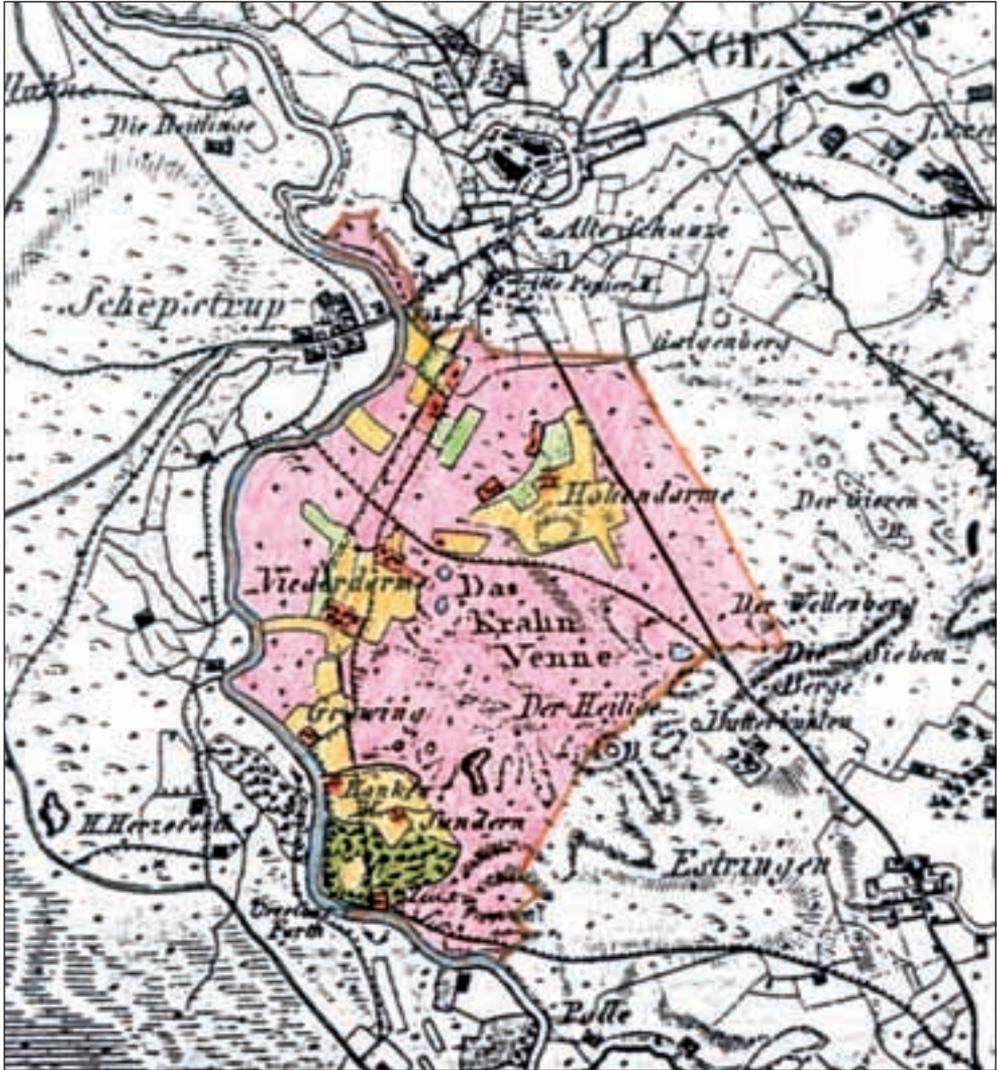


Abb. 1: Die Bodennutzung in der ehemaligen Gemeinde Darmer Venne um 1805
 (Kartengrundlage: Karte von Nordwestdeutschland, im Original 1 : 86 400 von v. Lecoq, Blatt 8; 1805, Nachdruck, hrsg. vom Niedersächsischen Landesverwaltungsamt – Landesvermessung, Hannover)

ten sollte man daher auch nur als Orientierungshilfe ansehen und nicht als verlässliche Abgrenzung der Nutzungen. Verlässlich ist dagegen wohl der durch diese Karte geführte Nachweis, dass neben dem Wald im Hanekensundern im Bereich der späteren Gemeinde Darmer Venne um 1800 kein weiterer Wald vorhanden war. Die Landschaft wurde von der scheinbar unendlichen Heide beherrscht, in die nur kleine Dörfer und Einzelhöfe mit ihrem Kranz alter Eichen und mit kleinen Äckern auf dem Esch eingebettet lagen.

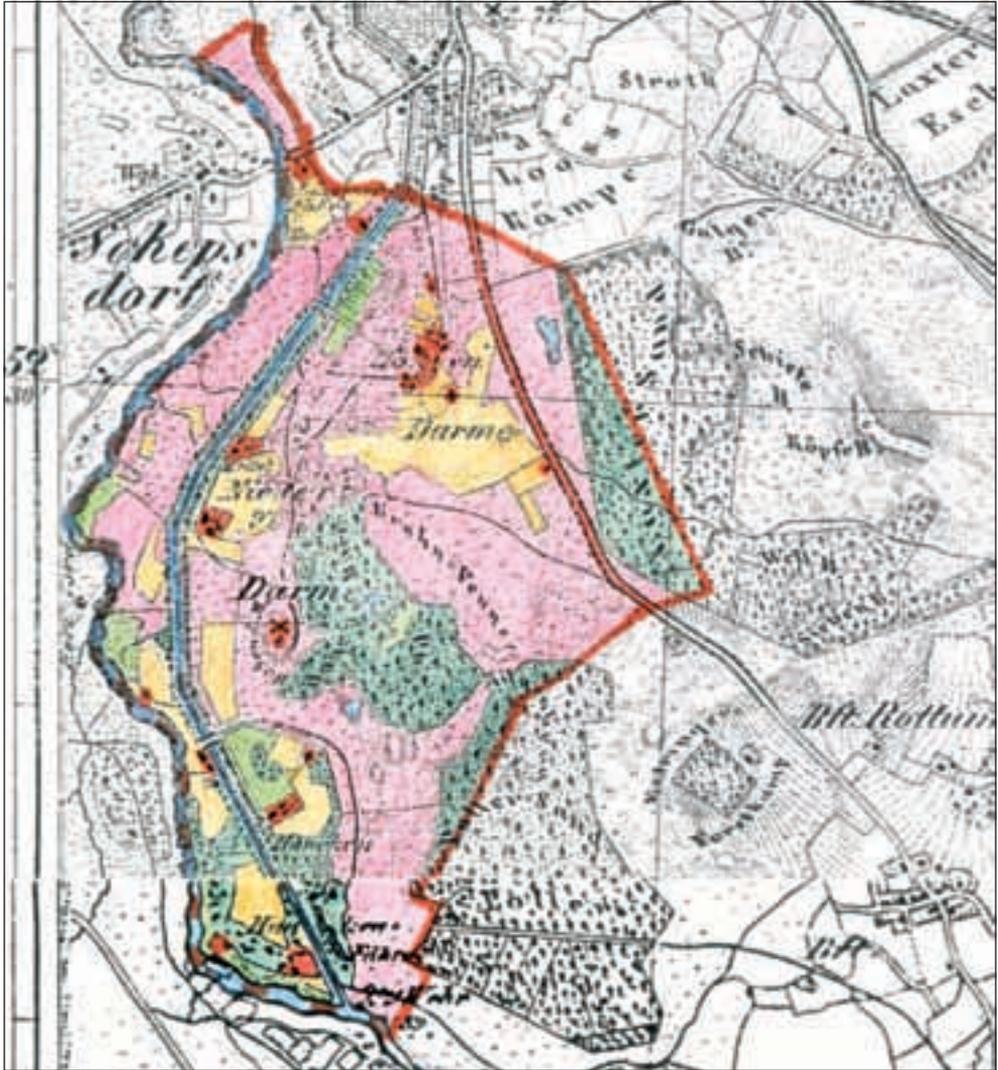


Abb. 2: Die Bodennutzung in der ehemaligen Gemeinde Darmerode um 1843

(Kartengrundlage: Topographischer Atlas des Königreichs Hannover und Herzogtums Braunschweig von August Papen, Blatt 36 (Ems Canal) und Blatt 44 (Ems), 1 : 75 000; ca. 1843, Nachdruck, hrsg. von der Landesvermessung und Geobasisinformation Niedersachsen. Hannover 1997)

In der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte dann eine große Umwälzung in der Landwirtschaft ein, die dazu führte, dass die seit der Bronzezeit langsam und mit nur allmählichen Entwicklungsschritten herausgebildete Heidewirtschaft, die allein mit den im Raume vorhandenen Ressourcen wirtschaften musste, durch eine mechanisierte Landwirtschaft abgelöst wurde, die auf erste Maschinen und vor allem auf von außen eingeführte Düngestoffe zurückgreifen konnte. Das hat sich selbstverständlich im Land-

schaftsbild ebenso deutlich wie in der Lebensweise der Bevölkerung abgezeichnet. Die im letzten Abschnitt durch Übernutzung der Heide entstandenen „Wehsande“ hatten inzwischen bedrohlich zunehmende Flächen eingenommen. Gleichzeitig konnte man jetzt durch die Entwicklung und Einführung der künstlichen Mineraldüngung die nährstoffarmen Heidesandböden, soweit sie nicht allzu trocken waren, kultivieren und als Acker oder Grünland nutzen. Es wurde dadurch nebenbei mehr Stroh erzeugt, das die Heide als Lieferant von Plaggen zur Einstreu und anschließend zur Düngung der Esche bald ersetzte. Der Großviehbestand konnte nun erhöht werden, weil sich die Futtergrundlage verbessert hatte. Zur gleichen Zeit wurde die bisher wichtige Schafhaltung reduziert, so dass auch hierdurch das Interesse an der Heide zurückging. Für landwirtschaftliche Nutzung ungeeignete Heideflächen und vor allem die Wehsande konnten deshalb nun aufgeforstet werden.¹ Gleichzeitig setzten auch Ansprüche, die nicht von der Landwirtschaft ausgingen, Zeichen in der Landschaft: In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden der Ems-Hase-Kanal und 1856 die Eisenbahnstrecke gebaut.

Gerade im beginnenden Stadium dieses Umschwunges in der Landnutzung sind mit kurzem Zeitunterschied zwei wichtige Kartenwerke entstanden. Das erste, der 1843 erschienene „Topographische Atlas des Königreichs Hannover und Herzogtums Braunschweig“ von August Papen (Abb. 2) konnte mit seinem Originalmaßstab von 1 : 100 000 kleine Details nicht besser darstellen, als das Kartenwerk von v. Lecoq dies konnte. Hinsichtlich der Darstellung der Nutzungsformen ist deswegen aus ihr kaum mehr abzulesen als bei der Karte von 1805. Insbesondere sind die Flugsandfelder nicht gesondert dargestellt. Sie sind in den Heideflächen oder schon als Waldflächen (die in späteren Darstellungen teilweise wieder verschwunden sind) enthalten. Aber in den Jahren zwischen 1850 und 1860 ist die sogenannte „Gauß'sche Landesaufnahme“ (in der hiesigen Gegend 1853) durchgeführt worden, die zu einer hervorragend detaillierten Kartierung der damaligen Landnutzungsformen geführt hat. Mit Hilfe dieser Karte (Abb. 3), die vor wenigen Jahren im Maßstab 1 : 25 000 nachgedruckt und deshalb wieder käuflich zu erwerben ist, lässt sich deshalb das damalige Landschaftsbild sehr gut rekonstruieren. Auch die beiden anderen Kartenwerke sind neu herausgegeben worden. Dabei ist die Karte von Papen in den Maßstab 1 : 75 000 vergrößert worden.

Das vierte große Kartenwerk des 19. Jahrhunderts, die um 1898 veröffentlichte Ur-Ausgabe der „Messtischblätter“ (Abb. 4), die wie auch die kontinuierlich veröffentlichten Folgeausgaben im Maßstab 1 : 25 000 herausgegeben ist, zeigt die Landschaft nach dem Abschluss dieser tief greifenden Umstrukturierung. Der Ablauf der Veränderungen kann deswegen durch einen Vergleich der verschiedenen Ausgaben ausgezeichnet nachvollzogen werden. Die Ausgabe der „Topographischen Karte“ von 1954 (Abb. 5), das heißt unmittelbar vor dem Einsetzen der großen Siedlungsausbreitung nach dem Zweiten Weltkrieg, macht deutlich, dass in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entwicklung auch in Darne in relativ ruhigen Bahnen verlief. Das änderte sich radikal in der zweiten Hälfte

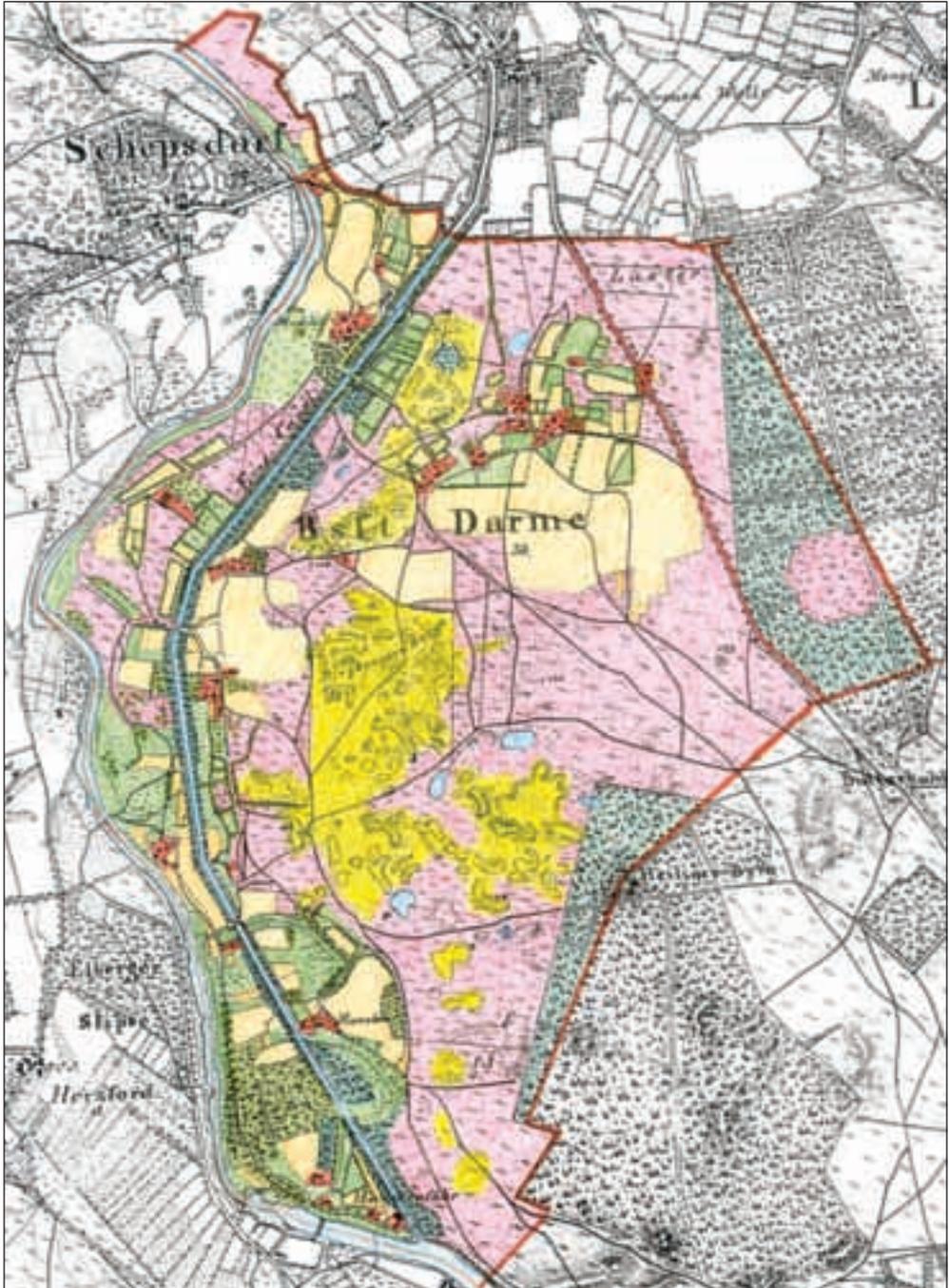


Abb. 3: Die Bodennutzung in der ehemaligen Gemeinde Darne um 1853
(Kartengrundlage: Gauß'sche Landesaufnahme der 1815 durch Hannover erworbenen Gebiete, aufgenommen 1853–1857, im Maßstab 1 : 25 000 neu hrsg. von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Hannover 1977, Blatt 39 und 42)

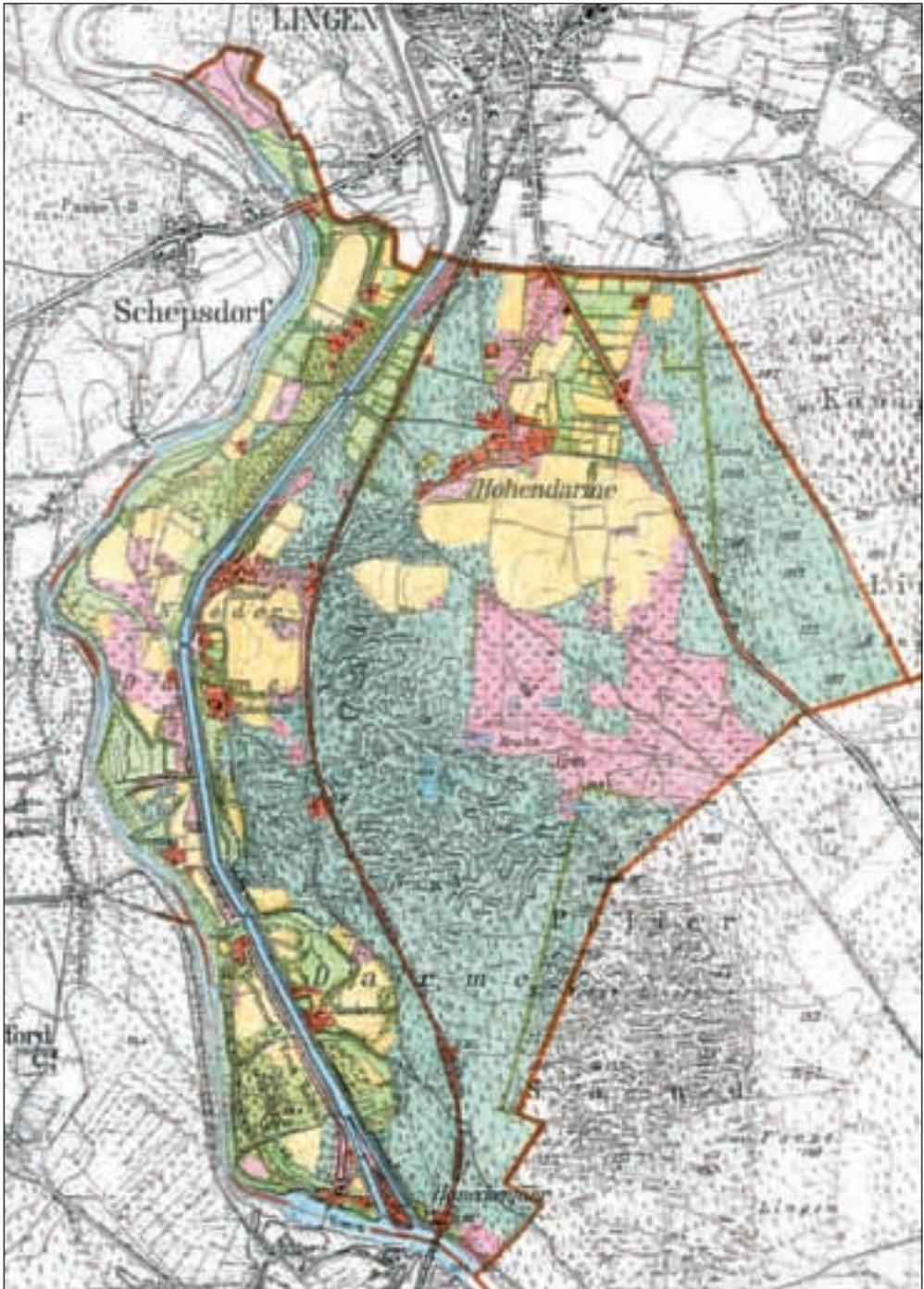


Abb. 4: Die Bodennutzung in der ehemaligen Gemeinde Darne um 1898
 (Kartengrundlage: Preußische Landesaufnahme, Niedersächsisches Gebiet I : 25 000; Blatt 3409, Lingen, 1898, Blatt 3410, Backum, 1900, Blatt 3509, Lohne, 1897, Blatt 3510, Plantlünne, 1897)

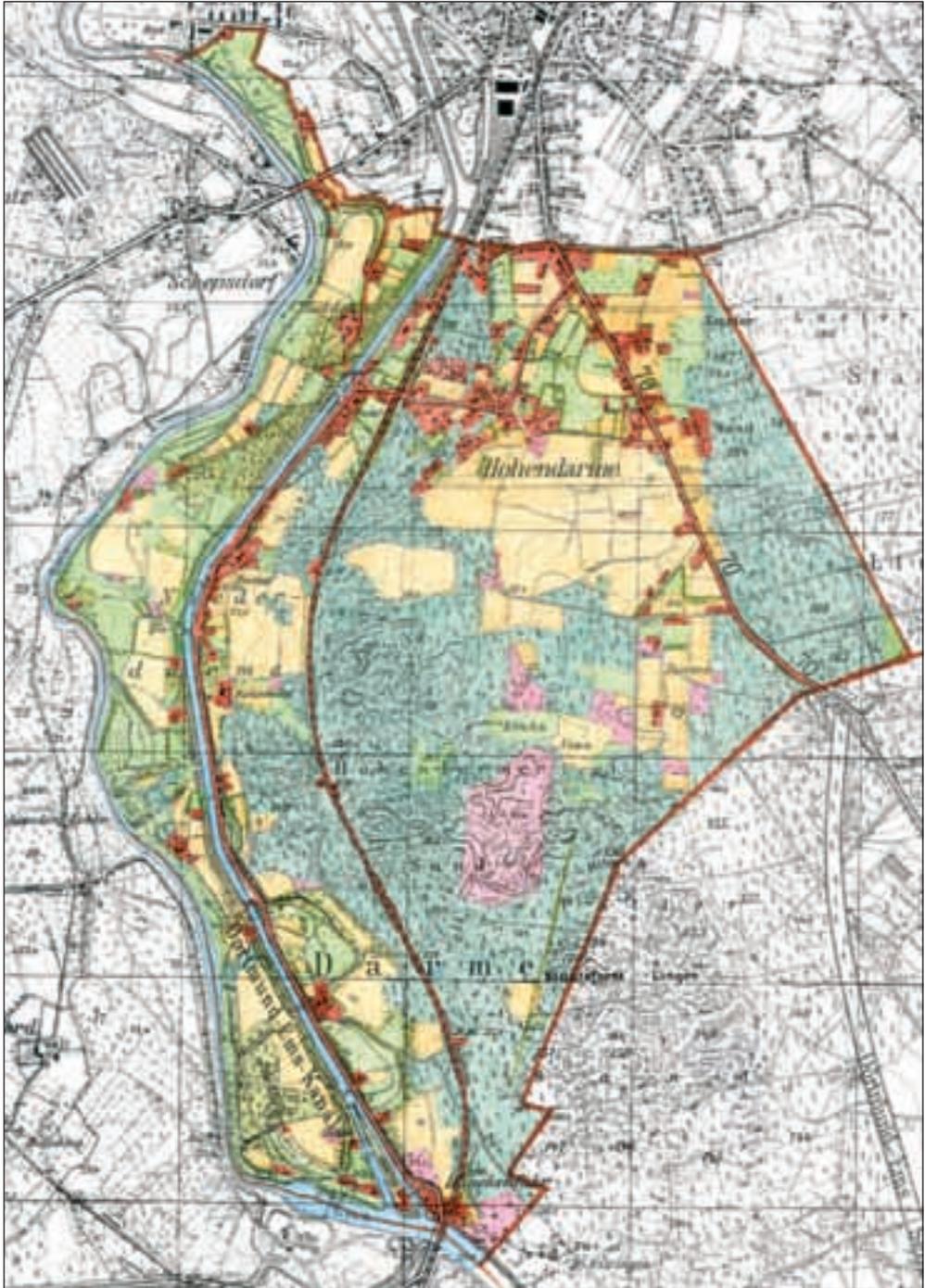


Abb. 5: Die Bodennutzung in der ehemaligen Gemeinde Darne um 1954
 (Kartengrundlage: Topographische Karte 1 : 25 000; Blatt 3409, Lingen, 1954, Blatt 3410, Baccum, 1954, Blatt 3509, Schepsdorf-Lohne, 1954, Blatt 3510, Plantlünne, 1954)

te des 20. Jahrhunderts, wie man es aus den aktuellen Ausgaben des topographischen Kartenwerks von 1994 (Abb. 6) ablesen kann.

Die Landschaft am Ende der Heidewirtschaft

Der erste, auch nur flüchtige Blick auf die älteren Karten von 1805 bis 1853 (Abb. 1–3) erinnert den Betrachter daran, dass ja die gesamte Mark der Bauerschaft Dar-me mit Ausnahme der Hoflagen und der nur kleinen Eschflächen, also die gemeinsam bewirtschaftete Weidefläche oder „Gemeine Mark“, fast ausschließlich von Heidefeldern und daneben auch offenen Flugsanddünen, den „Wehsanden“ beherrscht war: Für die Heide steht auf den Karten die lilarosa Farbe, die Wehsande sind gelb markiert, Wald und sonstige Gehölze grün. Die seit der Bronzezeit sehr allmählich erfolgte Auflichtung der Wälder hatte ja durch die immer extremere Übernutzung schließlich zu deren völliger Vernichtung und zum Ersatz durch die Heide geführt. Die Landschaft war damit gegen Ende der Zeit der Heidewirtschaft, also vor allem im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sehr offen und übersichtlich geworden. Nur wenige Einzelbäume hatten auf den Markengründen überlebt, und man konnte fast von einem Dorf den Kirchturm des nächsten sehen.

Die Karte von 1853 zeigt natürlich auch die damaligen Ackerflächen, bei denen flächenmäßig die Esche überwiegen, die seit ihrer Entstehung stets frei von Bäumen und Sträuchern waren. Die einzelnen Berechtigten am Esch nutzten in der Regel jeweils lange und schmale Streifen. Da aber vor der Teilung der Marken auch die Esche nach der Getreideernte gemeinschaftlich beweidet wurden, konnte nur ein sehr begrenztes Sortiment von Feldfrüchten angebaut werden, vor allem die Getreidearten Roggen, Gerste und Hafer. Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Kartoffel eingeführt wurde, kultivierte man diese zunächst mehr gartenförmig in kleinen „Kartoffelkämpfen“, die vielfach als „Zuschläge“ aus der allgemeinen Mark abgetrennt und Einzelbesitzern zugeteilt wurden. Der Anbau auf diesen „Kämpfen“ war nötig, weil die Kartoffeln später reiften als das Getreide und eben wegen der Beweidung nicht auf dem Esch angebaut werden konnten. Dort hätten sie nicht zur Erntereife heranwachsen können. Derartige kleine Kämpfe sind in großer Zahl auch auf unserer Karte zu sehen, wobei viele auch als Heukämpfe mit Grünland bewirtschaftet wurden.

Wie die Esche waren auch diese Kämpfe in der Regel trotz ihrer geringen Flächen meistens mit Hecken und Wällen oder Gräben umgeben, weil einmal das in den Markengründen frei herumlaufende Vieh dadurch abgehalten werden sollte, und weil daneben das Holz der Hecken als Brennholz gebraucht wurde. Die Hoflagen mit ihrem Eichenkranz und die Esche und Kämpfe hoben sich wegen dieser Gehölzbestände deutlich und weithin sichtbar von den kahlen Heide- und Wehsandflächen ab.



Abb. 6: Die Bodennutzung in der ehemaligen Gemeinde Darne um 1994
 (Kartengrundlage: Topographische Karte 1 : 25 000; Blatt 3409, Lingen, 1994, Blatt 3410, Lingen-Ost, 1994, Blatt 3509, Lingen-Süd, 1994, Blatt 3510, Lünne, 1994)

Man muss sich dabei vergegenwärtigen, dass 1754 für das Amt Rheine angegeben wird, dass „die privativ und Cumulativ waldungen in denen ... ämbtern Rheine und Bevergern schier völlig also ruinirt worden, daß auch kein einziges zum Baw dienliches stück Holtz daraus mehr zu haben seye“.²

Bauholz musste deshalb auf den Hofgrundstücken in ausreichender Menge herangezogen und vorrätig gehalten werden, weil nur dort der einzelne Besitzer auch das weitgehende Verfügungsrecht über diese Bäume hatte. Deshalb finden wir noch heute die alten Höfe nahezu regelmäßig im Schutz ihrer großen Eichen. Auf dem Markengrund konnte theoretisch zwar jeder Markgenosse bei Bedarf Holz beanspruchen, wenn auch nur nach bestimmten Regeln. Weil dort aber ständig das Vieh geweidet wurde, das jeden Jungwuchs verbiss und damit die Waldverjüngung verhinderte, und kaum Ersatzpflanzungen vorgenommen und ausreichend geschützt wurden, war dort eben nichts zu holen.

Die Alternative Holz zu kaufen, bestand nur in den wenigen „Privativgehölzen“, den Wäldern, die einem Einzeleigentümer gehörten; das war wie im Biener Busch bei Lingen meistens der Landesherr oder ein sonstiger, meist adliger, großer Grundherr. Auch in Darme gab es ein solches Privativgehölz, den „Haneken Sundern“. Auf den Karten des 19. Jahrhunderts ist er als Laub- oder Mischwald dargestellt und spielte für das Landschaftsbild der ansonsten ja kahlen Darmer Mark eine ebenso herausragende Rolle wie die alten Hofgehölze. Ein „Sundern“ ist eine schon frühzeitig aus der gemeinsam genutzten Mark zugunsten eines Einzelnutzers „ausgesonderte“ Fläche, auf der sich in vielen Fällen der Wald halten konnte. Deswegen könnte man zunächst vermuten, dass dieser Waldbestand die Zeit der Waldvernichtung überlebt hat und damit eines der im ganzen Emsland äußerst seltenen, erhalten gebliebenen Waldstücke vorliegt. Aber auch dieses Waldstück hat die Zeit der Heidewirtschaft nicht überdauert, denn in einer Karte von 1642, die zum Kaufvertrag gehört, mit dem der Kauf des Gutes Haneken durch die Familie Danckelmann beurkundet wird, ist die Fläche dieses Waldes als Heide bezeichnet. Der in den Karten von 1805 und 1853 eingetragene Wald ist also erst von der Familie Danckelmann neu begründet worden. Dieser Wald im Hanekensundern war ursprünglich mehr als 20 Hektar groß. Auf der Karte von 1853 ist er bereits wieder von dem damaligen Ems-Hase-Kanal durchschnitten. Seit dem letzten Ausbau des Dortmund-Ems-Kanals sind dann nur noch circa sechs Hektar verblieben. Alle anderen Wälder im Bereich der Bauerschaft Darme stammen ja erst aus der Zeit der „Sanddämpfung“ und der Heideaufforstung von etwa 1818 bis um 1880.

Es müssen noch die Grünlandflächen erwähnt werden, die auf den Karten von 1853 und 1895 eingetragen sind, die aber so klein sind, dass sie in der Karte von 1805 nicht dargestellt werden konnten. Sie finden sich fast nur in der Emsaue und mit einigen kleinen Flächen in der Nähe der Höfe. Diese Wiesen und Weiden sollte man sich heute mehr wie einen naturschutzwürdigen Magerrasen vorstellen und nicht wie das moderne Grünland mit vorherrschenden Futtergräsern. Denn selbst das Emstal liegt ja

im Bereich von Darne großenteils so hoch und ist deswegen wenigstens im Sommer so trocken, dass auch hier die Heide stark vertreten war oder sogar dominierte. Die graswüchsigen Teile können deswegen nur gegen Trockenheit resistente Gräser und Kräuter getragen haben, die darüber hinaus auch keine hohen Nährstoffansprüche haben konnten, da ja hier keine Düngung, sondern nur Nährstoffentzug stattfand. Das aber sind die Biotopbedingungen der lockeren und blütenreichen Sandmagerrasen, die jetzt nur an wenigen Stellen wie an der Ems in der Nähe des Golfplatzes in Lingen erhalten sind. Sie werden dort, wo sie heute noch vorkommen, allgemein unter Naturschutz gestellt. Hohe Erträge waren also auch auf diesen Heuwiesen nicht zu erwirtschaften.

Ausreichendes Winterfutter, insbesondere für das Großvieh, war damit immer der begrenzende Faktor auf den Höfen und war nur selten vorhanden. Die Bauern streiften darum im Sommer Laub von den Bäumen oder „schneitelten“ diese, indem sie die frischen Triebe abschnitten, um dieses Material für den Winter zu trocknen. Die Bäume verkrüppelten dadurch zu Gestalten, die man mit großen Heckenpflanzen vergleichen könnte. Derartige geschneitelte Bäume kann man nur noch selten finden. Im Wald des Fürsten zu Bentheim werden einige Reste gepflegt, sodass man das Erscheinungsbild dieser Bäume immerhin noch kennen lernen kann. Ansonsten bemühte sich jeder Markgenosse, so viel Vieh wie möglich schon so früh im Frühjahr und noch so lange im Herbst auf den Markenflächen zu weiden, dass sich die Vegetation nie recht erholen konnte. Das führte schließlich zu der immer wieder beklagten Übernutzung der Markengründe mit der Vernichtung des Waldes und zuletzt eben zu der Ausbildung der oben erwähnten Sandwehen, die zu regelrechten neuen Wanderdünen zusammenwuchsen.

Die Wehsande bildeten sich dort, wo durch übermäßig starke Nutzung der Heide durch Beweidung und Plaggenhieb die Heide nicht mehr austrieb und die nun nicht mehr von Vegetation geschützten Sandmassen durch die scharfen Hufe der Schafe losgetreten und dann bei Trockenheit vom Winde verweht wurden. Von diesen Sandwehen lagen im Kirchspiel Schepsdorf, zu dem Darne gehörte, im Jahre 1785 allein 4 930 „Scheffelsaat“.³ Das war mit Abstand die größte Ausdehnung in den Kirchspielen des damaligen münsterischen Amtes Rheine. Wenn auch eine Scheffelsaat ein in der hiesigen Gegend allgemein übliches Flächenmaß war, ist seine Größe aber doch nicht festgelegt, so dass es schwer ist, aus diesen Angaben die genaue Ausdehnung zu errechnen. Die Scheffelsaat dürfte aber hier meistens um 600 m² groß gewesen sein, so dass im Kirchspiel Schepsdorf rund 300 Hektar Flugsanddünen ganz oder wenigstens fast ohne Vegetationsbedeckung vorkamen. Allerdings dürfte der überwiegende Teil im westlich der Ems gelegenen Teil des Kirchspiels Schepsdorf, in Lohne, gelegen haben.

Trotzdem war die Bauerschaft Darne sicher ein Zentrum der Dünenbildung, denn obwohl sie bei der Markenteilung mit nur etwa 605 Hektar flächenmäßig sehr klein war, lassen sich aus der Karte von 1853 überschlägig rund 80 Hektar, das sind rund 13 % der Fläche, herausmessen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die damals bereits aufgefors-

ten Gebiete am Heiligen Berg und an der heutigen B 70 sicher auch erhebliche Anteile von ehemaligen Flugsandfeldern einnehmen. Diese Flächen wurden ja zuallererst mit Kiefern eingesät oder in Ausnahmefällen auch bepflanzt, um den Flugsand festzulegen oder zu „dämpfen“, wie man damals sagte. Diese neuen Waldflächen – oder wieder nach dem Sprachgebrauch der damaligen Zeit „Dannenkämpfe“ – sind in der Karte grün angelegt.

Die Flugsandflächen in Darne liegen überwiegend in der Landschaftseinheit des „Poller Sandes“, einem relativ hoch liegenden und damit trockenen Bereich östlich vom Emsstal im Südteil der Darmer Mark. Sie waren zwar, als diese Sandwehen in der Karte von 1853 kartiert wurden, seit der Markenteilung im Jahre 1829 schon seit fast 25 Jahren im Eigentum der seitdem uneingeschränkt verfügbungsberechtigten Einzelbesitzer. Im Zuge der Markenteilung wurden die bisher gemeinsam bewirtschafteten Markenflächen auf die einzelnen Berechtigten im Verhältnis ihrer Erbansprüche verteilt, so dass nun jeder nach seinem Gutdünken und seinen Fähigkeiten frei wirtschaften konnte. So hatten denn auch alle beteiligten Interessenten am Ende dieser Markenteilung 1829 bei der offiziellen Übergabe der neuen Teilstücke übereinstimmend erklärt, dass sie die Kultivierung bereits eingeleitet hätten.⁴

Sie haben aber bis zum Zeitpunkt der Kartierung 1853 offensichtlich doch noch die gewohnte alte Wirtschaftsweise fortgesetzt und die Heide und Sandwehen weder im heutigen Sinn landwirtschaftlich kultiviert noch aufgeforstet. Die von den neuen Eigentümern zugesagte oder auch schon eingeleitete „Kultivierung“ wird man deshalb wohl als Versuch zur Festlegung des Flugsandes durch Flechtzäune aus Strauchwerk und dazwischen ausgelegten Plaggenstreifen ansehen müssen, durch die ein neues Heidewachstum ausgelöst werden sollte. Eine derartige „Dämpfung“ des Wehsandes musste auch der Anlage von Kiefernkulturen vorausgehen und ist aus dem forstlichen Schrifttum dieser Zeit gut bekannt.⁵ Die Anstrengungen zur Festlegung, wenn sie überhaupt erfolgt sind, können aber keinen nachhaltigen Erfolg gehabt haben. Andernfalls wären die Flächen in der Karte 1853 sicher als Heide kartiert worden und nicht als „Sand“.

Trotzdem ist aber nicht auszuschließen, dass doch gewisse Anstrengungen zu einer Aufforstung der Sanddünen gemacht worden sind, die aber nicht zu einem anhaltenden Erfolg geführt haben. Auch das ist aus den Karten zu entnehmen. In der Karte von Pappen (Abb. 2) sind im Bereich des „Hohendarmer Sandes“ nämlich Waldflächen eingetragen, während in der zehn Jahre späteren Gauß'schen Landesaufnahme (Abb. 3) an der gleichen Stelle offene Flugsandfelder dargestellt sind. Davon könnte abgeleitet werden, dass eine versuchte Aufforstung misslungen ist, weil entweder die ausgebrachte Saat nicht ausreichend dicht aufgelaufen ist, der Sand nicht hinreichend „gedämpft“ war oder der Jungwuchs durch Beweidung wieder vernichtet worden ist.

Vermutlich sah man die Heideflächen auch seitens der neuen Eigentümer für die noch immer betriebene Schafweide als erforderlich an, denn die Schafe, die mit dem anderen Vieh im Sommer zwar tagsüber auf der Heide gehütet, aber nachts und im Winter in den

Stall getrieben wurden, waren immer noch unverzichtbar als Erzeuger von Dünger für die nur kleinen Ackerflächen. Die Schafe waren ja in erster Linie dafür verantwortlich, dass kein Neuaustrieb der Heide und anderer Gräser und Kräuter erfolgte. Das Aufkommen einer neuen Vegetationsdecke konnte deswegen erst nach einer mehrjährigen Beweidungspause erreicht werden. Diese aber konnten die Bauern nicht einlegen, weil sie in der kleinen Mark keine Ausweichflächen für ihre Herden hatten.

Die Schafhaltung auf der Heide verlor erst an Bedeutung, als durch die billigen Wollimporte aus Australien und Neuseeland die Preise für die grobe Wolle der hiesigen Schafe drastisch zurückgingen. Zur gleichen Zeit konnte sich auch die neue Form einer mechanisierten Landbewirtschaftung, verbunden mit dem Einsatz des Kunstdüngers, großflächig durchsetzen, so dass auch der Plaggenhieb als Grundlage der Düngernerzeugung überflüssig wurde. Dadurch verlor die Heide ihre wirtschaftliche Bedeutung und konnte nun in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch von den privaten Bauern endlich aufgeforstet werden, sofern sich eine landwirtschaftliche Kultivierung wegen der schlechten Bodenverhältnisse nicht lohnte.

In den Zeiten, als die Heidewirtschaft noch blühte, weil die Bevölkerungszahlen noch geringer waren und die Flächen zu ihrer Ernährung noch ausreichten, also etwa bis zum 16. oder 17. Jahrhundert, war diese bäuerliche Wirtschaftsweise immerhin ein effektiv ausgeklügeltes System. Hier wurden sämtliche Ressourcen in einer Weise kombiniert, die alles und jedes einer optimalen Verwendung zuführte. Es war ein arbeitsintensives Wirtschaften, das nichts untergehen und verkommen ließ, und das den Wert der Arbeit eher gering, den Wert der Dinge aber hoch ansetzte.⁶

Allerdings darf man dabei nicht übersehen, dass die Heidelandschaften in Nordwesteuropa als Ergebnis aus einem devastierenden Raubbau hervorgegangen sind. Nach der Vernichtung des Waldes durch übermäßige Holzentnahme und Beweidung wurden dessen Gräser und Kräuter durch die nährstoffarme und trockene Verhältnisse besser ertragende Heide ersetzt. Die Menschen mussten auf diese Änderung der Situation notgedrungen reagieren und reduzierten die Schweinehaltung, weil nicht mehr genug Eicheln zur Mast vorhanden waren, und die Rinderhaltung, weil die Rinder nicht von der Heide leben konnten. Die Bauern fanden Ersatz in vermehrter Schafhaltung, Imkerei und Plaggenwirtschaft und sicherten damit mehr schlecht als recht auch weiterhin ihren Lebensunterhalt.⁷

Diese Zerstörung der Landschaft, so bedauernswert sie sein mag, geschah jedoch keinesfalls aus mangelnder Kenntnis um die wechselseitigen Einflüsse und Abhängigkeiten, sondern schlicht und einfach aus der Notwendigkeit, mit den vorhandenen Kenntnissen und Ressourcen die wachsende Bevölkerung ernähren zu müssen.

Das landschaftliche Umfeld der Heidebauernzeit wurde daher von den Bauernhöfen geprägt, die in einem lockeren Verbund in kleinen Dörfern versammelt und von zunächst nur wenigen, später aber immer mehr kleinen Gehöften der zunehmenden

landwirtschaftlichen Unterschicht, von Heuerlingen, Köttern, Handwerkern und Tagelöhnern, umgeben waren. Die alten Höfe waren grundsätzlich von einem Kreis alter Eichen umringt. Das Gleiche galt häufig, aber durchaus nicht immer, auch für die Häuser der anderen Landbewohner. Das Dorf mit seinem Baumbestand und dem ebenfalls häufig von Gehölzen umgebenen Esch beherrschte somit eindeutig das Bild der Landschaft. Jenseits dieser Siedlungsschwerpunkte begann in der ganzen Norddeutschen Tiefebene sogleich die freie Landschaft, in der eben nur noch gelegentlich einzelne Bäume die Blicke auf sich zogen; ansonsten herrschte das Heidekraut allein. Nur wenige, ebenfalls locker verteilte Sträucher wie Ginster, Heiderosen oder Wacholder ragten über die Höhe des Heidekrautes empor. Sie wurden von den Hirten nach Kräften bekämpft, weil sie ja die Heide verdrängen konnten. Das Mikrorelief des Bodens trat wieder so deutlich hervor, wie es seit der Nacheiszeit, als die Tundra hier herrschte, nicht mehr der Fall war. Damit zeigten sich wieder kleinste ökologisch wirksame Unterschiede, denn in kleinen Senken konnte der Wasserhaushalt schon deutlich verbessert sein, der Windschutz machte sich bemerkbar; und es gab Sonnen- und Schatthänge.

Das alles bewirkte Variationen bei der Vegetation; beispielsweise konnte in den feuchteren Senken die Besenheide durch die früher blühende Dop- oder Glockenheide verdrängt werden oder wenn die Ortsteinbildung schon fortgeschritten war, konnten sich hier sogar kleine Feuchtgebiete oder Teiche bilden, in denen sich dann auch häufig Moore ausbilden konnten.

Die Schilderung der Landschaft beruht nun vorwiegend auf den Gegebenheiten in der kleinen Gemarkung Darne, die selbst in der Emsaue im Vergleich mit anderen emsländischen Gebieten relativ trocken ist. Auf die völlig anderen Verhältnisse in den Hochmoorgebieten soll hier zwar nicht näher eingegangen werden. Aber in den ausgedehnten „Talsandflächen“ – in der Eiszeit vor den Gletschern abgelagerte und feuchte, zuweilen sogar nasse, ebene Gebiete – oder auch in den Niederungen der kleineren Flüsse litt die Vegetation und damit auch die Landwirtschaft unter dem Wasserüberfluss. Nach der auch hier erfolgten Beseitigung der Wälder bildeten sich anstelle der Heide von Gräsern, Binsen und Seggen beherrschte, vielfach anmoorige Flächen oder auch Niedermoores aus, die oft sogar unter häufigen Überflutungen litten. Diese Grünlandflächen konnten allerdings, wenigstens in trockeneren Perioden, beweidet werden. Die Ackerflächen bestanden auch hier aus Eschen, für die die Plaggen eben aus den Grasflächen geholt wurden.

Während aber auf der trockenen Heide der notwendige landwirtschaftliche Verkehr, beispielsweise zum Transport der Plaggen, selbst im „Wühlsand“ noch einigermaßen bewältigt werden konnte, gerieten die ja nicht befestigten Fahrwege hier zu regelrechten Schlammrinnen. In Gemeinden mit derartigen Voraussetzungen können sich ältere Landwirte auch heute noch an diese katastrophalen Verhältnisse erinnern, die noch lange nach dem Kriege herrschten.

Die Landschaft zur Zeit der mechanisierten Landwirtschaft

Zum Zeitpunkt der nächsten Landesaufnahme – das war die Herstellung der Urausgabe der „Messtischblätter“ um 1898 bis 1900 (Abb. 4) – war der um 1850 einsetzende Wandel des Landschaftsbildes weitgehend abgeschlossen. Nun waren auch die privaten Heideflächen großenteils, aber noch längst nicht überall, als Acker und Grünland kultiviert oder mit Kiefern eingesät oder bepflanzt. Auch die Sandwehen auf Privatgelände sind damit im Wesentlichen zwischen 1850 und 1890 festgelegt, und die Heide ist nach Jahrhunderten der uneingeschränkten Herrschaft wieder verdrängt worden. Auf der Ausgabe der topographischen Karte von 1954 (Abb. 5) finden sich dann nur noch ganz geringe Reste der ehemaligen Heide, die schließlich auf den aktuellen Karten von 1994 (Abb. 6) ebenfalls verschwunden sind.

Die bei den damaligen Zeitgenossen überwiegend als öde und unfruchtbar geltende Heide wurde nun langsam zur blühenden Landschaft, die Wohlstand versprach. Dabei sollten wir berücksichtigen, dass die letzten noch erhaltenen Heideflächen nur von uns heutigen Menschen mit positiven Attributen als erhaltenswerte, schöne und romantische Zeugen einer hoch gelobten und geruhsamen Vergangenheit und natürlich auch als museal interessierende Objekte bedacht werden. Damals aber waren sie tatsächlich gleichbedeutend mit Rückständigkeit, mit Armut, Hunger und anderen negativen Begriffen.

Bei den auf der Karte von 1853 bereits als Nadelwald dargestellten Flächen im Polter Sand auf Estringer Gebiet und in der Gemarkung Laxten handelt es sich um Flächen, die auf der Grundlage eines Erlasses der Regierung in Hannover aus dem Jahre 1818 schon vor der Teilung der Marken in königliches Eigentum überführt worden sind, um eine Aufforstung der Wehsande in Angriff nehmen zu können. Der Erfolg zeigt sich am Vergleich der Karten von 1805 und 1853. In Darne waren aber nur geringe Flächenanteile am Heiligen Berg und östlich der heutigen B 70 von diesen Aufforstungen betroffen. Sie sind größtenteils bei der Markenteilung an den Staat gefallen und zwischen 1826 und 1831, also teilweise schon vor dem erst 1829 erfolgten Abschluss der Markenteilung, aufgeforstet worden. Auf der Karte von v. Lecoq 1805 herrschte die Heide hier noch allein.

Erforderte der Übergang vom geschlossenen Waldland in der Steinzeit bis zur waldlosen Heidelandschaft noch Jahrtausende, konnte auch dieser Übergang nicht abrupt erfolgen. So sind schon in der Zeit vor 1803, als Darne noch zum Fürstbistum Münster und nicht zur Grafschaft Lingen gehörte, Anstrengungen unternommen worden, wenigstens die Wehsande festzulegen. Bereits im Jahre 1768 wurde in mehreren Erlassen auch der Anbau von „Füchten und Tannen“ befohlen. Hauptadressaten waren die „Markinteressenten“, die an der Fläche beteiligten Eigentümer, die aber häufig nicht nur keinen Eifer bei der Ausführung zeigten, sondern teilweise sogar Widerstand leisteten. 1785 wurde deswegen ein neues Edikt erlassen, „das für alle Herrenmarken eine der vorgesehe-

nen allgemeinen Markenteilung vorausgehende sofortige Aufteilung aller Wehesandflächen zwischen den Markberechtigten und der Kammer als Markrichter“ anordnete. Der „Markrichter“ hatte die Bewirtschaftung der Mark zu überwachen, Nutzungen zuzuweisen und Verstöße gegen die Markenordnung zu ahnden. Im Bereich des Fürstbistums Münster und speziell auch in Darme hatte dieses Amt in der Regel der Landesherr inne, der durch den Amtmann vertreten wurde. Es waren also Herrenmarken, im Gegensatz zu den Marken, in denen ein anderer Grundherr Markenrichter war. Für seine Tätigkeit stand dem Landesherrn als Markenrichter generell ein Drittel des Ertrags der Mark, die „Tertia marcalis“, zu. Die münsterische Sandteilungs-Verordnung von 1785 wurde zwar allgemein im Fürstbistum sofort durchgeführt⁸, aber die Ansaat von Kiefern kam doch nicht so recht in Schwung. Jedenfalls ist 1805 noch keine neue Waldfläche in der Karte verzeichnet. Die Tertia marcalis fiel nach dem Übergang des Emslandes an das Königreich Hannover 1815 diesem zu. Die königlichen Anteile konnten danach endlich ohne Behinderung durch die Markgenossen in eigener Regie als landesherrliche Gehölze aufgeforstet werden.

Damit wurde nun ein relativ schnell sichtbarer Wandel des Landschaftsbildes eingeleitet, wenn auch der Wald seine Zeit brauchte, um als landschaftsbildendes Element wahrgenommen zu werden. Die offenen Heideflächen wichen besonders auf den schlechteren Böden oder vorzugsweise in den ortsferneren Bereichen zwischen den Dörfern zunehmend den neuen Wäldern und auf besseren Böden differenzierteren landwirtschaftlich genutzten Flächen, also Äckern und Weiden.

Nun darf man sich die in der Karte 1853 bereits als Wald eingetragenen Flächen wiederum nicht allgemein so dicht bestockt vorstellen, wie das heute generell der Fall ist. Aus zeitgenössischen Berichten kann man ableiten, dass es sich oftmals nur um locker mit Kiefern überstellte Sande handelt, und so kann man schon bei genauer Betrachtung der Karte erkennen, dass die damaligen Kartenzegner oft in Gewissensnöten waren bei der Entscheidung, ob eine Fläche schon als Wald oder noch als Heide darzustellen wäre. Fließende Übergänge, besonders zwischen Weideflächen und Wäldern, beherrschten noch lange das Landschaftsbild. Beispielsweise ist außerhalb unseres Gebietes der Wachendorfer Wacholderhain, der heute als Heide unter Naturschutz gestellt ist, 1850 bereits als Wald gekennzeichnet. Gelegentlich kann auch eine Aufforstung misslungen sein. So ist die größte der letzten Heideflächen in Darme, die noch in der Karte von 1954 deutlich als Heide eingetragen ist, in der Karte von 1897 ebenso deutlich schon als Wald gekennzeichnet.

Die Karte von 1853 zeigt – und das gilt für das gesamte Emsland allgemein – den Beginn eines Zeitraumes des Übergangs. Die ursprüngliche Heidewirtschaft, die auf der Karte von v. Lecoq 1805 noch festgehalten ist, arbeitete ja allein mit den natürlichen Gegebenheiten, mit der Muskelkraft der Landbevölkerung und der von Zugtieren und ohne jede Zufuhr von Nährstoffen von außen.

Die sich nun durchsetzende neue Wirtschaftsweise konnte durch die Einführung der künstlichen Düngung und die ersten Maschinen weitaus effektiver werden. Die Urausgabe des Messtischblattes von 1898 zeigt, wiederum für das gesamte Emsland, das Ergebnis dieses Prozesses. Es herrschen nun klare Grenzen zwischen Wald und landwirtschaftlich genutzter Fläche, und innerhalb dieses Bereiches sind die Flächen zwischen Acker und Grünland aufgeteilt. Die Viehweide im Wald ist weitgehend aufgegeben. Es ist das Bild, das wir heute gerne als das der „landwirtschaftlichen Kulturlandschaft“ bezeichnen. Wenn auch immer effektivere Maschinen die Arbeit erleichterten, als Energiequelle war man nach wie vor auf die eigene Kraft und die der Zugtiere angewiesen. Die Wirtschaftsflächen blieben nicht zuletzt deswegen trotz Markenteilung und Verkoppelung der Esche klein. Das Relief der Landschaft musste so hingenommen werden, wie die Eiszeit es hinterlassen hatte, und bestimmte im Verein mit dem Wasserhaushalt sehr genau die Verteilung von Acker und Grünland. Überflutungen in Regenperioden konnte man immer noch nur unzureichend abwehren, und das Wegenetz litt weiterhin an den alten Unzulänglichkeiten. Die alten Bauformen funktionierten auch bei dieser Wirtschaftsweise noch, wenn sie auch gelegentlich vergrößert oder durch neue Nebengebäude ergänzt werden mussten. – Diese Wirtschaftsweise herrschte nun bis in die Nachkriegszeit. Um 1950 unterschied sich, wie die Karten ausweisen, die Nutzung der landwirtschaftlichen Flächen nur wenig von der um 1900.

Die Landschaft in der Zeit der industrialisierten Landwirtschaft

Die mechanisierte Wirtschaftsweise ist inzwischen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts schon wieder durch die industriell-landwirtschaftliche Bodennutzung abgelöst worden. Das Kartenbild von 1994 (Abb. 6) lässt diesen immer noch nicht ganz abgeschlossenen Wandel bereits deutlich erkennen. Er wurde ermöglicht, weil im Gegensatz zu allen bisherigen Zeiten nun große Maschinen mit enormer Motorkraft eingesetzt werden konnten.

Der Wandel setzte unmittelbar nach dem Kriege bereits ein, als Mineraldünger billiger wurde und jeder Bauer ihn auf jede Fläche ausbringen konnte, und sei es noch mit der Hand aus der Säschüssel. Gleichzeitig wurde die Saatgutreinigung entscheidend verbessert. Selbst diese beiden Maßnahmen bewirkten sichtbare Folgen in der Landschaft. Die Wiesen und Weiden waren im Frühjahr nicht mehr bunt von den zahlreichen Blüten, sondern wurden grün, weil die Gräser allein herrschen konnten. Wer erinnert sich heute noch an die blumenreichen Wiesen und die Blüten von Mohn, Kornblume und Gekossen auf den Äckern?

Dann setzten die „Meliorationsmaßnahmen“ mit öffentlicher Förderung ein. Zunächst wurden die Entwässerung ausgebaut und die Grundwasserstände in den feuchten und

nassen Bereichen so weit abgesenkt, dass fast überall geackert werden kann. Wo bisher kleine Flüsschen wie die Systeme der Großen Aa oder der Radden, die „Adern der Landschaft“, sich unter einem Saum von Weiden und Erlen versteckt, durch ihre Aue schlängelten, wurden sie mit einem von der Quelle bis zur Mündung gleichmäßig tiefen „Regelprofil“ zu funktionsfähigen Rinnen zur Abführung missliebigen Oberflächenwassers umgestaltet. Dazu wurden zahllose neue „Vorfluter“, Gräben zur Sammlung des Oberflächen- und Grundwassers von den Flächen, die noch nicht schnell genug von diesen Flüssen entwässert wurden, mit ebensolchen Regelprofilen in die Landschaft geschnitten. Wo das immer noch nicht ausreichte, wurden die Flächen dann auch noch drainiert. Damit insgesamt konnte man die von der Natur dem Emsland aufgebürdete „Wasserhypothek“ nun endlich abtragen.

Durch Tiefpflugmaßnahmen wurden anschließend Beeinträchtigungen der Feldfrüchte durch ungünstige Schichtungen im Boden beseitigt. Die Flächen wurden mit großen Planierraupen einplaniert und zu Großschlägen zusammengelegt. Eine intensive Düngung trug weiter zur Vereinheitlichung der Äcker bei. Dadurch konnte ein wesentlicher Nachteil der nährstoffarmen und sandigen emsländischen Böden in ihr Gegenteil verkehrt werden, weil sie im Gegensatz zu den früher fruchtbareren schweren Böden selbst in Regenperioden relativ leicht zu bearbeiten sind.

Durch all diese Maßnahmen konnte der Grünlandanteil immer weiter reduziert werden. Die Viehhaltung wurde größtenteils von der Weide in den Stall verlegt. Das Wegenetz wurde durch massive Befestigung zu jeder Zeit für schwere Lasten tauglich gemacht, und die Bearbeitung störende Landschaftselemente wurden sukzessive entfernt. Große Gebiete sind wieder fast so übersichtlich geworden, wie sie zum Ende der Heidewirtschaft bereits einmal waren, wobei aber durch die Nivellierung der Nutzfläche die früheren feinen ökologischen Unterschiede beseitigt sind.

Die alten Wirtschaftsgebäude, die sich seit der Bronzezeit kaum merklich weiterentwickelt hatten, waren nun fast unbrauchbar und konnten nur teilweise und unter großen Schwierigkeiten den neuen Erfordernissen angepasst werden. Sie wurden daher durch neue Stallbauten, oft außerhalb der alten Gehöft- und Ortslagen, so ersetzt, dass sie für die heutigen Bedingungen der Viehhaltung bestens geeignet sind.

Da auch dieser Wandel sich über mehrere Jahrzehnte hinzog, fiel er manchem Außenstehenden kaum auf, es sei denn, er wurde in Einzelbereichen wie Landtausch- und Flurbereinigungsgebieten kurzfristig herbeigeführt. Allerdings, als in den 1950er bis 1970er Jahren mit Hilfe der Emsland GmbH das Wege- und Gewässernetz schwerpunktmäßig ausgebaut und die Zusammenlegung der Schläge mit Macht vorangetrieben wurden, fielen die zahllosen „Lauenstein-Denkmäler“, die zu großen Haufen zusammengeschobenen Reste der gerodeten Hecken und sonstigen Feldgehölze, jedermann auf. Auch dieser Wandel betrifft das gesamte Emsland, denn er läuft in allen landwirtschaftlich genutzten Teilen parallel ab. Er scheint auch noch keinesfalls abgeschlossen zu sein,

denn die nächste Herausforderung, die Ausbreitung des Anbaus von Pflanzen für die Energiegewinnung, beginnt gerade erst und wird vermutlich zu einer noch weiter getriebenen Nivellierung der Landschaft mit noch mehr Monokulturen führen.

Durch all die in immer schnellerer Folge ablaufenden Änderungen der Nutzungen in der Landschaft hat die Landwirtschaft eine früher kaum vorstellbare Effektivität erreichen können. Ohne diese Steigerung der Produktivität könnte die heutige Bevölkerung nicht mehr ernährt werden. Diese eindeutig segensreiche Entwicklung hat aber natürlich auch ihren Preis. Die Nivellierung der Nutzflächen in den letzten Jahrzehnten hat die frühere Vielfalt der Kleinbiotope unwiederbringlich beseitigt und zu einer beispiellosen Verarmung nicht nur des Landschaftsbildes, sondern auch der Lebensräume von Pflanzen und Tieren geführt. Die Landschaft etwa der Plantlünner Sandebene unterscheidet sich von der des Hümmings heute bestenfalls noch durch unterschiedliche Bodenerhebungen und Waldanteile, nicht mehr durch unterschiedliche landwirtschaftliche Strukturen oder durch ihre Kleinbiotope.

Alle Menschen, alle Gesellschaften verändern ihre Umwelt, die gegebene Natur; mit den ihnen wissenschaftlich und technisch zur Verfügung stehenden Mitteln nach ihren Bedürfnissen. Dies beeinflusst die Landschaft und hat wesentlichen Anteil am Zustandekommen und an der Veränderung ihrer Eigenart. Menschliches Handeln prägt somit auch den Genius Loci, den Geist eines Ortes, die Wirkung, die ein Ort auf den Menschen ausübt. Wie wir festgestellt haben, fließt in die Sinneserkenntnis, in die Ästhetik, unser Wissen über das Wahrgenommene ein. Es ist also wichtig zu erfahren, was den Genius Loci, die Eigenart der Landschaft geprägt hat. Solches Wissen wirkt sich auf den weiteren Umgang mit Ort und Landschaft aus und gewährleistet damit eine kulturlandschaftliche Kontinuität, die zu den Grundvoraussetzungen gehört, um Heimat nicht verloren gehen zu lassen.

Mit diesen Worten von Hans Hermann Wöbse⁹ könnte man fragen, ob nicht auch bei uns schon wesentliche Merkmale von Heimat verloren sind! Das gilt vor allem für die wirklich gravierenden und jedem Betrachter sofort auffallenden Änderungen in der landschaftlichen Substanz auf der aktuellen Karte (Abb. 6), in der in den farblichen Eintragungen die jüngsten Veränderungen bis etwa 2007 berücksichtigt sind. Diese sind aber nicht mehr auf neue landwirtschaftliche oder waldbauliche Methoden zurückzuführen. Sie gehen vielmehr auf die Ausbreitung der Bebauung für Wohnsiedlungen, Industrie und Verkehr zurück und beschränken sich, abgesehen von großen Verkehrsbauten wie der Autobahn oder des Dortmund-Ems-Kanals, mehr auf das Umland der größeren Städte und Siedlungen. Dünen und Geländestufen, die in dem emsländischen Flachland wesentliche Elemente der Landschaftsgliederung darstellen, werden noch stärker eingeebnet als bei der landwirtschaftlichen Nutzung und vollends beseitigt. Durch diese Veränderung des Bodenreliefs werden die charakteristischen Unterschiede der Kleinlandschaftsformen völ-



Darme im Herbst 2008: Von Norden (am unteren Rand) rückt die Wohnbebauung vor, im Mittelgrund der ehemals geschlossene Waldbestand des Poller Sandes, heute mit Industrie- und Gewerbeflächen besiedelt oder im Flächennutzungsplan der Stadt Lingen für diese Nutzung eingepplant, im vorderen Hintergrund die Kraftwerke an der Grenze der Gemarkung der früheren Gemeinde Darne. Die land- und forstwirtschaftlich genutzte Fläche dahinter im Dunst der Ferne gehört zur Gemarkung Elbergen. Im Vordergrund zwischen Wohnbebauung und Industrie ist fast der gesamte Rest der noch landwirtschaftlich genutzten Flächen in Darne auf dem Darmer Esch zu sehen
(Foto: Richard Heskamp)

lig unkenntlich. Verbleibende Vegetationsflächen dienen nur noch als Abstandsflächen oder als dekoratives Grün zwischen bebautem oder versiegeltem Areal. Das Gebiet der früheren Gemeinde Darne ist dabei in weitem Umkreis wohl der Bereich, der von diesem Totalumbau der Landschaft am stärksten betroffen ist. Das nur kleine Gemeindegebiet am Rande der ausufernden Stadt Lingen, das noch nach dem Zweiten Weltkrieg eindeutig von der land- und forstwirtschaftlichen Nutzung geprägt war, wurde insbesondere durch die Industrieansiedlungen um das Kraftwerk und den „Industriepark Süd“, durch die ausgedehnten Wohnsiedlungen beiderseits der Rheiner Straße und durch die Umgehungsstraße fast völlig von städtischen Bedarfsflächen aufgebraucht. Dort, wo beispielsweise im Industriepark Süd heute noch Waldbestände zu finden sind, sind diese im Rahmen der Flächennutzungs- und Bebauungsplanung bereits für andere Nutzungen vorgesehen. Ihre Beseitigung ist daher abzusehen. Auch jetzt schon sind sie durch die bereits angesiedelten Betriebe zerrissen.

Die vorindustrielle Heidelandschaft, die kleinteilige Landschaft der mechanisierten Landwirtschaft und auch die Landschaft der heutigen industriell geprägten Landwirtschaft pflegen wir als „freie“ Landschaft zu bezeichnen und in einen Gegensatz zur „städtischen“ Landschaft zu stellen. Der totale Umbau der Fläche zur städtischen Landschaft hat nun nicht überall in gleichem Ausmaß stattgefunden. Wenn oben bemerkt wurde, dass die kleine Gemarkung Darne am Stadtrand von Lingen in außergewöhnlichem Umfang davon betroffen und nahezu völlig „aufgebraucht“ ist, so kann andererseits festgestellt werden, dass in weiten Bereichen des Emslandes der Wandel „nur“ bis zur industriell betriebenen Landwirtschaft geführt hat. Aus dieser Sicht heraus sind besonders die Gauß'sche Landesaufnahme von 1850 bis 1860 und die Urausgabe der Messtischblätter unersetzliche Dokumente sowohl für die Heimat- als auch für die Landschaftsforschung im Emsland, weil aus ihnen die Nutzungsverhältnisse in der Zeit vor der landwirtschaftlichen Mechanisierung und der industriellen Revolution mit erstaunlicher Genauigkeit abgelesen werden können. Daraus können dann wiederum wichtige Rückschlüsse auf die damaligen Lebensverhältnisse speziell in den betrachteten Gemeinden gezogen werden.

Anmerkungen

- 1 Herbert Hesmer und Fred-Günter Schroeder, Waldzusammensetzung und Waldbehandlung im Niedersächsischen Tiefland westlich der Weser und in der Münsterschen Bucht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Forstgeschichtlicher Beitrag zur Klärung der natürlichen Holzartenzusammensetzung und ihrer künstlichen Veränderungen bis in die frühe Waldbauzeit (Decheniana, Beihefte 11). Bonn 1963, S. 135.
- 2 Nordrhein-Westfälisches Landesarchiv – Abteilung Staatsarchiv Münster (StAMS), Dep. Fürstentum Rheina-Wolbeck, Territorialarchiv V, Nr. 99, zitiert nach Hesmer (wie Anm. 1).
- 3 Hesmer (wie Anm. 1). „Scheffelsaat“ ist ein in der damaligen Zeit benutztes Flächenmaß, das nicht einheitlich und genau definiert war. In der Grafschaft Bentheim war ein Scheffel $27 \frac{2}{3}$ Calenbergische Quadratruten groß, die ihrerseits wieder $21,8 \text{ m}^2$ messen. Die Scheffelsaat kann man daher mit 603 m^2 annehmen. Siehe dazu: Heinrich Voort, Flächenmaße in der Grafschaft Bentheim. In: Jahrbuch des Heimatvereins der Grafschaft Bentheim 1980, S. 39–41.
- 4 Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Osnabrück (StAOS), Rep. 560, Dom. Kam. Hannover; IX Lingen, Nr. 356; Protokoll v. 10.6.1829.

- 5 Stellvertretend für zahlreiche Einzelbeiträge sei hier auf einen Aufsatz über „Hannover'sche Sandculturen“ des Kgl. Hannoverschen Revierförstere Friedrich Müller aus Lingen in der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, Nr. 80–82, S. 317–327 vom Juli 1837 hingewiesen, der die Verfahren zur Festlegung und Aufforstung in den Wehsandflächen der Niedergrafschaft Lingen anschaulich und sehr detailliert beschreibt und dabei auch die Flächen und die Kosten angibt. Nach Müller haben die Kultivierungsarbeiten durch die hannoversche Forstverwaltung in der Niedergrafschaft Lingen in großem Umfang 1818, also nur drei Jahre nach deren Erwerb durch Hannover, begonnen.
- 6 Rainer Beck, *Naturale Ökonomie. Unterfinning: Wirtschaft in einem oberbayrischen Dorf des frühen 18. Jahrhunderts*. München 1986, S. 201.
- 7 Hans Hermann Wöbse, *Landschaftsästhetik. Über das Wesen, die Bedeutung und den Umgang mit landschaftlicher Schönheit*. Stuttgart 2002, S. 185.
- 8 StAMS, Dep. Fürstentum Rheina-Wolbeck, Territorialarchiv V, Nr. 68, zitiert nach Hesmer (wie Anm. 1), S. 238.
- 9 Wöbse (wie Anm. 7), S. 184.



Die Wiederansiedlung des europäischen Nerzes auf dem Hümmling

von Andreas Schüring

Gummistiefel gehören zur Grundausrüstung, der regendurchweichte Moorboden verschluckt das Extremschuhwerk bis über die Knöchel, das Strömungsgeräusch eines nahen Flusses lässt den Regen wenigstens akustisch fast verstummen. Wir sind mit Sylvia Noah aus Bitterfeld, Studentin der Biologie an der Universität Osnabrück, auf ihrem Weg zum Nerzauswilderungsgatter im Markatal bei Vrees. Die engagierte junge Frau betreut seit Wochen ein Paar dieser kleinen Raubtiere aus der Familie der Marder, die zu den seltensten Säugetieren Europas zählen.

Die Universität Osnabrück führt unter Prof. Dr. Rüdiger Schröpfer ein Forschungsprojekt über die „Verhaltensstrategien zur Eroberung neuer Lebensräume“ durch. Ein Themenschwerpunkt ist der europäische Nerz. Er ist in Deutschland schon seit über 80 Jahren ausgestorben. Die letzte Beobachtung stammt aus dem niedersächsischen Allertal. Früher konnte man ihn von Nordspanien bis zum Ural und von Finnland bis zum Schwarzen Meer antreffen. Die Literatur verweist auf Restvorkommen von wenigen Tausend Exemplaren in Spanien, Weißrussland, Südwestfrankreich und im rumänischen



*Europäische Nerze erinnern an Wiesel. Das Artmerkmal bilden die weiße Ober- und Unterlippe
(Foto: Andreas Schüring)*

Donaudelta. Prof. Schröpfer diskutiert verschiedene Gründe des Aussterbens in unserer Region. Der wichtigste Grund ist die Lebensraumzerstörung. Als weitere Ursache nennt er die Krebspest, die 1895 in Mitteleuropa wütete. Die Krebse waren die Hauptnahrung des Nerzes, der deshalb auch „Krebsotter“ genannt wurde.

Großräumige Unterschutzstellung sowie die Renaturierung von Feuchtbiotopen sollen verlorenes Terrain zurückgewinnen. Die ausgestorbenen Akteure vergangener Zeiten finden jedoch nicht ohne unsere Hilfe den Weg zurück in ihr angestammtes Reich. Die „Arche Noah“ war in unserem Fall der Zoo in Novosibirsk. Einige dieser seltenen Säugetiere fanden den Weg nach Deutschland. Nerzforschung ist an der Universität Osnabrück seit 1997 Programm. Hier gelang erstmals außerhalb der östlichen Staaten die schwierige Nachzucht, der Grundstein für die emsländische Nerzpopulation. 2002 hatte man von Osnabrück aus begonnen, im Rahmen eines Forschungsprojektes im Emsland Methoden zur Ansiedlung des europäischen Nerzes zu entwickeln. Bis heute wurden fast 50 Tiere angesiedelt. Das Projekt finanziert sich mit universitären Forschungsgeldern, zukünftig sollen aber auch Landesmittel fließen.

Ein zunächst ungeahntes Problem stellen die amerikanischen Nerze dar, die über die Pelztierfarmen immer wieder in unsere Umwelt gelangen. Gegner der Pelztierhaltung haben durch gut gemeinte Aktionen unsere Umwelt mit diesen fremdländischen Nerzen leider regelrecht belastet. Inwieweit die deutlich robusteren Verwandten den Erfolg des



*Nerze sind bestens an den Lebensraum Flussaue angepasst und hervorragende Schwimmer
(Foto: Andreas Schüring)*

Wiederansiedlungsprojektes ernsthaft gefährden, so Prof. Schröpfer, ist heute noch nicht abzuschätzen.

Erkennungsmerkmale des europäischen Nerzes sind seine weiße Ober- und Unterlippe. Der amerikanische Nerz, auch Mink genannt, hat im Gegensatz dazu nur eine weiße Unterlippe. Der etwa 500 bis 1 000 g schwere europäische Nerz erreicht eine Länge von knapp über 40 cm. Die Farbe des stark Wasser abweisenden Felles ist meist einfarbig braun.

Nerze lieben Wasser und dazu eine dichte Vegetation an Flüssen und Seen, die ihnen Schutz und Nahrung gibt. In der Abend- und Morgendämmerung gehen die Tiere auf Beutefang. In erster Linie ernähren sie sich von Mäusen, Fröschen und Schnecken; auch Fische und kleine Krebse gehören zu ihren Beutetieren. Nerze sind hervorragende Schwimmer. Ihre mit Schwimmhäuten bestückten Füße geben ihnen einen erheblichen Vortrieb. Sie sehen aus wie „Wasseriesel“ und erinnern an kleine Fischotter. Die genialen Taucher können so ohne Probleme den Gewässergrund nach Nahrung absuchen. Im Winter legen sie sogar Wasserlöcher im Eis an, um zu fischen.

Die Bauten der kleinen Wasserräuber finden sich meist im Wurzelwerk von Bäumen. Die Fähe wirft im zeitigen Frühjahr ihre Jungtiere. Mit einem Jahr sind die Tiere geschlechtsreif und haben unter sehr günstigen Bedingungen eine Lebenserwartung von sieben bis zehn Jahren.



Der kleine Fluss Marka ist die neue Heimat des europäischen Nerzes (Foto: Andreas Schüring)

Sylvia Noah beschreibt die Modalitäten der Wiederansiedlung. Die Tiere werden zunächst in Auswilderungsgattern an ihren neuen Lebensraum gewöhnt. Nach ihrer Freilassung kehren sie oft hierher zurück. So können sie zum einen übergangsweise gefüttert werden und bleiben zum anderen nicht selten ihrem Auswilderungsrevier auch später treu. Den Tieren wird ein winziger Sender implantiert. Die Signale können über Telemetrie für Studienzwecke bis zu zwei Jahren empfangen werden. Das heißt für die betreuende Studentin täglich lange Wanderungen im Planungsgebiet. Wie auch in anderen Regionen wird später der Bestand neben der Telemetrie auch durch Lebendfänge kontrolliert, wodurch Hinweise über die Fortpflanzung gewonnen werden. Es werden neben einzelnen Tieren auch Paare, tragende und führende Fähen ausgesetzt.

Bleibt zu hoffen, dass es der Europäische Nerz nach 80 Jahren mit menschlicher Hilfe schafft, wieder seinen angestammten Lebensraum zu erobern.



Federpflege gehört zum Tag eines Kranichs

(Foto: Willi Rolfes)

Der Kranich brütet im Emsland – Ein Erfolg des Moorschutzprogramms

von Tobias Böckermann

Das Emsland ist um eine imposante Vogelart reicher: Der Graue Kranich (*Grus grus*) hat 2007 und 2008 erstmals seit Beginn der ornithologischen Aufzeichnungen in zwei Mooren des Landkreises gebrütet. Möglicherweise aber waren es auch die ersten Bruten überhaupt – in jedem Fall aber ist sein Auftreten ein Erfolg überregionaler Natur- und Artenschutzbemühungen.

Ende April 2008 hat Hermann Wreesmann, Diplom-Ökologe beim Niedersächsischen Landesbetrieb für Wasserwirtschaft, Küsten- und Naturschutz (NLWKN), bei einer routinemäßigen Kontrolle in einem Moorkomplex im Norden des Emslandes zunächst einen einzelnen Kranich und dann dessen Nest mit zwei Eiern entdeckt. In den folgenden Wochen konnten mehrere Personen die Kranichaltvögel beobachten, beziehungsweise mehrfach hören. Im August dann sah der Biologe Axel Degen die Alttiere mit einem flüggen Jungvogel. Dieser galt zunächst als der erste im Emsland flügge geworde-



Stets ein Paar: Wenn es die Umstände erlauben, bleiben sich Kranichpaare meistens ein Leben lang treu
(Foto: Willi Rolfes)

ne Kranich mindestens seit Beginn der ornithologischen Aufzeichnungen, also seit mindestens 180 Jahren. Im Spätsommer 2008 wurde jedoch bekannt, dass bereits 2007 ein Kranichpaar ganz in der Nähe erfolgreich gebrütet hatte, was von der Staatlichen Vogelschutzwarte des Landes zunächst nicht gemeldet wurde. Die genauen Brutorte werden auch jetzt von der Vogelschutzwarte, dem NLWKN und dem Landkreis Emsland nicht bekannt gegeben, um unnötige Störungen der empfindlichen Tiere zu vermeiden.

Der Kranich im Emsland

Dass der Kranich einst im Emsland brüten würde, war seit einigen Jahren erwartet worden. Immer wieder hatten Ornithologen und Naturfreunde kleine Gruppen Zugvögel in Herbst und Frühjahr gesichtet. In den vergangenen Jahren mehrten sich auch die Hinweise, einige Jungtiere hielten sich auch im Sommer hier und da im Emsland auf. Kraniche brüten in ihren ersten drei bis vier Lebensjahren nicht, sondern ziehen in kleinen Trupps umher. Wo sie in diesem Alter länger bleiben, deutet sich aber oftmals eine spätere Besiedelung an.

Allerdings sind historische Brutplätze des Kranichs weder im Emsland noch in der Grafschaft Bentheim dokumentiert. Kerrin Lehn, Kranich-Expertin beim BUND in der Diepholzer Moorniederung, geht davon aus, dass der Vogel die Region früher kaum oder nur sehr versteckt in den Mooren besiedelt hat und vermutlich als Folge der einsetzenden Abtorfung dort schon sehr früh ausstarb. Dies sei typisch für die Randbereiche eines Verbreitungsgebietes, und das Emsland liege an einem solchen Rand. Schriftlich jedenfalls seien keine historischen Bruten dokumentiert worden.

Artenschutz vielfach erfolgreich

Noch vor 40 Jahren war der Kranich in Deutschland und anderen Ländern Europas ernsthaft in seinem Bestand bedroht. Seine Wiederausbreitung und die Besiedelung neuer Brutgebiete gelten als zwei der bemerkenswertesten Erfolge des Artenschutzes. Dabei geht es darum, gezielt einzelnen Tier- oder Pflanzenarten aus einer akuten Krise zu helfen und ihr Überleben zumindest mittelfristig zu sichern. Geeignete Maßnahmen sind je nach betroffener Art: der konsequente Schutz der letzten noch verbliebenen Individuen vor Störung und Verfolgung, die Aufzucht von Jungtieren in menschlicher Obhut mit anschließender Auswilderung beziehungsweise Wiederansiedelung oder die Beseitigung von schädlichen Umwelteinflüssen wie bestimmten Giften. Vor allem aber helfen der Schutz und die Wiederherstellung von einst zerstörten Lebensräumen.



Die wiedervernässten Moore nützen nicht nur dem Kranich. Das Wollgras mit seinen weißen Fruchtständen stellt sich meistens sehr schnell ein (Foto: Tobias Böckermann)



Intensiver ehrenamtlicher und hauptamtlicher Artenschutz haben ungeachtet der zum Teil weiter fortschreitenden Zerstörung von Lebensräumen dazu geführt, dass vor allem einige spektakuläre Tierarten in die einheimische Natur zurückgekehrt sind. Beispielhaft zu nennen ist der Seeadler (*Haliaeetus albicilla*), dessen Bestand europaweit von wenigen Hundert auf 12 000 Brutpaare zugenommen hat. Auch der Wanderfalke (*Falco peregrinus*) konnte sich von 50 Brutpaaren in Deutschland im Jahr 1975 auf mehr als 850 Paare erholen, einige brüten auch im Emsland. Dem Biber (*Castor fiber*) ist im Emsland das umfassendste Comeback gelungen. Nach der Ansiedelung von acht Tieren an der Hase im Jahr 1990 hat er schon annähernd die gesamte Hase und große Teile der Ems zurückerobert. Inzwischen leben mehr als 150 „Emsland-Biber“ und damit fast so viele, wie in den 1960er Jahren in ganz Deutschland.

Wiederausbreitung des Kranichs

Der Kranich ist im Emsland das jüngste Beispiel für erfolgreichen Artenschutz. Weniger als zehn Kranich-Brutpaare gab es vor 40 Jahren noch in Niedersachsen – vor allem die Entwässerung des Landes hatte den Vogel weiträumig vertrieben. Die Hauptlebensräume – Au- und Bruchwälder sowie Hoch- und Niedermoore – waren so selten geworden, dass dem Kranich buchstäblich das Wasser abgegraben wurde. Heute leben nach Angaben der Staatlichen Vogelschutzwarte wieder rund 450 Brutpaare in Niedersachsen. Erfasst werden sie von einer Vielzahl ehrenamtlicher Vogelbeobachter. Bundesweit gibt es mehr als 5 600 Paare – nach nur 380 Kranichpaaren auf dem absoluten Tiefstand Ende der 1960er Jahre. Der Kranich ist dank der positiven Entwicklung europaweit und seit einigen Jahren auch in Deutschland nicht mehr gefährdet und wird in der neuen Roten Liste der Brutvögel Niedersachsens von 2007 auch entsprechend geführt. Nach Regionen unterschieden ergibt sich für den noch kleinen Bestand im westlichen niedersächsischen Tiefland allerdings weiter die Gefährdungskategorie 3 (gefährdet). Die erstaunlich schnelle Wiederbesiedelung ehemaliger Brutplätze und die Neubesiedelung im Westen Niedersachsens haben sich von Ost nach West vor allem innerhalb der vergangenen 25 Jahre vollzogen. Inzwischen gibt es kleine Vorkommen im östlichen Ostfriesland sowie im Oldenburger Land. Seit 2001 brütet der Kranich auch im Westen der Niederlande.

Für diese Entwicklung gibt es zwei Hauptursachen: In Ostniedersachsen wurden die letzten Kranichpaare jahre- bis jahrzehntelang an ihren Brutplätzen vor Störungen geschützt, im Westen sorgte das Moorschutzprogramm für neue Brutplätze.

Bild Seite 230: Sein lautes Trompeten macht den Kranich neben seinem Federkleid unverwechselbar
(Foto: Willi Rolfes)



Der Kranich braucht zur Brutzeit absolute Ruhe

(Foto: Willi Rolfes)

Das Moorschutzprogramm

Kraniche sind die größten einheimischen Schreitvögel, sie werden mit 130 Zentimetern so groß wie ein etwa achtjähriges Kind. Um auf Bäumen zu brüten, sind sie mit bis zu acht Kilogramm Gewicht viel zu schwer, deshalb brauchen sie knöcheltiefes Wasser mit kleinen Pflanzeninseln, auf denen sie geschützt vor Feinden ihre Eier ausbrüten können. Außerdem sind Kraniche sehr misstrauisch. Nähert sich ein Mensch auf weniger als 300 Meter, fliehen sie. Ein Brutrevier ist bis zu 80 Hektar groß. Die Ansprüche des Vogels an seinen Lebensraum sind also – je nach Ausstattung mit Nahrung und Deckung – oftmals hoch.

Erfüllt werden sie dem scheuen Tier heute vor allem in den wiedervernässten Mooren. Die hier neu geschaffenen Übergänge von gefluteten Torfstichen mit kleinen Inseln und Bruchwäldern sind zu idealen Brutplätzen geworden. Nicht zuletzt wegen der Ausbreitung des Kranichs gilt das 1981 von der damaligen CDU-Landesregierung initiierte Moorschutzprogramm mit seinem zweiten Teil von 1986 als ein Erfolg. Mindestens 31 000 Hektar abgetorfte Moore sollen dem Programm zufolge langfristig wieder vernässt, 50 000 Hektar nicht abgetorfte Moorflächen als Naturschutzgebiete gesichert werden. Mehr als die Hälfte dieser Zielvorgaben ist inzwischen realisiert worden, großflächig auch im einst moorreichen Emsland.



Kraniche ziehen ihr halbes Leben lang durch die Weltgeschichte. Diese beiden lebten im Sommer 2008 in einem Moor im Emsland (Foto:Axel Degen)

Neben dem Kranich haben auch andere Arten der offenen und halboffenen Landschaften von dem Programm profitiert – unter anderem der ebenfalls früher stark gefährdete Schwarzhalstaucher (*Podiceps nigricollis*). Dessen Bestand nahm in Niedersachsen zwischen 1995 und 2005 von 33 auf 117 Brutpaare zu, wobei mehr als die Hälfte aller Bruten in wiedervernässten Mooren erfolgte.

Allerdings lässt sich von der Rückkehr anspruchsvoller Vögel nicht automatisch darauf schließen, dass die Wiedervernässung abgetorfter Moore binnen weniger Jahrzehnte zu natürlichen Mooren führt – dies braucht deutlich mehr Zeit, wenn es denn in Gänze überhaupt gelingt. Die Lebensansprüche des Kranichs sind zwar speziell, unterscheiden sich aber naturgemäß deutlich zum Beispiel von moortypischeren Pflanzen und Tieren, die einst in diesen Lebensräumen vorkamen.

Das Moorschutzprogramm hat aber einen weiteren positiven Effekt, der gerade erst langsam ins Bewusstsein dringt: Moore sind riesige natürliche Speicher für Kohlendioxid, also jenes Gas, das zur Veränderung des Klimas beiträgt. Aus wiedervernässten Flächen wird auf Dauer weniger CO₂ an die Atmosphäre abgegeben als aus genutzten ehemaligen Mooren. Vermutlich werden erstere einst sogar in geringer Menge neues CO₂ aus der Atmosphäre binden können.



Auf der Suche: Hermann Wreesmann vom Niedersächsischen Landesbetrieb für Wasserwirtschaft, Küsten- und Naturschutz ist für einige Moore im Emsland zuständig. Das Foto zeigt ihn vor einer der Pütten, mit deren Hilfe die Moore im Emsland wiedervernässt werden

(Foto: Tobias Böckermann)

Fast immer unterwegs

Kraniche sind die meiste Zeit ihres Lebens auf Reisen. Im Herbst fliegen sie auf dem westlichen Zugweg aus dem Baltikum, aus Polen und Teilen Russlands über den Balkan nach Nordostafrika, um hier zu überwintern – im Frühjahr geht es zurück. Der westliche Kranichzug führt vor allem Vögel aus Skandinavien und Mitteleuropa über Deutschland und Frankreich nach Spanien. Während im Frühjahr kaum lange Pausen eingelegt werden, sind im Herbst ausgedehnte Fress- und Erholungspausen an der Tagesordnung.

Die Diepholzer Moorniederung – eine nur wenige Dutzend Flugkilometer vom Emsland entfernte Moorregion – liegt am nordwestlichen Rand des westeuropäischen Zugkorridors des Kranichs und hat sich zu einem der wichtigsten europäischen Rastplätze entwickelt, von dem aus im Frühjahr auch Tiere ins Emsland weitergezogen sein könnten. Im Herbst 2006 haben in der Spitze bis zu 40 000 Tiere gleichzeitig in der Diepholzer Moorniederung gerastet – stets in wiedervernässten Mooren.

Für den starken Anstieg der Tierzahlen zur Rastzeit gibt es mehrere Gründe, vor allem den starken Anstieg der Kranichpopulation in ganz Europa allgemein. Zudem ist die

Kombination von Schlafplätzen in wiedervernässten Hochmooren mit intensivem Maisanbau in unmittelbarer Umgebung der Moore für die Kraniche in Niedersachsen ideal. Denn vor allem im Herbst fressen die rastenden Tiere tagsüber die Reste abgeernteter Maisäcker und schlafen nachts im seichten Wasser der Moore. Seit einigen Jahren kann man beobachten, dass Kranichpopulationen, die einst in Mecklenburg-Vorpommern gestartet haben, früher als bisher und in größerer Zahl in den Naturraum Diepholzer Moorniederung fliegen, um hier zu rasten.

Brutverbreitungsgrenze verschiebt sich

Während im Westen Deutschlands einige neue Rastgebiete zu den im Osten traditionell bestehenden hinzugekommen sind, verschiebt sich die Grenze des Brutgebietes nach Westen. Seit 1972 hat sich das Gebiet um 150 bis 175 Kilometer nach Westen ausgeweitet – ebenfalls in Folge verbesserter Lebensraumbedingungen und begünstigt durch den Anstieg der Kranichpopulation in ganz Europa. Das Emsland liegt jetzt am Rande, aber eben schon in dem neuen Brutareal und bietet vermutlich noch eine ganze Reihe von ausreichend guten Lebensräumen für den Kranich. Es gilt jedenfalls als möglich, dass sich der Vogel dauerhaft im Emsland etabliert.



Eine Aufnahme aus dem Frühjahr 2008: Der Kranich stand weit entfernt in einer Wiedervernässungspütte im Emsland (Foto: Hermann Wreesmann)

Literatur

- Brinkmann, Matthias: Die Vogelwelt Nordwestdeutschlands. Hildesheim 1933, Nachdruck 1978 (insbesondere S. 139–142).
- Degen, Axel: Röhls- und Schwarzhalstaucher in Niedersachsen. Verbreitung, Brutbestand und Habitatwahl 1995 – 2005 sowie Gefährdungsursachen, Schutz und Erhaltungszustand. In: Vogelkundliche Berichte Niedersachsens 38, 2006, S. 1–24.
- Lehn, Kerrin: Rastbestandsentwicklung des Kranichs *Grus grus* in Niedersachsen 1994–2006 (bisher unveröffentlichtes Manuskript).
- Hamm, F.: Naturkundliche Chronik Nordwestdeutschlands. Hannover 1976.
- Knolle, Friedel und Hartmut Heckenroth: Die Vögel Niedersachsens. Hühner- und Kranichvögel. In: Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen. Hannover 1985.
- Krüger, Thorsten und Bernd Oltmanns: Rote Liste der in Niedersachsen und Bremen gefährdeten Brutvögel, 7. Fassung, Stand 2007.
- Mewes Wolfgang, Günther Nowald und Hartwig Prange: Kraniche – Mythen, Forschung, Fakten. Karlsruhe 1999.
- Rolfes, Willi und Hartmut Elsner: Unterwegs im Land der Kraniche. Steinfurt 2006.
- Sudfeld, Christoph [u.a.]: Vögel in Deutschland – 2007. Münster 2007.
- 25 Jahre Niedersächsisches Moorschutzprogramm – eine Bilanz. Hrsg. von der NWLKN. In: Informationsdienst Naturschutz Niedersachsen 3/2006.

Vergnügliche Grenzverletzungen – Windthorst und Bismarck als Bühnenstück

von Theo Mönch-Tegeder

Über Ludwig Windthorst wurden dicke und kluge Bücher geschrieben. Aber man kann sich seiner Persönlichkeit auch anders nähern. Mit einem Schuss Ironie lässt sich die Essenz seiner Persönlichkeit sogar in eine ganz, ganz knappe Formel pressen: „Windthorst: ein Politiker wie ein Espresso – klein, stark, schwarz.“ Ja, wenn man sich diesem Mann einmal nicht wissenschaftlich-ernst, sondern unterhaltsam-satirisch und witzig-verspielt nähert, dann kann daraus eine sehr schöne Überraschung erwachsen, nämlich ein „Abend, der wach macht“.

Dieses Vergnügen erlebten cirka 150 Gäste der Ludwig-Windthorst-Stiftung am 22. Mai 2008 am Rande des 97. Deutschen Katholikentages in Osnabrück. In der Kundenhalle der Dresdner Bank fand eine Uraufführung statt, die durchaus etwas Gewagtes an sich hatte. „Ludwig – mein Märchenprinz, oder: Bismarck? Versenken!“ heißt das Zwei-Personen-Stück¹, das hier das Licht der Welt erblickte. Die Stiftung hatte es in Auftrag gegeben. Die Provokation der unkonventionellen Darstellungsform zeigt sich ganz offen in dem süffisanten Untertitel des verbalen Duells: „Ein charmanter Heimatabend für katholische Reichsfeinde“.

Heimatabend – Reichsfeinde – katholisch? Die Premierengäste haben schnell verstanden, dass hier eine neue Sicht auf Windthorst erprobt wurde; eine Sicht eben, welche sich die Seh- und Unterhaltungsgewohnheiten des beginnenden 21. Jahrhunderts zunutze macht – und sie dabei wiederum karikiert. Wer zum Denken anstoßen will, muss Anstöße geben, vielleicht sogar anstößig sein! Satire überzeichnet Zusammenhänge, damit sie überhaupt erkennbar werden. So gaben sprühender Wortwitz und aktuelle Anspielungen überreiche Gelegenheit für Lacher und Beifall. Nach dieser Bewährungsprobe kann das Stück nun seinen Weg durch die Lande nehmen. Inzwischen hat es bereits verschiedene weitere Aufführungen erlebt.

Wer bezweifelt, dass sich von Windthorst, einer Person des 19. Jahrhunderts, politische, gesellschaftliche und kabarettistische Fäden in die Gegenwart spinnen lassen, der kann schnell eines anderen belehrt werden. Das neue Theaterstück ist dafür nur eines von vielen Indizien. Das kleine Männchen, das sie einst die Perle des Emslandes nannten, scheint aktueller denn je. Man muss wohl von einer Windthorst-Renaissance sprechen. Nicht nur, dass die Friedensstadt Osnabrück ihrem Ehrenbürger inzwischen ein eigenes Ehrenzimmer, nämlich das frühere Dienstbüro des Oberbürgermeisters im historischen Rathaus, gewidmet und eingerichtet hat. Auch das Bistum Osnabrück besann sich im 150. Jahr nach seiner Neubegründung desjenigen, der an der Beendigung der bischofs-



Verwirrspiel: Schauspieler spielen Schauspieler, die Politiker spielen. Uwe Vollmer (links) als Otto von Bismarck und Heinrich Werner als Ludwig Windthorst (Foto: Georg Wilhelm)

losen Zeit einen maßgeblichen Anteil hatte, und gab für Windthorst ein eigenes Denkmal in Auftrag – am Kreuzgang des Osnabrücker Domes.

Aber dies sind nur äußerliche Zeichen. Wichtiger sind die politischen Positionen, mit denen der einstige Reichstagsabgeordnete des Wahlkreises Emsland, der Königliche Minister in Hannover, der Oppositionsführer im Reichstag, knapp 120 Jahre nach seinem Tode (1891) in die Zeitgeschichte hineinragt. Manche dieser Bezüge sind in einer Broschüre zusammengefasst, die ebenfalls anlässlich des Katholikentags der Öffentlichkeit übergeben wurde. Ihr Titel: „Kleine Exzellenz – große Spuren. Ludwig Windthorst neu entdecken.“¹² Bundestagspräsident Norbert Lammert schreibt darin: „Opposition ist Mist: Diese Worte eines bekannten Politikers unserer Tage wären Ludwig Windthorst, der im Kaiserreich in undankbarer Daueropposition zu den Mächtigen agierte, kaum über die Lippen gekommen. Für Ludwig Windthorst bildete ... das strikte Gegenüber von Regierung und Parlament die Basis seines politischen Denkens.“ Und weiter: „Es heißt, Windthorst sei nicht nur der erste ‚Berufsparlamentarier‘, sondern auch der fleißigste gewesen.“¹³

Genau dieser Gedanke: „Was sollte uns Windthorst heute bedeuten?“, stand am Anfang einer vorwitzigen Idee, die der Journalist Bernhard Remmers, Sohn des Stiftungsgründers Dr. Werner Remmers, schon seit längerer Zeit mit sich herumtrug. Wie es mit guten Ideen so ist – irgendwann fiel sie auf fruchtbaren Boden. Als damaliger Chefredakteur der katholischen Verlagsgruppe Bistumspressen hatte Remmers engen beruflichen Kontakt zu Norbert Behr in Köln, einem bekannten Drehbuchautor („Mama und ich“, „Das Amt“) und Sketche-Lieferant, zum Beispiel für Harald Schmidt. Behr bringt nicht nur ausgezeich-



*Talkshow oder Kreuzverhör? Bismarck attackiert Windthorst mit provokanten Fragen
(Foto: Georg Wilhelm)*

nete schreiberische Fähigkeiten mit, sondern auch die subtile Kunst der Ironie und – ganz wichtig – die für dieses Unterfangen unerlässliche katholisch-westfälische Verwurzelung.

Diesen Comic-Schreiber verstand Remmers junior mit seiner skurrilen Idee zu infizieren: Windthorst und Bismarck – die schon rein äußerlich so absolut gegensätzlichen Figuren sind doch wie für die Bühne gemacht. Der eine (Windthorst) klein, eher verwachsen, stark kurzsichtig; der andere (Bismarck) ein von Lebenskraft und Selbstbewusstsein strotzender Hüne. Aber da der liebe Gott die Talente nun einmal ungleich verteilt, hat er den Zwerg mit einer ausgesprochen angenehmen Stimme beschenkt und ihm noch Rednertalent im Übermaß draufgepackt, während der Riese Bismarck unter seiner hohen Fistelstimme und einem Räusperzwang leidet; der eine ein Machtmensch und Kriegsherr, der andere „der genialste Parlamentarier, den Deutschland jemals besaß“ – so jedenfalls das Urteil des Historikers Golo Mann. Bismarck, der „Eiserne Kanzler“; Windthorst, die „Kleine Exzellenz“ – sie waren die Politstars im Parlament des noch ganz jungen Deutschen Reichs. Daraus muss sich doch was machen lassen!

Irgendwann hatte beim Autor Norbert Behr der Funke gezündet, und er machte sich an die Arbeit. Mit jedem Entwurf wurde das Feuerwerk bunter und heller, bis am Ende alle, die damit in Berührung kamen, ebenfalls Feuer gefangen hatten. Nun hatten es Bernhard Remmers und einige Freunde leicht, noch viele weitere zu begeistern – den Vorstand und das Kuratorium der Ludwig-Windthorst-Stiftung, dann verschiedene Sponsoren. Nicht zuletzt mussten mit vereinten Kräften Schauspieler gewonnen werden, ein Regisseur, Bühnentechnik, ein Aufführungsort.



Argumente können Hiebe sein: Windthorst beim verbalen Gegenschlag (Foto: Georg Wilhelm)

Wie also macht man aus einem – auf den ersten Blick – absolut spröden Stoff attraktives, zeitgemäßes Theater? Norbert Behr hat einen dramaturgischen Trick eingesetzt. Er stellt nicht die beiden historischen Personen auf die Bühne, sondern führt eine Situation herbei, in der zwei Schauspieler zwei Schauspieler spielen müssen, die Bismarck und Windthorst spielen sollen. Behr fasst seinen Ansatz so zusammen: „Zwei Männer, die sich seit der Schauspielschule kennen und verabscheuen, spielen zwei Politiker, die sich noch weniger mögen. Der selbstgefällige Hüne Otto von Bismarck überschüttet mit seinem Hass den gnomenhaften Zentrumsführer Ludwig Windthorst, der ihn mit seiner Ironie bis zur Kenntlichkeit entstellt. Die Bühne wird zum Ort ihrer persönlichen Auseinandersetzung, wie schon das Reichsparlament der Bühnenraum einer politisch-persönlichen Auseinandersetzung war.“

In dem Stück müssen die schauspielenden Antipoden das Stück nicht nur erst eigenhändig entwickeln, weil der Autor „die Muffe gekriegt hat“, sondern es auch noch, auf sich allein gestellt, inszenieren, denn der Regisseur ist ihnen wegen Krankheit ausgefallen. In ihrer Not versuchen sie, sich dem Thema auf ihre eigene, verschrobene und polternde Art zu nähern. Sie dabei zu beobachten schafft viel Raum für Wortspiele, Situationskomik, Seitenhiebe, aber eben auch dafür, unerschwinglich viel Wissen über die damalige Zeit zu vermitteln und die Gegenwart im (Eulen-)Spiegel zu betrachten.

„Windthorst ist optisch ein Desaster“, sinniert der Bismarck-Darsteller, „den kleinen Körper krönt ein übergroßer notgetaufter ‚Waterkopp‘, hohe Stirnglatze, überanstrengte Augen hinter dicken Brillengläsern, dominante Nase und ein breiter, oft ironisch gekräuselter Mund – das Gegenteil von dem, was die Mediendemokratie heute von einem

telegenen Volksvertreter verlangt“ – und sogleich versetzt er seinem schauspielerischen Gegenüber einen verbalen Stich: „Die Rolle ist dir auf den Leib geschrieben.“

Windthorsts minimale Größe verleitet natürlich zu manchen Vergleichen: „Noch zehn Zentimeter kleiner als Gregor Gysi und halb so groß wie Friedrich Merz – aber jederzeit in der Lage, beide rhetorisch an die Wand zu nageln.“ Auch das niedersächsische Wappentier bleibt nicht vom schrägen Spott verschont: „In Berlin merkten sie schnell, dass Windthorst zwar die Statur eines Shetlandponys hat ... breite Stirn, breites Maul, große Nüstern, die Beine kurz und kräftig ... Er war vielseitig und hatte exakt das Stockmaß eines stattlichen Islandponys: 148 Zentimeter. Und vom Typ her war er ein Oldenburger: gutmütig, ausgezeichnete Charakter, mutig und vernünftig.“

Und Bismarck? „Eindeutig ein ostpreußischer Trakehner. Gelehrig, aber ein eigenwilliges Turnierpferd. Launisch, temperamentvoll, risikofreudig, hart, extremer Charakter, hohe Intelligenz.“ So reizen sich die beiden bis aufs Blut, solange, bis es – dramatischer Höhepunkt – zu einer Revolverszene kommt.

Viele frische Bilder hat Behr erfunden, um auch jüngere Leute für spröde Geschichte aufzutauen. Zum Beispiel: „Preußen war politisch ungefähr so mächtig wie im Fußball Bayern München, Schalke, Stuttgart und Bremen zusammen. – Und Windthorst wusste, dass praktisch jedes Spiel für ihn ein Auswärtsspiel ist.“ Auch der folgende Vergleich spricht für sich: „Dreiklassenwahlrecht – das wäre heute so, als wenn bei Wahlen nur der männliche Teil der Bevölkerung abstimmen darf, und dabei die Stimme des Chefs der Deutschen Bank genauso viel wert ist wie die von 30 000 Hartz-IV-Empfängern.“

Wer die Gegenwart kennt, kann Bismarcks politische Bedeutung auch leicht und locker so skizzieren: „Ich, Bismarck, war mächtiger als Eure Merkels, Schröders und Kohls; ich war wie ein Josef Ackermann, endlich ganz befreit von jedem Aufsichtsrat, wie ein Wendelin Wiedeking auf Lebenszeit, und ich allein war so entschlossen und so unteilbar wie Deutschland und fühlte mich so wohlhabend wie die Aldi-Brüder. Zusammen!“ So kann Geschichte tatsächlich Spaß machen! Das Emsland, seinen Landrat, das hohe politische Personal jedweder Färbung – die Häme der verzweifelten Schauspieler trifft jeden und alles. Ob mit feinem verbalem Florett oder grobem Schwert – jede Pointe sitzt. Ganz allmählich entsteht dabei ein Bild Windthorsts, das in dem Satz mündet: „Der Kurze war 'ne richtig bedeutende politische Nummer.“

Natürlich können auch aktuelle Bezüge ganz schön provozieren. Dafür sei nur dieses eine Bonmot verraten: „Würde Ludwig Windthorst heute den Bau einer Moschee in Osnabrück befürworten? – Wenn er konsequent wäre, ja.“

Es ist gewiss nicht leicht, ein solches Stück, das nur von Dialog und Slapstick lebt, zu inszenieren. Das Theaterpädagogische Zentrum der Emsländischen Landschaft (TPZ) aus Lingen hat in der Art, wie es sich dieser Aufgabe gestellt hat, ihrem hohen Ruf neues Ansehen hinzugefügt. Heinrich Werner und Uwe Vollmer fanden sichtliches Vergnügen an den überraschenden Rollenwechseln, die ihnen manchmal mitten im Satz abverlangt wur-

den, und trugen den Spannungsbogen vom ersten bis zum letzten Satz. Darin brillierte auch die einfallsreiche und sichere Beherrschung der Regieführung durch Nils Hanraets, unterstützt von Elisabeth Werner (Regieassistentin), Ralf Schirmer (Technik) und Roman Starke (Mediengestaltung).

Staatssekretär Dr. Hermann Kues, dem Vorsitzenden der Ludwig-Windthorst-Stiftung, fiel während des anhaltenden Schlussapplauses sichtlich ein Stein vom Herzen – die Mischung aus Provokation und Ernsthaftigkeit war gelungen. Ja gewiss, Grenzverletzungen fanden statt, aber sie blieben in dem großzügigen Rahmen, den Emsländer gern gewähren und tolerieren. Sie kennen aus alter Schmugglertradition den unbändigen Reiz, der von solchen Abenteuern ausgeht – und genießen ihn.

Anmerkungen

- 1 Norbert Behr, Ludwig – mein Märchenprinz, oder: Bismarck? Versenken! – Ein charmanter Heimatabend für katholische Reichsfeinde. Unveröffentlichtes Theaterskript. Lingen 2008.
- 2 Ludwig-Windthorst-Stiftung (Hrsg), Kleine Exzellenz – große Spuren. Ludwig Windthorst neu entdecken. Lingen 2008.
- 3 Ebd., S. 9.

Die Kunst des Sammelns in den Zeiten des Sammelns oder: „Was sollen wir heute noch sammeln?“

von Beate Bollmann

Der vorliegende Beitrag¹ widmet sich einem speziellen Aspekt des Sammelns und Dokumentierens, und zwar der Gegenwartsdokumentation. Diese „Kunst“ des Sammelns soll im Kontext der heutzutage vorherrschenden Sammellust, aber auch dem damit verbundenen Sammelfrust beleuchtet werden.

Zeiten des Sammelns

Nützliche Dinge zu sammeln, gehört zu den Urinstinkten des Menschen. Nicht nur die Jäger und Sammler der Steinzeit waren gezwungen, sich Nahrung und anderes verwertbares Material zu suchen. Daneben entwickelte der Mensch schon früh Freude daran, Dinge auch aufgrund ihrer Schönheit, ihrer Seltenheit, ihrer Bedeutung oder ihres Wertes zu sammeln. Man könnte also sagen, dass der Mensch von jeher in „Zeiten des Sammelns“ gelebt hat.

Wenn man sich jedoch in der heutigen Zeit mit Kunst, Kultur und Geschichte beschäftigt, gewinnt man sehr schnell den Eindruck, dass wir erst in den letzten Jahren und Jahrzehnten in die eigentlichen „Zeiten des Sammelns“ eingetreten sind. Die Freude am Sammeln hat weite Bevölkerungskreise erfasst. Flohmärkte, Sammlerbörsen und Antiquitätenmessen sind Publikumsmagneten. Der Kunstmarkt boomt. Für alles, was sich sammeln lässt, ob Bierdeckel, Keramik oder alte Möbel, findet sich ein Abnehmer. Dabei ist es in der Regel Liebhaberei, nicht selten Leidenschaft, die den Sammler zu weiterem Sammeln antreibt. Rationale Überlegungen über die Objektgattung, die gesammelt wird, beschränken sich zumeist auf den Wunsch nach deren Vollständigkeit.

Diese Sammelleidenschaft scheint geradezu ein Merkmal unserer Gesellschaft zu werden. Seit den 1970er Jahren widmeten sich in verstärktem Maße auch Heimatvereine und Museen dem Sammeln von Dingen der alltäglichen Sachkultur. Und immer häufiger führten seither private Sammelinitiativen zur Gründung neuer Museen. So hat sich die Zahl der Museen in Deutschland von circa 700 Ende der 1960er Jahre auf gut 6 500 im Jahr 2006 erhöht und ein Ende dieser Entwicklung ist noch lange nicht abzusehen. Aber nicht nur die Zahl der Museen, sondern auch die Menge dessen, was gesammelt wird, hat in unglaublichem Maße zugenommen. Inzwischen klagen alle Museen über volle Magazine und Ausstellungsräume.



Eine Küchenszene im Heimathaus Rastdorf zeigt anschaulich das Alltagsleben der Hausfrauen im 20. Jahrhundert (Foto: Andreas Eijnck, 2005)

Zeitphänomen Musealisierung

Diese Situation hat ganz wesentlich mit der vor allem in der Volkskunde geführten Diskussion zum Thema Alltagskultur zu tun. Das Sammeln und Präsentieren von Alltagskultur in Museen war seit den 1970er Jahren eine gängige Forderung.² Die Museen und vor allem auch die kleinen Ortsmuseen griffen diese Forderung auf und wendeten sich Themen zu, die in der Forschung aktuell waren: der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Alltagsgeschichte und Alltagskultur. Sie begannen, entsprechende Objekte der Sachkultur zu sammeln, die bis dahin nicht als ausstellungswürdig gegolten hatten. Beeinflusst durch die Bewegung der Geschichtswerkstätten wurde die Arbeit der Stadt- und Heimatmuseen jetzt als aktive Auseinandersetzung und Geschichtsarbeit auf lokaler Ebene im Dialog mit den Bewohnern bzw. Besuchern begriffen. Die Museen erhoben nun den Anspruch, „Geschichte von unten“ zu praktizieren.³ Gerade für die als Institutionen sehr umstrittenen Heimatmuseen bedeutete diese neu an die Museen herangetragene Aufgabe, sich aktiv in die Diskussionen um die Zukunft der Gesellschaft einzumischen, eine Aufwertung und Stärkung ihres Selbstbewusstseins.

Dies kommt sehr deutlich in der Schlussresolution der 1987 in Berlin abgehaltenen Tagung zum Thema „Experiment Heimatmuseum“ zum Ausdruck, in der es heißt⁴:



Der „Tante-Emma-Laden“ im Heimathaus Freren soll über die Ladeneinrichtung hinaus auch einen wichtigen Treffpunkt früherer Zeiten dokumentieren (Foto: Andreas Eiyneck, 2006)

„Heimathmuseen leisten einen wichtigen Beitrag zur Fundierung einer demokratischen Gesellschaft. Sie können über die Begegnung mit Geschichte und Gegenwart zur Identifizierung mit dem Gemeinwesen beitragen. Sie können die Vielfalt der unterschiedlichen Lebensbereiche auch in ihren lokalgeschichtlichen Entstehungszusammenhängen überschaubar und konkret begreifbar machen. Sie können auf intensive Weise über persönliche Begegnungen und Gespräche zur museumsspezifischen Erschließung und Bewahrung von Geschichte, Kultur und Alltag beitragen.“

Dieser hohe Anspruch wurde jedoch in der Realität der Museumsarbeit allzu oft nicht eingelöst. Statt einer wirklichen Auseinandersetzung mit dem, was Alltagskultur bedeutet, erfolgte in den Museen oft nur ein unreflektiertes Ansammeln von Alltagsobjekten jeder Art. Die verschiedenen wissenschaftstheoretischen Alltagskonzepte der universitären Volkskunde als der zuständigen Fachwissenschaft gelangten nicht in die Museen bzw. wurden von diesen nicht rezipiert.

So stand die in den 1970er/80er Jahren noch per se als aufklärerisch geltende Darstellung von Alltagskultur und -geschichte im Museum schon zehn Jahre später eher im Verdacht der reinen Nostalgie, der Folklorisierung und sozialromantischen Verklärung. Die nun laut werdenden Plädoyers zur Abkehr vom Alltag im Museum und die Forderungen, die zuvor gepriesene Geschichtsbearbeitung auf der lokalen Ebene wieder in die grö-

Beren Strukturen gesamtgesellschaftlicher Zusammenhänge einzubinden, blieben jedoch weitgehend ungehört. Sie stammten ja auch vielfach von Wissenschaftlern, die außerhalb der Museen standen.⁵ Vielleicht nicht ganz zu Unrecht zog sich mancher Heimatmuseumsleiter auf die Position zurück, dass es zu den Vorzügen der kleinen Museen gehöre, Sachzeugnisse jenseits wissenschaftlicher Trends bewahren zu können.⁶

Bereits seit den 1980er Jahren beschrieben Museumswissenschaftler und Museumstheoretiker diese Entwicklung als „Zeitphänomen Musealisierung“⁷. Vor allem Gottfried Korff⁸, renommierter Volkskundler und Museumstheoretiker, befasste sich wiederholt damit. Für das seit den 1970er Jahren steigende öffentliche Interesse an den Museen, den Publikumszulauf der großen Geschichtsausstellungen, wie die Berliner Ausstellung „Preußen – Versuch einer Bilanz“ (1981), und den Boom der Museumsneugründungen prägte er das Schlagwort „Popularisierung des Musealen“.

Die Tatsache, dass gleichzeitig immer mehr Objektklassen als museumswürdig erachtet wurden, beschrieb Korff als „Musealisierung des Popularen“: Mit dem Einzug der Alltagsgeschichte in die Museen hätten diese begonnen, Alltagsobjekte zu sammeln, ohne darauf zu achten, ob sich mit ihnen historische Einsichten vermitteln ließen. Die Folge sei nicht nur ein oft unkontrolliertes, weil zielloses Sammeln von Gegenständen der Alltagskultur bzw. des Alltags gewesen. Vielmehr hätten banale Alltagsobjekte dadurch in den Augen der Museumsleute denselben Status der Museumswürdigkeit erhalten wie bedeutende historische Artefakte. Korff sah darin eine Trivialisierung des Sammlungsinteresses und der Sammlungen.

Hinter dieser Entwicklung vermutete Korff weniger ein echtes Interesse am historischen Objekt als eine allgemeine Abkehr von der Gegenwart. Damit folgt er einem Erklärungsmuster Hermann Lübbes⁹, der seit den 1980er Jahren in diesem Phänomen eine Ablenkung von Gegenwartsproblemen sieht. Der Philosoph Lübbe deutet die genannten Musealisierungstendenzen und das allgemeine verstärkte historische Bewusstsein als eine Kompensation für die immer schnellere Veränderung unserer modernen Gesellschaft, in der Konsumgüter immer rascher veralten und zu Relikten der Vergangenheit werden, womit ein Vertrautheitsschwund und eine wachsende Zukunftsgewissheit einhergingen.

Die theoretische Beschäftigung mit dem Phänomen der Musealisierung hatte jedoch bis heute wenig Einfluss auf die Realität in den Museen. So wählten Fachkollegen in jüngster Zeit Begriffe wie „Horten“, „Sammelsurium“ oder „Sammelwut“ zur Beschreibung der Zustände in vielen Museen.¹⁰ Denn neben der historischen „Entwertung“ der Sammlungen war das rein physische Überquellen vieler Museumsmagazine eine weitere gravierende Folge der genannten Entwicklung. Nicht wenige Museen zogen daraus die Schlussfolgerung: „Wir haben keinen Platz mehr, um weiterhin zu sammeln“. Solche Aussagen scheinen jedes weitere Nachdenken zum Thema obsolet zu machen. Die Frage ist jedoch, ob sie nicht vielmehr die Unsicherheit darüber verbergen sollen, was Museen heutzutage noch sammeln sollen?

Sammeln als Aufgabe der Museen

Das Sammeln gehört zu den Grundaufgaben der Museen und ist als solche in den „Standards für Museen“ des Deutschen Museumsbundes und von ICOM-Deutschland aufgeführt. Museen haben die gesellschaftliche Aufgabe, die Natur sowie die kulturellen und materiellen Zeugnisse der Menschen im Sinne eines Archivs für die folgenden Generationen zu dokumentieren. Museumssammlungen sind „das gegenständliche Gedächtnis der Menschheit und ihrer Umwelt“ und bilden das „Rückgrat“¹¹ bzw. die Hauptressource der einzelnen Museen. Als wesentliches Unterscheidungsmerkmal sind sie von existenzieller Bedeutung für die Häuser:

Museen sind demnach „institutionalisierte Sammler“. Doch weder dürfen sie der Leidenschaft des Sammelns erliegen, so wie es manchem privaten Sammler geht, der immer wieder dem Reiz des Objektes erliegt, ohne an die Folgen – etwa für sein Portemonnaie oder für seine bereits mit Sammelstücken überfüllte Wohnung – zu denken, noch dürfen sie sich Objekte von Sammlern oder Stiftern aufdrängen lassen. Beim musealen Sammeln kann es nicht darum gehen, alles zu nehmen, was man bekommen kann, aber auch nicht darum, alles nehmen zu müssen, was einem angeboten wird. Gerade weil sich das museale Sammeln in der Realität oft zwischen diesen beiden Extremen bewegt, ist es wichtig, dass die Museen einen rationalen, von Vorlieben und Abneigungen freien Weg finden, mit dieser Aufgabe unter den individuellen Bedingungen ihres Hauses angemessen umzugehen. Darin liegt die Kunst des Sammelns.

Die „Technik“ des Sammelns

Jeder Kunst liegt ein technisches Wissen und Können zugrunde, das ein Künstler zunächst erlernen muss, um es danach kreativ anwenden zu können. Im Bereich des musealen Sammelns bedeutet „Technik“, einer Sammlung Kontinuität und Richtung zu geben und die geeigneten Kriterien für eine Auswahl der „richtigen“, d.h. der für das Museum interessanten Objekte zu formulieren.

Um dies zu erreichen, werden die Grundlagen und Richtlinien des Sammelns in einem auf das jeweilige Haus zugeschnittene Sammlungskonzept festgelegt. Die „Ethischen Richtlinien für Museen“ von ICOM fordern ein solches Konzept ebenso wie die „Standards für Museen“.¹² Neu ist dieser Anspruch jedoch nicht. Bereits Otto Lauffer setzte 1907 in seinem Aufsatz über das Wesen und Wirken des historischen Museums einen wissenschaftlich fundierten Sammlungsplan für jedes Museum voraus.¹³ Mit Blick auf die aktuellen Probleme des Sammelns – die überfüllten Magazine und die Objektflut der modernen Gesellschaft – wird jedoch in den letzten Jahren der Ruf nach „neuen“, „intelligenten“ Sammlungskonzepten lauter.¹⁴



Zu den beliebtesten Sammel- und Ausstellungsthemen der letzten Jahre zählen kaum eine Generation altes Design und Alltagsgegenstände der 50er Jahre (Foto: Richard Heskamp, 2006)

Über das erste Problem wurde in den letzten Jahren auf nationaler und regionaler Ebene – gerade hier im Nordwesten unter dem Stichwort „Ent-Sammeln“ – viel diskutiert.¹⁵ Dabei konnten verschiedene Strategien aufgezeigt werden, um dem Platzmangel in den Magazinen durch eine gesteuerte Aussonderung von Sammlungsgut Herr zu werden. Aber auch die Frage nach den Möglichkeiten einer sinnvollen Dokumentation der Gegenwart ist seit Jahren ein wichtiges Thema.

Dokumentation der Gegenwart

Die Einbeziehung der Gegenwart ist heute eine weitgehend anerkannte Anforderung an die Sammlungs Bemühungen der Museen, auch der kleinen Heimatmuseen.¹⁶ Ihr liegt die Vorstellung zugrunde, dass sich Museen nicht nur mit der Geschichte, sondern auch mit Fragen der zeitgenössischen Lebensgestaltung befassen und die Diskussion um Gegenwartsprobleme und gesellschaftliche Schlüsselthemen mitgestalten sollten.¹⁷ Dieses schon in den 1920er Jahren propagierte¹⁸ Verständnis der Institution Museum setzte sich allerdings erst seit den 1970er/80er Jahren durch.



Wohninterieurs der 50er Jahre – hier bei einer Ausstellung im Emslandmuseum Lingen – wecken Jugenderinnerungen und knüpfen an eigene Erlebnisse vieler Besucher an (Foto: Richard Heskamp, 2006)

Bei einer Dokumentation der Gegenwart geht es darum, typische oder herausragende Objekte und Erscheinungen der gegenwärtigen Sachkultur zu ermitteln, die zu den bereits vorhandenen Beständen eines Hauses passen und diese sinnvoll „in die Zukunft fortschreiben“. Dabei gilt es zu erkennen, was das gegenwärtige Leben der Gesellschaft – bzw. einer Stadt, einer Region oder einer Kommune – prägt und Auswirkungen auf die Zukunft dieser Gemeinschaft haben könnte. Es ist jedoch schwierig, als unmittelbar Beteiligter die Charakteristika der eigenen Zeit zu sehen, da zumeist die erforderliche Distanz fehlt. Daher sammeln einige Museen erst in einem zeitlichen Abstand von etwa einer Generation bzw. dreißig Jahren. Dann kann es jedoch in manchen Fällen schon zu spät sein, um die gewünschten aussagekräftigen Objekte noch zu bekommen. Denn die anfangs konstatierte beschleunigte Zunahme der Konsumgüter geht einher mit einer ebenfalls beschleunigten Entsorgung dieser Güter.¹⁹ Die einfachste und oft auch kostengünstigste Möglichkeit, Gegenwartskultur zu dokumentieren, ist daher ein möglichst zeitnahes Sammeln von Objekten und Dokumenten.

Wie erkennt man aber, ob ein Objekt nicht nur zum Thema des Museums und zu den schon vorhandenen Beständen passt, sondern auch als zeittypisch und damit als historisch aussagekräftig gelten kann? Die Darstellung von historischen oder kulturgeschichtlichen Themen geht immer von den zur Verfügung stehenden Quellen, im Falle des Museums also von

den Sammlungsobjekten als Sachquellen und deren Quellenwert aus. Der Quellenwert eines Objektes kann sehr unterschiedlicher Natur sein. Bei historischen Objekten, die Phänomene der Vergangenheit belegen, unterscheidet man Erinnerungswert, historischen Wert, kulturhistorischen Wert, naturgeschichtlichen Wert, Alter, Seltenheitswert, Gebrauchswert, Kunstwert und Ethnizität.²⁰ Für das Sammeln und Dokumentieren von Gegenwartskultur sind diese Kriterien allerdings wenig geeignet. Doch schon seit den 1970er Jahren werden andere Möglichkeiten und Konzepte des zeitgleichen Sammelns diskutiert.²¹

SAMDOK

Eine Vorreiterrolle spielt dabei bis heute das schwedische Projekt SAMDOK – eine Abkürzung für das schwedische Wort für Gegenwartsdokumentation „Samtidsdokumentation“.²² In diesem Projekt schlossen sich in den 1970er Jahren etwa 80 sowohl nationale als auch regionale und kommunale kulturgeschichtliche Museen in Schweden zusammen. Ausgangspunkt des Projektes war die Erkenntnis von Lücken in den Sachgutsammlungen bei der Vorbereitung einer Ausstellung über die 1950er und 1960er Jahre. Die Museen bildeten – auf freiwilliger Basis – elf Arbeitsgruppen mit jeweils 7–16 Museen, die sich unterschiedlichen Sachgebieten widmeten: den wichtigsten Gewerbebranchen, dem öffentlichen Sektor und dem Leben zu Hause. Ziel des Projektes ist ein koordiniertes, arbeitsteiliges, aktives statt retrospektives museales Dokumentieren der Gegenwartskultur. Die Dokumentation umfasst dabei Interviews, Fotografien und das Sammeln von authentischen Objekten zu den jeweils untersuchten Sachgebieten. In dieser Kombination von Sammlung und Dokumentation liegt ein wesentlicher Aspekt der Vorbildhaftigkeit des Projektes.

Neben klassischen Formen des Sammelns und Dokumentierens wurden dabei auch Längsschnitte als Sammlungsaufgabe konzipiert und durchgeführt: z.B. das kontinuierliche Sammeln und Dokumentieren der abgelegten Kleidung eines Kindes über fast ein ganzes Jahrzehnt hinweg. Auch wurden Momentaufnahmen erstellt, indem jedes Museum des Arbeitsbereiches „Wohnen“ alle fünf Jahre einen vollständigen Haushalt in seiner Gegend dokumentierte.

Die Arbeitsgruppe zum Thema „Wohnen“ knüpfte dabei am stärksten an die materielle Kultur an, während sich das Sammeln von Objekten bei den Arbeitsgruppen zu Arbeitsleben und Produktion als Problem erwies. Die eigentlichen Produktionsmaschinen waren zu kostspielig und zu groß für die Museen. Die Anfertigung von Modellen, Videofilmen und sehr guten Fotos wurde daher als Alternative entwickelt, konnte aber das Grundproblem nicht wirklich lösen.

Für das Sammeln von Objekten der Gegenwart stellte das Projekt 1977 folgende Kriterien auf:

- Häufigkeit: die gewöhnlichsten Objekte
- Innovation: die ersten Objekte einer neuen gesellschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen oder anderen Entwicklung
- Repräsentativität: Objekte, die Ideen und Werturteile vertreten
- Anziehungskraft: Objekte mit Gefühls- und Ritualwert, die mit bestimmten Personen oder Ereignissen verbunden sind
- Nähe: Dinge der unmittelbaren Umgebung, die etwas über Einzelmenschen aussagen – im Gegensatz zu den Kriterien „Häufigkeit“ und „Innovation“, die eine breite, ideengeschichtliche Perspektive haben
- Form: Objekte als Nachweis der Freude an Form, Farbe, Variationsreichtum

Jedes Objekt, das man im Museum aufnehmen wollte, sollte mindestens eins der genannten Kriterien erfüllen. Nicht selten ließen sich Objekte aber auch mehreren Kriterien zuordnen.

Noch heute bilden diese Kriterien m.E. einen guten Ausgangspunkt zur musealen Selektion von Gegenwartskultur. Dadurch bedingt, dass es sich bei SAMDOK um ein Projekt auf nationaler Ebene mit regional ausgerichteten Arbeitsgruppen handelt, fehlt hier allerdings die explizite Nennung des Kriteriums der regionalen Eingrenzung.

In der Realität des normalen Arbeitsalltags der schwedischen Museen zeigte sich recht schnell, dass für diese Art der umfassenden Dokumentation und vor allem für deren Auswertung auf Dauer die Zeit und die finanziellen Mittel fehlten. Die Ansprüche mussten daher zurückgeschraubt werden, sodass z.B. einzelne Projekte der Museen nur noch alle 2–3 Jahre stattfinden konnten.

Das Projekt SAMDOK wird bis heute fortgeführt und ist dabei immer wieder Wandlungen und Anpassungen unterzogen.²³ Mitte der 1990er Jahre schien die starke Ausrichtung der Arbeitsgruppen auf die Arbeitswelt nicht mehr angemessen, da ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung nicht oder nicht mehr an ihr teilnahm. Daher wurde SAMDOK 1998 umorganisiert und neue Arbeitsgruppen eingerichtet zu den Themen: Häusliches Leben, Freizeit, Lokale und regionale Räume, Naturnutzung, Gesellschaft und Politik, Produktion und Dienstleistungen, Kulturbegegnungen und Samisches Leben. Die Museen konnten sich nach ihren eigenen Wünschen diesen neuen Gruppen zuordnen, die jeweils ihre individuellen neuen Dokumentationsprogramme und Ziele formulierten. Das Netzwerk der Museen diente nun auch verstärkt als Diskussions- und Gesprächsforum.

Die Vorgehensweise der einzelnen Arbeitsgruppen änderte sich, z.B. fiel die regelmäßige Wiederholung von Untersuchung des häuslichen Lebens weg. Auch die Auswahl der häuslichen Milieus musste aufgrund der vielfältigen neuen Formen von „Familie“ (Alleinerziehende mit Kind, „Patchwork-Familien“, homosexuelle Paare etc.) neu diskutiert werden. Beispielhaft für die veränderte Vorgehensweise der Gruppe „Häusliches Leben“ sind drei an verschiedenen Lebensstilen orientierte Untersuchungen in den Jahren 1992 bis 1997, in denen analysiert wurde, wie sich die Berufstätigkeit der Mutter, die anthropo-



Gegenwart museal inszeniert – „Jugendzimmer“ bei der Ausstellung „Kindheit früher und heute“ 2004 im Emslandmuseum Lingen (Foto: Richard Heskamp, 2004)

sophische Einstellung einer Familie und das ökologische Engagement einer Familie auf deren häusliches Leben auswirkten.

Ein Ergebnis des Projektes ist die Entstehung qualitätvoller, d.h. aussagekräftiger Sammlungen und Dokumentationen, die aktuelle Fragen in den Mittelpunkt stellen. Über die bloße Beschaffung von Quellenmaterial hinaus hat das Projekt aber auch zu einer bedeutsamen Weiterentwicklung der Rolle und des Selbstverständnisses der Museen geführt, die die Leiterin der Arbeitsgruppe „Häusliches Leben“, Eva Kjerström Sjölin, folgendermaßen beschreibt²⁴: „Die Einrichtung auf die Fragen der Gegenwart hat zu einer aktiveren gesellschaftlichen Orientierung [der Museen] beigetragen. ... Durch die Erforschung der heutigen Zeit können die Museen auf sich aufmerksam machen und sich eine Rolle in den aktuellen gesellschaftlichen Prozessen verschaffen; und dies ist etwas, was für die schwedischen Museen zunehmend wichtiger geworden ist.“ Da bei der Sammel- und Dokumentationsarbeit eine Begegnung zwischen Museum und Publikum stattfindet, sind die Untersuchungen zugleich, so fährt sie fort, „ein Signal an die Umwelt, dass sich hier eine Institution aktiv für die Lebensbedingungen der Menschen interessiert und engagiert, dass sie die Gedanken der Menschen, ihre Wertvorstellungen und Bestrebungen für bewahrens- und erforschenswert hält und dass der Alltag der Menschen ein unerlässlicher Bestandteil der Beschreibung unserer Zeit ist“.



Strandgut der Geschichte oder später vielleicht einmal wichtige Zeugnisse für das Leben im 20. Jahrhundert? – Sperrmüll in Papenburg 2008 (Foto: Andreas Eiyneck, 2008)

Gegenwartsdokumentation in Deutschland

Auch in Deutschland gab es bereits verschiedene Projekte zur Entwicklung von Konzepten für eine sinnvolle Dokumentation der Gegenwarts-kultur:

Von dem Projekt SAMDOK angeregt, wurde 1987/88 ein Modellprojekt im Museum im Ritterhaus in Offenburg durchgeführt.²⁵ Es widmete sich der Werbemittelindustrie des Ortes, da Reklameschilder und andere Werbemittel (Warendisplays und andere Werbeträger wie z.B. „Nostalgiespiegel“) einen interessanten Spiegel von Wirtschaft und Gesellschaft bieten. Über ein Jahr hinweg wurde von jedem Auftrag einer in Offenburg ansässigen Werbemittelfirma ein Muster für das Museum zurückbehalten und dazu Herstellungskosten, Auflagenhöhe und Auftraggeber vermerkt. Mit diesem Projekt gewann das Museum durch die absichtsvolle und bewusste Musealisierung alltäglicher Gegenwarts-kultur eine Sammlung von erheblicher Qualität, die die Produktpalette dieses Herstellers exakt widerspiegelt.²⁶

Ein weiteres vergleichbares Projekt führte das Westfälische Freilichtmuseum Detmold 1998/99 durch. Durch die Dokumentation und den Erwerb kompletter Kinderzimmerausstattungen der Gegenwart sollte hier innerhalb von zwei Jahren eine qualitative Sammlung zum Thema „Wohnen in der Gegenwart: Kindheit, Jugend, Ausbildung“ aufgebaut

werden.²⁷ Die Wahl fiel dabei auf Kinder- und Jugendzimmer, weil sie eine gut einzugrenzende Altersgruppe betreffen, erst seit den 1950er/60er Jahren üblich geworden sind und weil sie von ihrer Größe her überschaubare Räume darstellen. An der Auswahl der Zimmer waren 300 Jugendliche beteiligt, die selbst die Kriterien festlegten, nach denen Zimmer in die engere Dokumentation gelangen sollten. Für die Übernahme ins Museum wurden schließlich fünf Zimmer von acht jungen Zimmerstiftern im Alter von 7 bis 27 Jahren ausgewählt, in denen sich alle Richtungen der aktuellen Jugendkultur widerspiegeln. Ein Vorteil dieser Art von Dokumentation kann mit Sicherheit darin gesehen werden, dass alle übernommenen Objekte in ihrem ursprünglichen Kontext stehen. Darüber hinaus handelt es sich weder um Designklassiker noch um reine Versandkatalog-„idyllen“, sondern die Objekte zeigen in ihrer Zusammenstellung einen Querschnitt durch die Lebens- und Wohnstile von Kindern und Jugendlichen im Jahr 1999.

Im Rheinischen Industriemuseum, das aus sechs dezentralen Standorten besteht, spielt die Textilindustrie durch die zwei Textilstandorte in Ratingen und Euskirchen eine wichtige Rolle.²⁸ Zur Sammlungsstrategie gehört hier nicht nur die Industrie- und Technikgeschichte des Textils, sondern auch der weitere Ausbau der umfangreichen kostüm- und textilgeschichtlichen Sammlung. Dabei geht das Museum davon aus, dass Kleidung ein relativ genaues Abbild gesellschaftlicher Wandlungsprozesse darstellt, da sie Veränderungen der Konsumgewohnheiten, der Lebensweise, des Körpergefühls und der Umweltbeziehungen ihrer Träger widerspiegelt. Das Sammeln der Gegenwart wird vom Museum aufgrund des beschleunigten Kleidungskonsums und der fehlenden Distanz jedoch als schwierig empfunden. Um diese Probleme zu bewältigen, verbindet es in seiner Sammlungsstrategie strukturierende und sehr festgelegte Kriterien mit einem offenen Konzept.

Im textiltechnischen Bereich werden vor allem Muster von Kleidung aus den neuen Textilfasern, Mikrofasern, synthetischen Geweben sowie besonders ausgerüstete Kleidung und sogenannte intelligente Kleidung gesammelt. Die Kostüm- und Kleidersammlung konzentriert sich auf Leitthemen, z.B. die Mobilität der Gesellschaft (Sportkleidung) oder veränderte Körper- und Frauenbilder („Ökoloook contra Business-Kleidung“). Ein dritter Sammlungsschwerpunkt sind Kleidungsstücke mit Symbolcharakter, die als typisch für eine Epoche gelten können und zum Kristallisationspunkt oder sogar Symbol für veränderte Mentalitäten und verändertes Kleidungsverhalten geworden sind. Hier gesteht das Museum ein, dass es solche Stücke für die 1990er Jahre und die heutige Zeit bisher nicht zu erkennen vermag.

Die hier vorgestellten deutschen und schwedischen Dokumentationsprojekte sind bzw. waren alle recht umfangreich und mit einem entsprechenden Aufwand an Personal und Finanzen verbunden. Dennoch geben sie eine Richtung vor, der auch kleinere Museen – auf ihren ganz eigenen Wegen und mit auf sie zugeschnittenen Inhalten – folgen können.



Sollen Museen die Alltagskultur des 20. Jahrhunderts heute schon sammeln? – Blick in das Second-Hand-Kaufhaus des SKM Lingen (Foto: Andreas Eiyndck, 2008)

Sammeln als Selektion

Bei allen Überlegungen zum Thema Sammeln und bei allen noch so durchdachten Konzepten für ein möglichst sinnvolles Sammeln der Gegenwartskultur muss man sich jedoch immer bewusst bleiben, dass alles museale Sammeln eine Selektion bedeutet. Denn museales Sammeln ist wertendes Sammeln.²⁹

Jedes Museum wählt diejenigen Objekte für seine Sammlung aus, denen es einen musealen Wert zuspricht, weil sie Träger von Bedeutungen sind. Diese Bedeutungen zu erkennen, ist Aufgabe des Museums. Dabei nimmt es jedoch zugleich eine Interpretation des Objektes unter Bezugnahme auf seine schon vorhandene Sammlung vor. Das gleiche Objekt würde daher von einem anderen Museum in einem anderen musealen Bezugssystem voraussichtlich ganz anders bewertet werden. Die bewusste Auswahl – Selektion – von Objekten ist also ein interpretatorischer, schöpferischer Vorgang, indem er eine neue Deutung der Objekte hervorbringt.

Es gehört zu den gesellschaftlichen Aufgaben der Museen, in der Präsentation ihrer Objekte Interpretationen und Wertungen der Realität vorzunehmen und diese – ausgehend von einem jeweils neu zu bestimmenden gesellschaftlichen Konsens – zu bestimmten Aussagen zu verdichten. Museen können dadurch Werte und Normen vermitteln und



Und wenn das ihr Auftrag ist – wo liegen dann die Grenzen des musealen Sammelns? Blick in das Second-Hand-Möbelhaus des SKM Lingen (Foto: Andreas Eijnck, 2008)

sinnstiftend wirken.³⁰ Das bedeutet jedoch zugleich, dass sich der Bedeutungshorizont der Objekte entsprechend der gesellschaftlichen Entwicklung verändert.³¹ Bedingt durch die zuvor getroffene Selektion der Objekte können Museen Geschichte wie Gegenwart dabei immer nur in Ausschnitten abbilden.³²

Von diesen Überlegungen ausgehend, macht es durchaus Sinn, für das museale Sammeln eine enge Bezugnahme auf die Forschung zu fordern.³³ Mit Blick auf die hier formulierte konkrete Frage „Welche Objekte sollen die Museen heute sammeln?“, erscheint dieser Weg jedoch nicht immer hilfreich. Zum einen unterliegt auch die Forschung in den verschiedenen Bezugswissenschaften der Museen – Geschichte, Volkskunde etc. – unterschiedlichen Strömungen und Richtungswechseln. Zum anderen ist es ihr bisher nicht gelungen, ausreichend klar zu definieren, welche Objekte zum „Kulturgut“ und zum „kulturellen Erbe“ zu zählen sind, um den Museen damit praktikable Kriterien für ihr Sammeln zu liefern.³⁴

So wird selbst eine aktive, konzeptionell durchdachte Gegenwartsdokumentation das Problem der ausschnittshaften und manchmal verzerrten Überlieferung unserer materiellen Kultur in den Museen nicht überwinden können. Denn auch jedes noch so gute Konzept trifft eine Auswahl und kann somit nie „objektiv“ sein. Aber jedes Konzept ist zumindest ein Versuch – nicht mehr, aber auch nicht weniger –, die Aussagekraft der uns umgebenden Dinge herauszuarbeiten.

Fazit

Sammeln darf nicht in eine ziellose, ungerichtete Sammelwut ausarten – weder aus der Angst heraus, etwas Wichtiges übersehen zu können, noch aus dem Unvermögen, Grenzen zu ziehen. Um sich der Kunst des Sammelns zu nähern, ist zunächst die „Technik“ wichtig. Dazu gehört – wie in anderen Bereichen der Museumsarbeit auch – die Abfassung eines stringenten Konzeptes. Ein solches Sammlungskonzept sollte auch die Dokumentation der Gegenwart einbeziehen.

Die eigentliche „Kunst“ des Sammelns zeigt sich dann u.a. darin, geeignete Kriterien für ein Sammeln der Gegenwart zu definieren. Diese Aufgabe ist schwer und noch schwerer ist es, die gewählten Kriterien ohne Fehler und Irrtümer umzusetzen. Dennoch kann die Alternative nicht lauten, gar nichts zu tun oder einfach alles zu sammeln. Vielmehr möchte ich mich Kurt Dröge³⁵ anschließen, der Mut im Umgang mit den Dingen, d.h. Mut zum Sammeln und zum „Entsammeln“ gefordert hat – also Mut, um sich der Aufgabe zu stellen, Kriterien für ein sinnvolles Sammeln zu entwickeln und diese in der eigenen Arbeit auch umzusetzen.³⁶ Mit Blick auf die Gegenwartsdokumentation kann man diese Forderung sogar noch erweitern: Museen müssen den Mut zur Lücke bzw. zum Experiment oder, anders gesagt, den Mut zur Interpretation der eigenen Gegenwart entwickeln, um dadurch zu möglichst eindeutigen Kriterien für die Objektauswahl zu gelangen. Dieser Aufgabe sollten sich die Museen in dem Bewusstsein stellen, dass sie nicht ohne Fehler zu bewältigen ist. Auch dafür braucht es Mut. Erleichtert wird diese Aufgabe durch eine Enttabuisierung des „Entsammelns“, d.h. der Abgabe von Sammlungsgut. Dadurch können Dinge, die sich letztlich doch nicht als museumswürdig erwiesen haben, auch wieder abgegeben werden.

Bei der Entwicklung eines solchen Sammlungskonzeptes sollte schließlich noch beachtet werden, dass – wie bei jeder Kunst – die wirkliche Kunst darin liegt, Vorlagen von Anderen nicht einfach zu kopieren, sondern sich davon inspirieren zu lassen und sie kreativ in eigene Formen mit einem eigenen Stil umzusetzen. Nur so ist es möglich, eine Sammlung zu schaffen, die sich von anderen Sammlungen unterscheidet und eigenständige Aussagen ermöglicht. Auf diese Weise wird sie dazu beitragen, dem Museum ein eigenes, einzigartiges Profil zu geben.

Anmerkungen

- 1 Leicht gekürzte Fassung des Vortrags auf der 12. Fachtagung zur emsländischen Heimat- und Regionalgeschichte am 29.3.08 in Papenburg.
- 2 Zusammenfassend: Anja Schöne, *Alltagskultur im Museum. Zwischen Anspruch und Realität*. Münster 1998, S. 76–85.
- 3 Vgl. Dieter Kramer, Gedanken zur kulturpolitischen Bedeutung kleiner Museen. In: Martin Scharfe (Hrsg.), *Museen in der Provinz. Strukturen, Probleme, Tendenzen, Chancen* (Tübinger Vereinigung für Volkskunde 54). Tübingen 1982, S. 1 f.; Dorothea Kolland, *Neukölln und sein Museum*. In: Oliver Bätz / Udo Gößwald (Hrsg.), *Experiment Heimatmuseum. Zur Theorie und Praxis regionaler Museumsarbeit*. Tagung im Heimatmuseum Neukölln, Museum für Stadtkultur und Regionalgeschichte. Marburg 1988, S. 20f., 27f.; Dieter Kramer, *Zum kulturpolitischen Standort der Heimat- und Regionalmuseen*, ebd., S. 33–39.
- 4 Udo Gößwald, *Regionalmuseen als Mikrokosmos – Zur Einleitung*. In: Bätz/Gößwald (wie Anm. 3), S. 15f.
- 5 Z.B. Oliver Bätz, *Alltag im Blick – Heimat in Sicht? Alltag, Geschichtswissenschaft und Heimatmuseum*. In: Bätz/Gößwald (wie Anm. 3), S. 45–49; Gottfried Korff, *Aporien der Musealisierung*. In: Wolfgang Zacharias (Hrsg.), *Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung*. Essen 1990, S. 66–69. Aber auch Museumspraktiker äußerten sich in dieser Richtung: Cornelia Foerster, *Das Historische Museum Bielefeld. Stadtentwicklung – Alltagsgeschichte – Industriekultur*. In: Joachim Meynert / Volker Rodekamp (Hrsg.), *Heimatmuseum 2000. Ausgangspunkte und Perspektiven*. Bielefeld 1993, S. 42f.; Jürgen Scheffler, *Das Städtische Museum „Hexenbürgermeisterhaus“ in Lemgo. Kommunale Museumsarbeit in einer „historischen Stadt“*. In: ebd. S. 68. Vgl. auch: Schöne (wie Anm. 2), S. 92–94.
- 6 Helmut Beyer, *Glanz und Elend der Heimatstuben. Eine Pressefahrt des NHB*. In: *Niedersachsen 88/6*, 1988, S. 324f.
- 7 Zusammenfassend: Schöne (wie Anm. 2), S. 89–94.
- 8 Zum Folgenden z.B.: Gottfried Korff, *Wird Kiezgeschichte salonfähig? Neuköllner Überlegungen zur Musealisierung des Popularen und zur Popularisierung des Musealen*. In: Bätz/Gößwald (wie Anm. 3), S. 69–80; ders., *Aporien der Musealisierung*. In: Zacharias (wie Anm. 5), S. 58–65.
- 9 Z.B.: Hermann Lübke, *Zeit-Verhältnisse. Über die veränderte Gegenwart von Zukunft und Vergangenheit*. In: Zacharias (wie Anm. 5), S. 40–44; ders., *Der Fortschritt von gestern. Über Musealisierung als Modernisierung*. In: Ulrich Borsdorf / Heinrich Theodor Grütter / Jörn Rüsen (Hrsg.), *Die Aneignung der Vergangenheit. Musealisierung und Geschichte*. Bielefeld 2004, S. 13–38. Vgl. auch Gottfried Korff, *Vom Verlangen, Bedeutungen zu sehen*, ebd., S. 91–95.
- 10 Dirk Heisig (Hrsg.), *Ent-Sammeln. Neue Wege in der Sammlungspolitik von Museen*. Aurich 2007, passim. Siehe vor allem die überaus treffende Analyse von Kurt Dröge, *Umgang mit Sammlungsgut. Uneingelöste Forderungen*, ebd., S. 31 f.
- 11 *Standards für Museen*, hrsg. vom Deutschen Museumsbund e.V. und ICOM-Deutschland. Kassel/Berlin 2006, S. 6, 15.
- 12 ICOM, *Ethische Richtlinien für Museen*. 2002, § 3.1.; *Standards für Museen* (wie Anm. 11), S. 15.
- 13 Otto Lauffer, *Das historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen*. In: *Museumskunde* 3, 1907, S. 80.
- 14 Z.B. Klaus Weschenfelder, *Museale Gegenwartsdokumentation – vorseilende Archivierung*. In: Zacharias (wie Anm. 5), S. 181; Dröge (wie Anm. 10), S. 32; Hans Lochmann, *Sammeln und Abgeben*. In: Heisig (wie Anm. 10), S. 40.
- 15 Vorstand des Deutschen Museumsbundes – Vorstand von ICOM-Deutschland, *Positionspapier zur Problematik der Abgabe von Kulturgut*. In: *Museumskunde* 69/2, 2004, S. 88–91; Heisig (wie Anm. 10).
- 16 Nina Hennig, *Dinge umgehen – mit Dingen umgehen*. In: Jan Carstensen (Hrsg.), *Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturgeschichtlichen Museen*. Münster/New York/München/Berlin 2003, S. 32. Vgl. Borsdorf/Grütter/Rüsen (wie Anm. 9), S. 10.

- 17 Gisela Lixfeld, „Macht Lust auf mehr ...“. Frauenforschung und Frauengeschichte als Herausforderung und Chance für Heimatmuseen. In: Meynert/Rodekamp (wie Anm. 5), S. 143. Vgl. auch: Lutz Niethammer, Das Museum als Gedächtnis. Fragen für ein RuhrMuseum jenseits von Rostalgie. In: Borsdorf/Grütter/Rüsen (wie Anm. 9), S. 53–79.
- 18 Martin Roth, Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution. Berlin 1990, S. 22–25.
- 19 Vgl. auch Claudia Gottfried, Textiles Sammeln der Gegenwart. Zu den Sammlungsstrategien des Rheinischen Industriemuseums im Bereich Kleidung. In: Carstensen (wie Anm. 16), S. 21.
- 20 Friedrich Waidacher, Handbuch der Allgemeinen Museologie. Wien/Köln/Weimar 2, 1993, S. 160f.
- 21 Vgl. u.a. Schöne (wie Anm. 2), S. 80–82.
- 22 Literatur hierzu siehe: Nina Hennig, Sammeln 2000. Biographische Ansätze musealen Sammelns. Antworten auf einen Fragebogen. In: Uwe Meiners (Hrsg.), Materielle Kultur: Sammlungs- und Ausstellungsstrategien im historischen Museum. Cloppenburg 2002, S. 157, Anm. 1. Zusammenfassend u.a.: Britt Bogren Ekfeldt, Samtidsdokumentation: SAMDOK – Gegenwartsdokumentation in Schweden. In: Museumsarbeit. Zwischen Bewahrungspflicht und Publikumsanspruch (Museumsmagazin 5), hrsg. von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg. Stuttgart 1992, S. 68–74; Waidacher (wie Anm. 20), S. 161f.; Eva Kjerström Sjölin, Fokus Gegenwart. Die aktuelle Diskussion und Praxis der Dokumentation schwedischer Museen. In: Carstensen (wie Anm. 16), S. 11–16.
- 23 Kjerström Sjölin (wie Anm. 22), S. 11f., 15f.
- 24 Kjerström Sjölin (wie Anm. 22), S. 12.
- 25 Hierzu: Weschenfelder (wie Anm. 14), S. 184f.
- 26 Weschenfelder (wie Anm. 14), S. 187.
- 27 Zum Folgenden: Claudia Richartz-Sasse, Ausgestellte Gegenwart: ZimmerWelten. Zur aktuellen Sammlungsstrategie des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold. In: Meiners (wie Anm. 22), S. 167–172.
- 28 Zum Folgenden: Gottfried (wie Anm. 19), S. 17–24.
- 29 Zum Folgenden: Waidacher (wie Anm. 20), S. 147–164; Katharina Flügel, Einführung in die Museologie. Darmstadt 2005, S. 55–59.
- 30 Dieter Kramer, Wozu eigentlich Museen? Museen als Institutionen kultureller Öffentlichkeit. In: Annette Zimmer (Hrsg.), Das Museum als Nonprofit-Organisation. Management und Marketing. Frankfurt/New York 1996, S. 26–29.
- 31 Heiner Treinen, Strukturelle Konstanten in der Entwicklung des Museumswesens. In: Zacharias (wie Anm. 5), S. 157–162; Waidacher (wie Anm. 20), S. 154–156; Korff (wie Anm. 9), S. 81–103.
- 32 Brigitte Junge, Was und wie sammeln wir? Erfahrungen und leitende Gedanken des Historischen Museums Aurich. In: Heisig (wie Anm. 10), S. 49.
- 33 Z.B. Hennig (wie Anm. 16), S. 32.
- 34 Dröge (wie Anm. 10), S. 33.
- 35 Dröge (wie Anm. 10), S. 35f.
- 36 Dröge (wie Anm. 10), S. 36.



Abb. 1: Archäologische Dokumentation auf der Baustelle: Durch die bereits laufenden Bauarbeiten waren die Möglichkeiten einer sachgerechten Ausgrabung stark eingeschränkt

(Foto: Gerhard Stahn, NLD)

Die mittelalterliche Siedlung Hofe bei Papenburg – Baggern und Schlämmen an der Meyer Werft

von Hans Joachim Albers, Jana Esther Fries, Dieter Glatthaar, Gerold Harms, Heinz Schipper und Gerhard Stahn

Die Papenburger Meyer Werft ist immer wieder weit über das Emsland hinaus in den Schlagzeilen. Wann immer eines der enormen Kreuzfahrtschiffe, die dort gebaut werden, fertig gestellt ist und über die Ems die Nordsee erreichen muss, säumen Menschenmengen die Ufer und das Fernsehen berichtet. Die ständig zunehmende Größe dieser Schiffe hatte Anfang des Jahres 2008 auch einen Einsatz der Bodendenkmalpflege zur Folge. Seit Januar des Jahres wurde die bestehende Werfthalle um mehrere Dutzend Meter nach Süden verlängert, um noch größere Schiffe bauen zu können. Dabei wurde ein Bodendenkmal angeschnitten und in Teilen zerstört, das für die Geschichte Papenburgs

von großer Bedeutung ist. Durch den kurzfristigen Einsatz des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege und ehrenamtlicher Mitstreiter konnte es zumindest kurzfristig dokumentiert werden.

Ende 2007 war das Landesamt von interessierten Bürgern auf die geplante Erweiterung der Meyer Werft und die in diesem Bereich befindliche Siedlung „Hofe“ hingewiesen worden. Hofe ist schriftlich ab etwa 1460 belegt und lag auf beiden Seiten der heutigen Rheiderlandstraße im Ortsteil Bokel. Scherbenfunde im Vorfeld der Bauarbeiten wiesen darauf hin, dass die Siedlung noch deutlich weiter zurückreichen dürfte. Vermutlich noch im Boden vorhandene Spuren würden beim Bau zerstört werden. Bei einem Ortstermin des Landesamtes und der Stadt Papenburg im Januar hatten die Bauarbeiten bereits begonnen und der größte Teil der Fläche war schon mehrere Meter tief ausgekoffert. Es wurde deshalb vereinbart, die verbliebene Fläche kurzfristig zu prospektieren, also mittels per Bagger angelegter Suchschnitte eine Stichprobe zu entnehmen, um die verbleibende Fläche archäologisch einschätzen zu können. Auch dies war letztlich infolge technischer Pannen und des Nichteinhaltens von Absprachen nicht möglich.

Zumindest konnten eine per Bagger abgeschobene Fläche und ein Profil, die eine große Zahl von Siedlungsbefunden enthielten, durch das NLD fotografisch dokumentiert werden. Im Anschluss übernahm die Arbeitsgruppe Naturwissenschaften und Archäologie ehrenamtlich die weitere Dokumentation. Sie hielt bis Anfang Februar Befunde der rund 600 m² großen Fläche fest, dazu Profile der Fläche, der großen Baugrube sowie eines Leitungsgrabens am Südwestrand des Baugebietes. Während die Fläche mittelalterliche und neuzeitliche Befunde, darunter ein Pfostenhaus, enthielt, konnte in dem Baugrubenprofil die geologische Entwicklung des Bereiches bis zurück in die Bronzezeit verfolgt werden.

Die geologischen Profile

In der Baugrube der Werfterweiterung und dem Rohrgraben konnten mehrere Feinsand- und zwischen diesen eine charakteristische Kleischicht festgestellt werden. Die unteren Sandschichten gehören zu einem Uferwall der Ems, der bei rund 600 Bohrungen auf dem rechten Ufer im Bereich von Hofe, Bokel, Papenburg und Völlen in den vergangenen Jahren immer wieder angetroffen wurde.

Er entstand im Laufe der Bronzezeit durch starke Sedimentation am Flussufer. Er enthält zahlreiche, zum Teil breite Rinnen und weist dadurch eine stark bewegte Oberfläche auf. Der darüberliegende Klei zeichnet diese nach, ist allerdings auch unterschiedlich stark, im Bereich der Baugrube wurden 10 bis 20 cm festgestellt. Auch diese Schicht, „Klei von Völlen“ genannt, reicht über Kilometer am rechten Ufer der Ems entlang. Sie bildete sich durch starke Überschwemmungen am Ende der Bronzezeit (ca. 900 bis 800 v. Chr.).

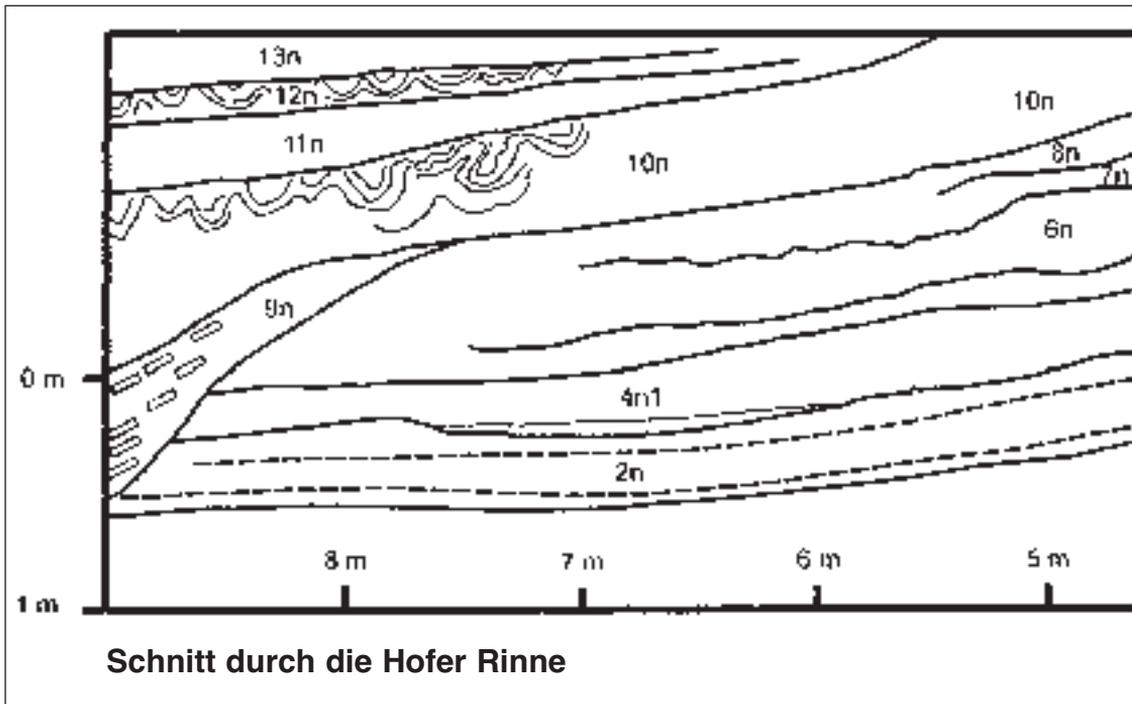
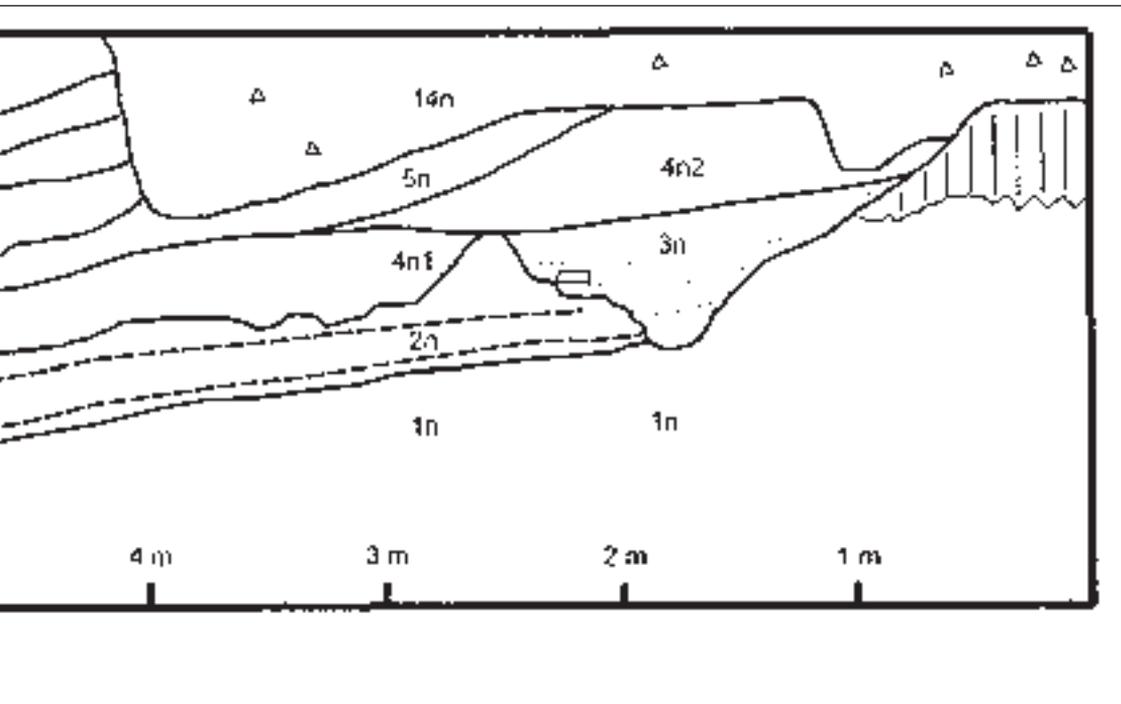


Abb. 2: Schnitt durch die Hofer Rinne, die sich ursprünglich natürlich in den Emsuferwall eintiefte, rechts ihr SW-Ufer.

Schicht 1n, heller Feinsand des Uferwalls, rechts senkrechte Schraffur Bodenbildung auf dem Uferwall mit Keramikfunden (Pingsdorfer Importkeramik, Design-Periode 3–4, 910–1050 n. Chr., Harte Grauware, Gesteinsgrusmagerung, 800–1220); Schicht 2n, dunkler, humoser, schluffiger Feinsand als natürliche Talfüllung der Hofer Rinne mit Keramikresten (Muschelgrusware 770–940 n. Chr., Pingsdorfer Ware 900–1000, Harte Grauware, Gesteinsgrusmagerung 800–1200, Harte Grauware, Feinsandmagerung, 1220–1400); Schicht 4n, humoser Feinsand (Siegburger Steinzeug

Nach seiner Entstehung wurde ein zweiter sandiger Uferwall aufgeschüttet, der in Hofe eine Mächtigkeit von etwa 1,40 m hat. Er dürfte ganz an das Ende der Bronzezeit zu datieren sein. Die Oberfläche dieses Uferwalls erreicht etwas südlich der Rheiderlandstraße eine Höhe von 2,50 m üNN, eine für die Region siedlungsgünstige Lage auf zudem schnell abtrocknendem Sandboden. Diese Höhenlage (und noch bis zu 20 cm höher) setzt sich rund 140 m nach Nordosten bis in den Bereich der Werft hinein fort.

Der obere Abschnitt des Uferwalls der Ems war durch mehrere quer zu ihm verlaufende Rinnen unterteilt. Eine davon, als Hofer Rinne bezeichnet, begrenzte den siedlungsgünstigen Bereich an der Rheiderlandstraße im Nordosten. Sie war zeitweise von einem Gewässer durchflossen und wurde erst ab etwa 1800 verfüllt.



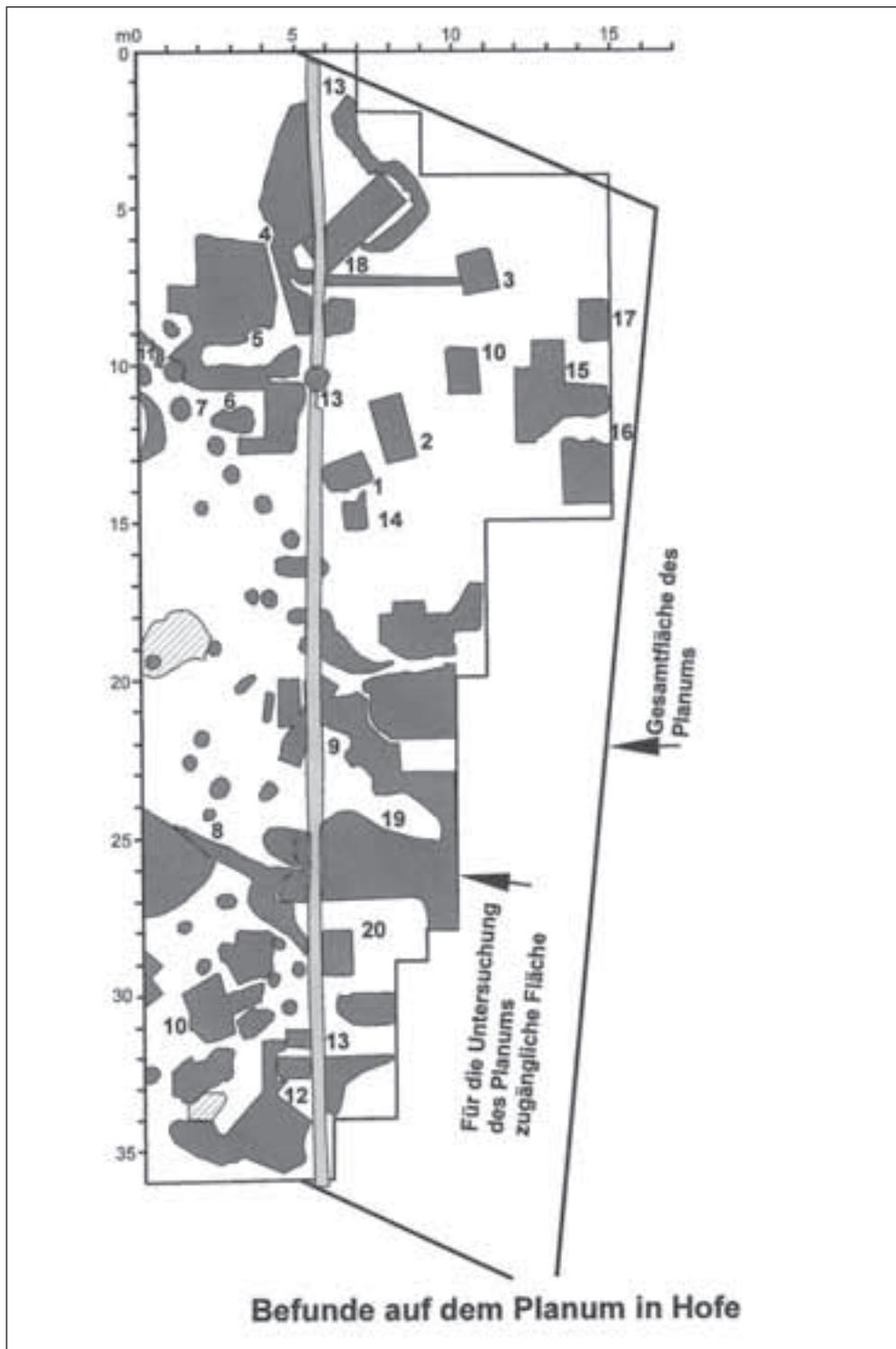
1380–1420, im höchsten Teil Weißkeramik um 1800). Nach etwa 1800 wurde die Hofer Rinne durch Menschenhand verfüllt (moderne Keramik des 19./20. Jahrhunderts, Holzschuhreste, Ziegel, Dachpfannen, Balken). Dabei erfolgte die Verfüllung z. T. durch wassergesättigtes Material, das bei seiner Entwässerung eine knäueiförmige Schichtung aufbaute (convolute bedding, siehe Schichten 10n und 12n). Die schrittweise, über mehr als 1 000 Jahre andauernde Verfüllung der Hofer Rinne kann seit 770/940 n. Chr. bis ins 20. Jahrhundert im Detail durch den keramischen Inhalt abgelesen werden

(Quelle: Arbeitsgruppe Naturwissenschaften und Archäologie)

Die Siedlungsbefunde

Das im Vorfeld der Untersuchungen zu Bauzwecken angelegte Planum lag mindestens teilweise tiefer, als es aus archäologischer Sicht sinnvoll gewesen wäre. Damit war ein Gutteil der archäologischen Befunde oben gekappt – um wie viel, ließ sich nur erahnen. Dennoch wurden im Planum 57 Befunde festgehalten. Davon konnten wiederum 20 beschrieben und geschnitten, also auch in der Tiefe untersucht werden. Zehn dieser Befunde enthielten Keramik des Mittelalters und bis in das 18. Jahrhundert. Acht Befunde waren jünger und sind in das 18. bis 20. Jahrhundert zu stellen.

Bei den älteren Befunden handelt es sich um sieben Gruben, zum Teil von erheblicher Größe, die noch zwischen 40 und 60 cm tief waren. Hinzu kommt ein Pfostenloch, al-



so die Standspur eines Holzpfeilers, das Pingsdorfer Keramik enthielt. Die Scherbe aus dem Pfostenloch lässt sich dem 10. oder der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zuordnen. Sie datiert damit auch ein ganzes Haus, denn das Pfostenloch zeichnet zusammen mit sieben oder acht weiteren ohne Funde ein Gebäude aus Holzständern und Flechtwerk nach. Dieses war mindestens sieben Meter lang und über vier Meter breit, war in der untersuchten Fläche aber nicht vollständig erfasst. Seine Pfosten reichten noch 60 bis 80 cm unter das Planum, das in diesem Bereich etwa 60 bis 80 cm unter der Oberfläche lag.

Die Funde

Während im Bereich der Werfterweiterung archäologische Befunde beobachtet werden konnten, liegen aus dem Bereich südlich der Rheiderlandstraße bislang lediglich einige Lesefunde vor. Diese reichen aber weiter zurück als die Funde aus der Baustelle. Die ältesten Stücke stellen fünf Scherben der frühmittelalterlichen Weichen Grauware dar. Die anschließende Muschelgrusware ist nur mit einem Fund, die Harte Grauware mit zwei Scherben vertreten. Zwei Scherben Siegburger Steinzeug vertreten das Spätmittelalter. Dagegen ist eine Besiedlung während des 17. bis 19. Jahrhunderts durch rote Irdenware und Steinzeug deutlicher belegt.

Im Bereich der Werfterweiterung wurde als ältester Fund eine einzelne Scherbe Muschelgruskeramik gefunden. Dominierend ist Harte Grauware, die sowohl durch ältere, früh- bis hochmittelalterliche als auch durch jüngere, hoch- bis spätmittelalterliche Warenarten vertreten ist. Hinzu kommt wiederum rote Irdenware der Frühen Neuzeit bis hin zu modernen Funden.

Bemerkenswert sind zwei Scherben Pingsdorfer Keramik. Dieses Steinzeug wurde bei Köln produziert und war über Jahrhunderte ein begehrter Importartikel. Beide Stücke können in die Zeit um 900 bis 1050 n. Chr. datiert werden. Ebenfalls zur Importkeramik gehört ein kleines Fragment Siegburger Steinzeug aus dem späten Mittelalter.

Die Funde aus dem Bereich südlich der Rheiderlandstraße sind bislang noch zu gering, um eindeutige Aussagen zur Entwicklung der Hofer Siedlung zu treffen. Es deutet

Abb. 3: Das Ausgrabungsplanum im Bereich der Erweiterung der Meyer Werft (2008), dunkelgrau die mit dunkelgrau-braunem, humosen Feinsand verfüllten Gruben-Anschnitte; hellgrau durch das Planum verläuft ein junger Wasserleitungsgraben. Der Hausgrundriss ist durch die gleichmäßige Abfolge von Pfostenlöchern gekennzeichnet. Unter den an den Gruben vermerkten Zahlen finden sich die Beschreibungen des archäologischen Fundbestandes (siehe dazu Literatur: Arbeitsgruppe Naturwissenschaften und Archäologie, 2008)

(Quelle: Arbeitsgruppe Naturwissenschaften und Archäologie)

sich allerdings an, dass deren Anfänge im Süden liegen und sie sich im Laufe des Mittelalters nach Norden in den Bereich der Werfterweiterung verlagerten. Spätestens ab dem 18. Jahrhundert scheinen dann beide Bereiche genutzt worden zu sein.

Ausblick

Weitere Einsichten zur Siedlung Hofe sind in absehbarer Zeit zu erwarten, denn die Stadt Papenburg plant die Einrichtung eines Gewerbegebietes südlich der Rheiderlandstraße. Wenn hier im Vorfeld der Erschließung rechtzeitig die Bodendenkmalpflege Untersuchungen vornehmen kann, sind weit umfangreichere Erkenntnisse über Hofe zu erwarten, das eine der Vorgängersiedlungen der Stadt Papenburg darstellt.

Literatur

Albers, Hans Joachim: Im Zeitenstrom. Ostfriesische Geschichte. Wymeer-Bunde 2006.

Arbeitsgruppe Naturwissenschaften und Archäologie: Naturwissenschaftliche und archäologische Untersuchungen in Hofe, Meyerwerft, Stadt Papenburg/Ems. Papenburg 2008 [maschinenschriftliches Manuskript, 60 S., unpubliziert].

Mohrmann, Dieter (Hrsg.): Geschichte der Stadt Papenburg. Papenburg 1986.

Simon, Dieter: Die Bauern von Hofe und der alte Kirchweg nach Aschendorf. In: Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 51, 2005, S. 233–244.

Die baubegleitende archäologische Untersuchung in der Propsteikirche St. Vitus in Meppen im Jahre 2007

von Sigrid Woehl

Baubegleitende archäologische Untersuchungen sind in den letzten Jahren zum Alltag in der Archäologie geworden. Bei vielen Baumaßnahmen wird vom Bauherrn bereits in der Planungsphase mit der zuständigen Behörde, in der Regel dem Landesdenkmalamt, Kontakt aufgenommen und im Vorlauf der Bauplanung geklärt, ob eine archäologische Untersuchung notwendig wird, oder ob ein Wissenschaftler vor Ort dabei sein soll, um eventuell auftretende Funde oder Befunde zu sichern. Dadurch können kostenintensive Baustopps verhindert und wichtiges historisches Material sowie Erkenntnisse gesichert werden. Manchmal sind Bauherr und Planungsbüro aber mit so vielen Dingen beschäftigt, dass der archäologische Eingriff in den Boden fast übersehen wird – in unserem Fall aber eben nur fast.

Zu den Rahmenbedingungen

Umfangreiche Renovierungs- und Restaurierungsarbeiten außerhalb und innerhalb der Propsteikirche St. Vitus in Meppen im Jahre 2007 hatten die Kirche im Zentrum der Stadt in eine Großbaustelle verwandelt. Inmitten der Bauarbeiten – der Turm war eingerüstet und die Innenausstattung der Kirche bereits völlig entfernt – kam vom zuständigen Baureferenten für Kirchengemeinden des Bischöflichen Generalvikariats Osnabrück eine Meldung über Erdarbeiten im Kircheninneren an das Landesamt für Denkmalpflege, Referat Archäologie, in Hannover. Jetzt musste schnell gehandelt werden. Dies war erfahrungsgemäß ein schwieriges Unterfangen, denn im Frühjahr, also zur „Grabungssaison“, sind fast alle verfügbaren Fachkräfte in Projekte eingebunden – und gleichzeitig drängten die ausführenden Architekten.

Auch in Meppen war klar, dass mit der Einstellung der Bauarbeiten rasch eine Lösung gefunden werden musste. Möglichst sollte unverzüglich ein Archäologe eingesetzt werden. Der Landesarchäologe besichtigte die Baustelle, um den Zeitaufwand auf der Grundlage seiner Grabungserfahrung zu schätzen. Danach wurde vereinbart, dass die baubegleitende Untersuchung in einer Art „Noteinsatz“ innerhalb von drei Wochen erledigt werden sollte. Mit dieser Regelung waren alle Beteiligten, die Leitung der Kirchengemeinde, der Kirchenvorstand, das bischöfliche Generalvikariat Osnabrück, der Baure-

ferent, der leitende Architekt, der Landesarchäologe und die Grabungsleitung, einverstanden.

Nachdem alle Abmachungen schriftlich vereinbart worden waren, erfolgte sofort der Arbeitseinsatz. Es sollte eine ausschließlich baubegleitende Untersuchung durchgeführt werden, bei der nur die mit den Baumaßnahmen einhergehenden Bodeneingriffe untersucht wurden und keine zusätzlichen archäologischen Eingriffe erfolgen sollten. Für den Baubetrieb hat eine solche baubegleitende Untersuchung den Vorteil, dass die Zeitvorgaben eingehalten werden. Für die Archäologie besteht der Nachteil, dass unter hohem Zeitdruck gearbeitet werden muss und keine weiteren Schnitte angelegt werden können, um eventuell auftretende Unklarheiten in der Befundlage noch zu klären.

Zur Grabung

Beim Beginn der baubegleitenden Untersuchung war der Fußboden in der Kirche bereits entfernt, die Wände waren vom Verputz befreit und die Lüftungsschächte der Heizungsanlage entfernt worden. Vier rechteckige Gruben bis zu 1,70 m Tiefe und mehrere kleine quadratische Schächte waren im Baugrund eingetieft. Erdaushub lag neben den Schächten. Lockerer Sand als Auffüllschicht bedeckte den übrigen Boden und rieselte unablässig in die bereits ausgehobenen Gruben. Dazwischen lagen angehäufter Bauschutt und Hügel aus Geröll und Steinen.

Dieses Chaos musste zunächst beseitigt werden, um eine brauchbare Arbeitsfläche zu schaffen und mögliche Gefahrenquellen wie die trockenen und damit einsturzgefährdeten Seitenwände der Schächte und den unablässig rieselnden Sand zu beseitigen. Und die Zeit drängte.

In den ersten Tagen wurden durch einen erfahrenen Baggerführer mit einem Minibagger lockerer Sand und größere Steine im Hauptschiff der Kirche zusammengeschoben und zur Halde aufgetürmt. Damit waren die Hindernisse um die Grabungsschächte beseitigt und Platz für einen systematischen Erdaushub geschaffen worden. Die eigentliche archäologische Untersuchung konnte beginnen.

Die weiteren Arbeiten erfolgten dann behutsamer, ohne Maschineneinsatz. Täglich fanden sich nun Mitglieder der Kirchengemeinde ein, die ehrenamtlich stundenweise schaufelten, Profile putzten und Erdmassen bewegten. Auch die Stadt Meppen stellte eine Kraft zur Verfügung, die der Grabungsleitung beim Vermessen und Zeichnen half.

Als erstes wurde der Schacht in der Südostecke der Kirche in Angriff genommen. Dieser war nicht so tief wie die anderen angelegt. Bei ihm wurden die Arbeitsbedingungen im ständig fließenden trockenen Sand geprüft. Wie erwartet ließ sich kein brauchbares Profil erstellen; immer wieder brach trockener Sand von den Grubenwänden ab und musste mühsam herausgeschaufelt werden. Auch rutschten mit dem Sand größere Findlinge



Abb. 1: Schnitt 2, Ostprofil; mehrere Bestattungen, Grabgruben gut sichtbar, in der Bildmitte direkt über dem anstehenden weißen Sand ein Grab mit Kastensarg, Schädel im Profil, weitere Bestattung links davon, Röhrenknochen im Profil (Foto: Sigrid Woehl)



Abb. 2: Schnitt 2, Ostprofil; im Vordergrund die Findlingsmauer mit herausgebrochenen Steinen, rechts und links davon die Baugrube, im Profil sichtbar mehrere Bestattungen in Ost-West-Richtung, in der Profilmitte Bestattung mit Kastensarg, Schädelkalotte im Profil sichtbar, daneben und darüber weitere Bestattungen in Ost-West-Richtung (Foto: Sigrid Woehl)

in die Grube. Eine Grablege, die aber schon bei der Anlage der Heizungsanlage in den 1980er Jahren teilweise zerstört worden war, konnte noch in einer schnell erstellten Skizze dokumentiert werden. Dann wurde dieser Grabungsschnitt aufgegeben.

Mit Hilfe der ehrenamtlichen Grabungshelfer konnten anschließend gleichzeitig Schnitt 2 (Abb. 1 u. 2) in der Südwestecke und Schnitt 3 (Abb. 3) im Nordwesten der Kirche bearbeitet werden. Wie bei allen anderen kleineren Schnitten, die um die größeren Gruben angelegt waren, bestand das Ziel darin, brauchbare Profile zu ergraben, die dann zeichnerisch und fotografisch dokumentiert wurden.



Abb. 3: Schnitt 3, Ostprofil; im Vordergrund die große Findlingsmauer, im Profil Baumsarg und mehrere Bestattungen, darüber vermutlich Kastensarg in Ost-West-Richtung, ganz rechts eine Bestattung in Nord-Süd-Richtung, Schädelkalotte im Profil (Foto: Sigrid Woehl)

Zu den Befunden und Funden

Aus einer Baubeobachtung in den 1980er Jahren war bereits bekannt, dass wichtige Befunde in der Tiefe des Bauwerkes lagen. Auch durfte man aus seinerzeit gemachten Funden aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit einiges erwarten. Schon die frühe Erwähnung in schriftlichen Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts zeugt von der Bedeutung des Ortes.



Abb. 4 und 5: Nord-Ost-Ecke der Kirche; Fundamentreste von älteren Kirchenbauten, unterschiedliche Steinsetzungen aus Findlingen und Raseneisenerzquadern, die Säule ist nach dem Zweiten Weltkrieg erneuert worden (Fotos: Sigrid Woehl)



Bei der baubegleitenden Untersuchung wurde im westlichen Bereich sehr schnell eine mächtige Mauer aus Findlingen sichtbar, die von den Bauarbeiten in den 1980er Jahren schon beschädigt, aber immer noch so stark und tief fundamentiert war, dass man hier eine frühe westliche Außenmauer der Kirche gefunden haben dürfte. Auch die Profile in den Schnitten zeigten deutlich den Außen- und Innenbereich eines Gebäudes an. Bei der Erweiterung des Kirchenraumes um ein Joch im Jahr 1868 wurde der obere Teil der westlichen Findlingsmauer abgebrochen, während der untere Teil im Boden blieb.

Beim Blick auf die Ostprofile zeigte sich dann sehr deutlich, dass im Kircheninneren bis in die Neuzeit hinein bestattet wurde. Zahlreiche Gräber ohne Beigaben waren in den Kirchenboden eingetieft und jüngere Grabgruben störten ältere. Vermutlich sind am unteren Rand der Grabungsschnitte sogar prähistorische Gräber angeschnitten worden, denn ein Grab in Schnitt 3 könnte Reste eines Baumsarges enthalten. Auch änderte sich die Bestattungsrichtung im unteren Bereich von Schnitt 2 und 3. Die christlichen Bestattungen lagen meistens in Ost-West-Richtung, die heidnischen in Nord-Süd-Richtung.

Eine Sondierung im Südosten der Kirche deckte unterhalb einer hellen Sandauffüllung gesetzte Steinlagen aus stark abgerundeten Findlingen und anderen Natursteinen mit geraden Kanten auf. Dazwischen lagen größere Brocken aus Raseneisenerz. Die Steinlagen waren in sandigen Mörtel gesetzt. Somit kann man davon ausgehen, dass sich hier weitere Fundamente von Mauern befanden. Im Hauptschiff wurden noch einige gesetzte Steine freigelegt, die von älteren Kirchenbauten stammen könnten (Abb. 4 u. 5).

So reich die Befunde waren, so dürftig waren die Funde selbst. Beim Umlagern von modernen sandigen Auffüllschichten kamen viele geschnittene Teile Fensterglas, vermutlich aus dem 19. und 20. Jahrhundert, zum Vorschein. Im Bereich des westlichen Einganges fanden sich im Aushubmaterial einige neuzeitliche Scherben, eine Keramikmurmel und ein Stück Meerschampfeife. Auch konnten immer wieder unzusammenhängend verstreut liegende Skelettreste geborgen werden.

Zur Baugeschichte der St. Vitus-Kirche – eine Hypothese

Am Ende der Grabungskampagne kam unerwarteter Kollegenbesuch aus Münster und Hannover. Bei der Diskussion über die Befunde vor Ort wurde folgende Hypothese aufgestellt und anschließend in nebenstehender Zeichnung (Abb. 6) festgehalten:

Die erste Kirche entstand im 8. Jahrhundert (rote Linie) als einfacher Rechteckbau mit Mauern aus Findlingen, in den schriftlichen Quellen als „basilica“ benannt. Ein hölzerner Vorgängerbau nach Vorbild von St. Amandus in Aschendorf ist denkbar, lässt sich archäologisch aber nicht nachweisen. Im 9. Jahrhundert wurde im Osten ein rechteckiger Chor (orange) angebaut. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgte eine Verlängerung des Gebäudes; durch das Ansetzen eines nördlichen und südlichen Querhauses

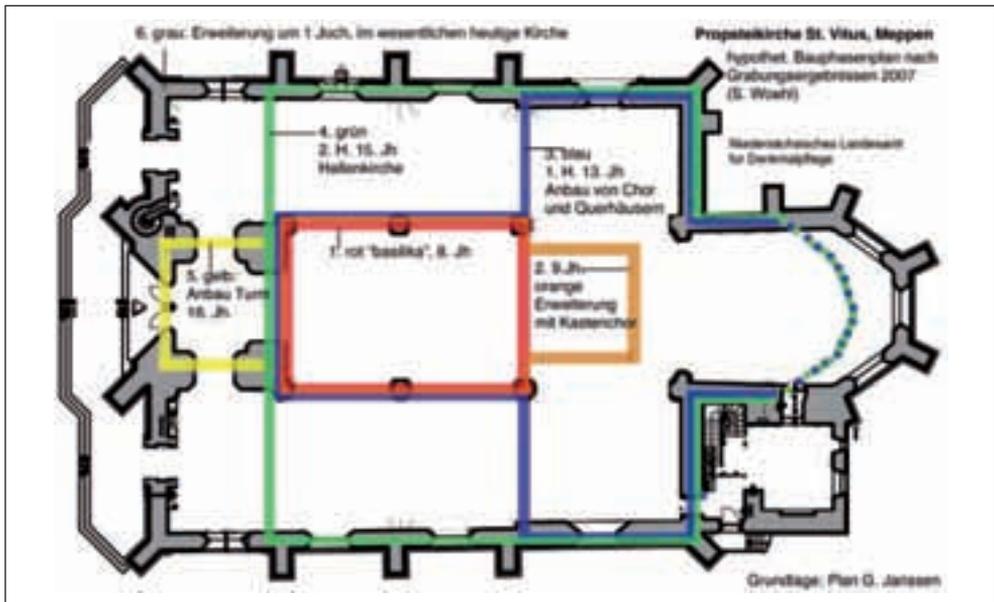


Abb. 6: Propsteikirche St. Vitus, Meppen, Bauphasenplan nach den Grabungsergebnissen 2007 (Zeichnung nach Angaben von Sigrid Woehl, erstellt von Henning Haßmann auf der Grundlage des Plans von G. Janssen)

sowie eines Chores entstand ein kreuzförmiger Grundriss (blau). In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden die nördlichen und südlichen Mauern des Langhauses entfernt, der Kirchenraum nach Süden und Norden erweitert: es entstand eine Hallenkirche aus Steinquadern. Derartige Erweiterungen erfolgten oft nicht in einem Zug, sondern nach Finanzkraft der jeweiligen Gemeinde auch etappenweise, so sind Zwischenbauphasen denkbar (grün). Im 16. Jahrhundert wurde im Westen ein Turm angebaut, die Glocken trugen das Datum 1521/22 (gelb). Sie wurden bei einem durch Blitzschlag ausgelösten Brand 1643 mit dem Turmhelm zerstört. Die letzte Erweiterung erfolgte im 19. Jahrhundert; im Westen wurde die Kirche um ein Joch vergrößert (grau), die alte Westmauer (grün) wurde abgebrochen.

Danksagungen

Ein herzlicher Dank gilt Propst Dietmar Blank, den Mitgliedern des Kirchenvorstandes, dem Bischöflichen Generalvikariat, Herrn Markus Sellmeyer, dem Architekten Gerd Janssen, der Stadt Meppen, der Unteren Denkmalpflege, dem Bauhof.

Dank für die Unterstützung vor Ort gilt Herrn Manfred Fickers M.A. von der Meppener Tagespost sowie den Archäologinnen und Archäologen, Dr. Andrea Kaltofen (Meppen), Prof. Dr. Uwe Lobbedey (Münster) und Dr. Henning Haßmann (Hannover).

Ein großer Dank gilt den ehrenamtlichen Grabungshelfern: Franz Augustin, Josef von dem Broke, August Grosse, Ludwig Jansen, Alois Korte, Herbert Laubert, Franz-Josef Niesing, Otto Rütter, Helmut Schöller, Hermann Seggering.

Literatur

Bockhorst, Wolfgang: Meppen und Corvey. In: Geschichte der Stadt Meppen, hrsg. von der Stadt Meppen. Meppen 2006, S. 45–66.

Fickers, Manfred: Meppen. Keimzelle der Christianisierung. In: Meppener Tagespost v. 01.12.2007, S. 11.

Fickers, Manfred: Archäologisch von höchster Qualität. In: Meppener Tagespost v. 02.06.2007, S. 20.

Kaltofen, Andrea: Die archäologische Vergangenheit Meppens und seiner Umgebung. In: Geschichte der Stadt Meppen, hrsg. von der Stadt Meppen. Meppen 2006, S. 9–44.

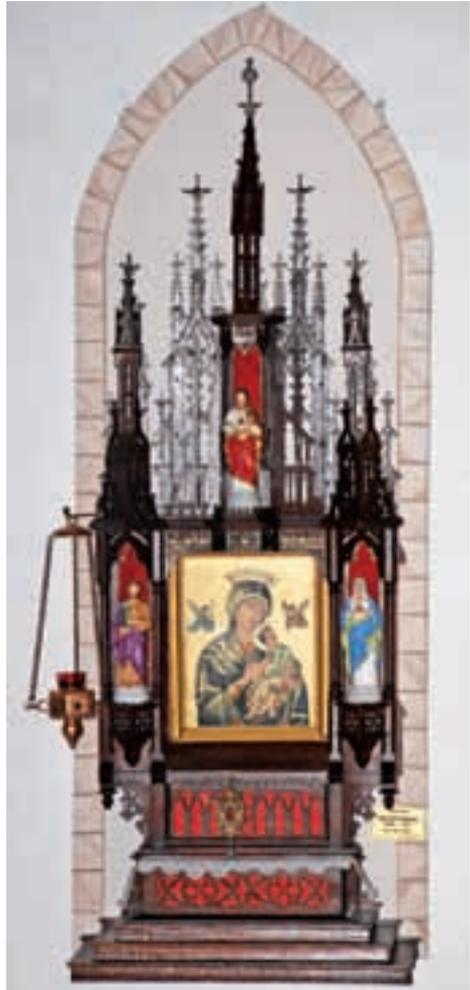
Karrenbrock, Reinhard: Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Meppen. In: Geschichte der Stadt Meppen, hrsg. von der Stadt Meppen. Meppen 2006, S. 235–266.

Ein Hausaltar aus Lingen im Heimathaus in Schepsdorf

von Andreas Eiyneck

Ein besonderes und mittlerweile recht seltenes, aber für das Emsland doch sehr typisches Ausstellungsstück erhielt im Jahr 2007 der Heimatverein Schepsdorf für sein Heimathaus: einen Hausaltar aus der Zeit um 1900, angefertigt von einem emsländischen Holzschnitzer. Gleich auf den ersten Blick beeindruckt der vierteilige Altaraufsatz durch seine filigran gearbeiteten Aufbauten und Türmchen in neugotischem Stil. Das Altarbild zeigt die bekannte Ikone der „Immerwährenden Hilfe“. Eingerahmt wird dieses Motiv von Figurennischen mit Porzellanfigürchen, die Jesus, Maria und Josef darstellen. Eine aus Metall gearbeitete Ewiglichtlampe und eine kleine, aus Zinn gegossene Monstranz vervollständigen das Ensemble. Ein typisches, in dieser aufwendigen Form aber doch herausragendes Beispiel der von katholischer Frömmigkeit geprägten Volkskunst im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Der Hersteller des Altares, „Opa Heinen“, war für seine kleinen Kunstwerke in Lingen weithin bekannt. Sogar die Zeitung berichtete gelegentlich darüber, wenn der rüstige Frührentner wieder ein besonderes Stück fertiggestellt hatte. Doch sein „Hauptwerk“, den Hausaltar, hatte „Opa Heinen“, Jahrgang 1885, schon in jungen Jahren angefertigt. Vielleicht waren es ja die schweren Schicksalsschläge, denen er schon als Kind ausgesetzt war, die ihn zur Anfertigung eines so aufwendigen Stückes veranlassten. Und auch weitere schwere Prüfungen konnten ihn nicht davon abhalten, viele Jahre lang tagtäglich vor seinem Hausaltar seine ganz private Andacht zu halten.



*Der neugotische Hausaltar von Heinrich Heinen im Heimathaus Schepsdorf
(Foto: Andreas Eiyneck, 2008)*

Stationen eines Lebensweges

Als ältester Sohn einer Heuermannsfamilie wurde Heinrich Heinen 1885 in Altenlingen geboren. Seine Mutter starb schon nach wenigen Jahren und auch die zweite Frau seines Vaters wurde bald vom Tode ereilt. Die dritte Frau wurde dann zur Mutter der Kinder aus drei Ehen.



Im Ersten Weltkrieg aus dünnen Tannenzweigen angefertigt: Rahmen für ein Foto von Heinrich Heinen als Soldat in Uniform (Foto: Richard Heskamp, 2008)

Heinrich Heinen hatte Glück und bekam eine Arbeitsstelle als „Werkstättenarbeiter“ beim Eisenbahn-Ausbesserungswerk in Lingen. Eine solche Anstellung gewährte seinerzeit vielen Arbeiterfamilien aus Lingen und Umgebung eine bescheidene, aber doch sichere berufliche Existenz. Im Mai 1913 heiratete Heinrich Heinen, mittlerweile 28 Jahre alt, die sieben Jahre jüngere Maria (Anna) Rohoff aus Altenlingen, die ebenfalls aus einer Heuermannsfamilie stammte. Nach einiger Zeit stellte sich sogar ein Stammhalter ein. Doch von einem glücklichen und friedlichen Familienleben konnte keine Rede sein, denn mittlerweile hatte der Erste Weltkrieg begonnen und Heinrich Heinen musste zum Kriegsdienst einrücken. Kurz vor Kriegsende, im Herbst 1918, wurde seine Ehefrau sehr schwer krank und verstarb am 20. Oktober 1918, kurz bevor ihr Mann auf ein paar Tage Sonderurlaub in Lingen eintraf. Voller Verzweiflung schloss sich Heinrich Heinen mit seiner toten Frau in ein Zimmer ein und wollte auch nach mehreren Tagen den Raum gar nicht mehr verlassen. Man befürchtete schon, dass das Militär ihn als Fahnenflüchtigen abholen würde, doch mittlerweile ging der Krieg zu Ende. Heinrich Heinen konnte bei seinem damals vierjährigen Söhnchen Heinrich in Lingen bleiben.

Im Februar 1920 heiratete Heinrich Heinen die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau, (Maria) Anna Rohoff. Man nannte dies damals eine „Vernunftehe“, die dem kleinen Sohn zu einer neuen Mutter verhelfen sollte. Aber später kamen auch noch vier Geschwister hinzu.

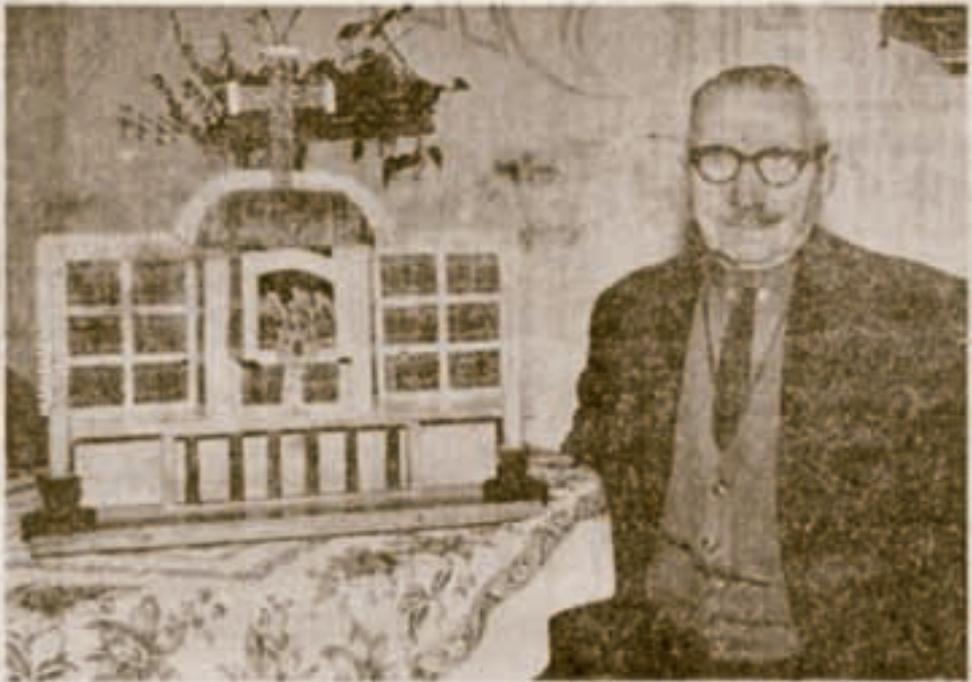
1922 bauten die Eheleute Heinen ein Häuschen an der Gelgöskentiege. Heinrich Heinen arbeitete mittlerweile wieder beim Eisenbahnwerk. Dort ereilte ihn am 15. Juli 1927 ein weiterer Schicksalsschlag. „Durch Fall von einem hohen Regal und den Anprall eines nachfallenden Luftbehälters zogen sie sich einen Bruch des Beckens und des rechten Oberarms zu“, heißt es im damaligen Medizinalbericht. Als Folge dieses Unfalls blieb der rechte Arm gelähmt und Heinrich Heinen musste im Alter von 42 Jahren mit einer spärlichen Unfallrente aus dem Berufsleben ausscheiden.

Seinen Lebensmut verlor er dadurch nicht. Er blieb stets zu Scherzen aufgelegt und war für seine „Döhnkes“ weithin bekannt. Sein Lebensziel „50 Jahre Rente“ sollte er dann später auch nur ganz knapp verfehlen.

Ein Hobby wird zur Leidenschaft

Zeit hatte er nun als Frührentner, viel Zeit. Neben der Betreuung von Garten und Hühnern knüpfte er daher auch wieder an sein Jugendhobby an, das Basteln mit Holz. Bilderahmen und Krippenställe für Verwandte, Freunde und Nachbarn standen am Beginn, später kamen aufwendige kunstgewerbliche Arbeiten hinzu, darunter sogar ein Nachbau des neuromanischen Hochaltares vom Bildhauer Heinrich Seling in der Lingener St. Bonifatius-Kirche.

„Opa“ Heinen bastelt kleine Kunstwerke

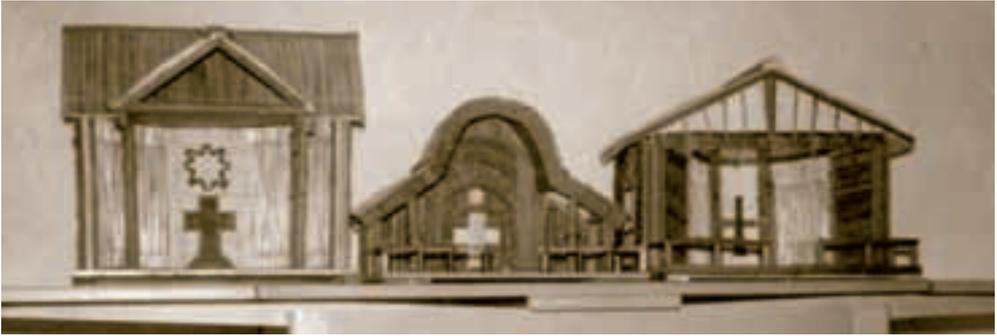


Lingen. - Schon immer hat „Opa“ Heinen aus der Gelgöskensstiege Freude an der Bastelarbeit gehabt. Am liebsten jedoch bastelt er Krippen und Altäre. Nunmehr schuf er in viermonatiger Arbeit frei aus dem Gedächtnis den Hauptaltar der St.-Bonifatius-Kirche. Als Material verwendete der Bastler neben Holz überwiegend Fichtenspitzen, die er zum Schluß lackierte bzw. bronzierte. Mit Fug und Recht kann man diesen Altar als kleines Kunstwerk bezeichnen, vor allem, wenn man bedenkt, daß „Opa“ Heinen infolge eines schweren Arbeitsunfalles nur mit seiner linken Hand arbeiten kann. Unsere Aufnahme zeigt den hochbetagten Bastler mit dem Altar von St. Bonifatius.

Foto: -lu-

Bei besonderen Anlässen – hier der Fertigstellung eines Modells vom Hochaltar der St. Bonifatius-Kirche – berichtete sogar die Lingerer Zeitung über Heinrich Heinens Arbeiten

Der Not der Zeit gehorchend wurden die meisten Arbeiten aus möglichst einfachem und preiswertem Material erstellt: Holz von Zigarrenkisten und kleine Tannenzweige bildeten die Hauptmaterialien, die in der bescheidenen Werkstatt zur Verwendung kamen. Hauptfaktor bei den Bastelarbeiten war der Zeitaufwand, und der spielte für Heinrich Heinen ja keine Rolle.



Die „Krippenställe“ aus der Produktion von „Opa Heinen“ waren in den 50er und 60er Jahren sehr begehrt (Foto: privat, um 1960)

Nur wenige Erzeugnisse seiner Bastelleidenschaft blieben erhalten. Denn seine Arbeiten besaßen – außer der investierten Zeit – nur einen geringen materiellen Wert. So wurden die meisten seiner kleinen Kunstwerke später, bei den großen Umbau- und Modernisierungswellen in den 1960er und 1970er Jahren, wohl einfach weggeworfen. Im persönlichen Nachlass von „Opa Heinen“ fanden sich immerhin noch einige Erinnerungstücke, die über die früheren Jahre seiner Bastelkünste Auskunft geben können.

Mit „Kantenkerbschnitt“ fing es an

1898 kam Heinrich Heinen, damals 13 Jahre alt, zur Erstkommunion. Damals erhielten üblicherweise alle Kommunionkinder ein gedrucktes Kommunionbild, in das der örtliche Pfarrer die Namen und Daten eintrug. Im Emsland war es „Pflicht“ für alle männlichen Kommunionkinder, für dieses Kommunionbild einen Rahmen zu basteln. Für viele Jungen bildeten solche Bastelarbeiten den Ausgangspunkt einer späteren beruflichen Tätigkeit im Holzhandwerk. Und manche andere betrieben das Basteln mit Holz später als Hobby, Zeitvertreib oder Nebenverdienst.

Vielleicht konnten Söhne reicher Eltern bei einem Schreiner Bilderleisten besorgen oder gar in einem Geschäft in Lingen einen fertigen Rahmen erwerben. Alle anderen beschafften sich die damals bei den Rauchern weit verbreiteten Zigarrenkisten, um aus deren wertvollem „Tropenholz“ mit Laubsäge und Taschenmesser, Nägelchen und Leim ein kleines Kunstwerk zu schaffen.¹ Unterschiedlich lange und breite Holzleisten wurden sorgfältig ausgesägt und ringsum mit einem „Zackenmuster“ aus eingeschnittenen Kerben verziert („Kantenkerbschnitt“)². Dann klebte man die Leisten der Größe nach zu kleinen Pyramiden zusammen und fügte diese Elemente Stück für Stück zu einem Rahmen zusammen. Kommunionbilder mit solchen Rahmungen findet man heute landauf landab in vie-



Den Rahmen für sein Kommunionbild bastelte Heinrich Heinen 1898 aus Holzleisten von Zigarrenkisten
(Foto: Richard Heskamp, 2008)

len Heimatmuseen und Heimathäusern, seltener auch noch in Privathaushalten und – wenn man Glück hat – auf Trödelmärkten.

„Opa Heinens“ Erstlingswerk von 1898 zeichnet sich bereits durch eine sorgfältige Verarbeitung aus, die auf eine gewisse Begabung und vor allem auf die in jedem Falle notwendige Geduld bei der Anwendung der Kerbschnitttechnik schließen lässt. Wer Spaß daran und Zeit dazu hatte, fertigte auf diese Weise neben Bilderrahmen auch mehr oder weniger aufwendige Kästchen für Schmuck oder Nähzeug, Behälter für Dokumente oder Erinnerungsstücke, ja sogar kleine Möbelstücke wie Wand-

schränken oder Regale an.³ Auch Heinrich Heinen stellte mit einem aufwendig gestalteten Rahmen für ein großes Wandbild der „Immerwährenden Hilfe“ bald unter Beweis, dass er diese Art der Holzbearbeitung perfekt beherrschte.

Vermutlich während des Kriegseinsatzes im Ersten Weltkrieg lernte er noch eine weitere Dekorationstechnik kennen, die im Emsland sonst wenig bekannt ist. Dabei wurde ein einfacher Holzrahmen, ein Behälter oder Gehäuse mit sorgsam geschnittenen, stets gleich starken und exakt geraden Stücken von dünnen Tannenzweigen flächig beklebt. Durch die Anordnung und die Stärke der Zweige ließen sich dabei zusätzliche Muster erzielen. Bei dieser Technik war die Materialbeschaffung besonders zeitaufwendig. Heinrich Heinen fertigte auf diese Weise im Ersten Weltkrieg einen Rahmen für sein eigenes Soldatenbild – gedacht vermutlich als Geschenk für seine 1918 verstorbene erste Frau.

Auch später, beim Bau von Krippenställen und sogar beim Nachbau des Altars der Bonifatius-Kirche, kam diese Technik bei den Bastelarbeiten von „Opa Heinen“ hin und wieder zur Anwendung.

Laubsägen als Hobby der Nation

Stand am Anfang des Bastelns mit Zigarrenkistenholz das Zuschneiden der Leisten, das Einkerbten der Vorderkanten und das Zusammenfügen der vorbereiteten Hölzer zu mehr oder weniger aufwendigen Arbeiten, so

konnten geschickte Talente bald zur nächsten Stufe der Holzbearbeitung übergehen: dem Aussägen mit der Laubsäge. Seit dem 19. Jahrhundert und bis in die 1960er Jahre war dies eines der beliebtesten Hobbys in Deutschland und bildete in einer Zeit ohne Fernseher und Internet einen ebenso preiswerten wie nützlichen Zeitvertreib für lange Winterabende. Stand beim Kantenkerbschnitt die plastische Verzierung der Dekorationsstücke im Vordergrund, so waren es bei den Laubsägearbeiten die ausgesägten Konturen und die durchbrochenen Muster. Umrisssdekore, Balustraden, Silhouetten und flächige Ornamente konnten durch die Hinterlegung mit farbigen Stoffen oder Papieren, mit Goldfolie oder mit durchscheinendem Pergament noch gesteigert werden. Die ornamentalen Entwürfe der damals modernen Zeitstile, also Maßwerkdekore der Neugotik, Beschlagwerkentwürfe der Neorenaissance und Pflanzenornamente des Jugendstils, eigneten sich für solche Aussägearbeiten ganz besonders gut. Die Anwendungsmöglichkeiten für die Laubsägetechnik waren außerdem fast unbegrenzt. Rahmen und Einfassungen, Kästchen und Behälter, Zei-



Im „Kantenkerbschnitt“ fertigte Heinrich Heinen den Bilderrahmen für die „Immerwährende Hilfe“

(Foto: Richard Heskamp, 2008)

№245 K.

Modell zur №2-4.



Laubfingerring Nr. 1. Nr. 1 Ring
— Nr. 2—4 Edelsteinsteine (der
Stein 10 und 1 zu wählen). Nr. 3
Steinmetz.



A5

A7



A4

A3



A2



Nr. 2
(2 Mal zu wählen)

Laubfingerring Nr. 1.
Steinmetz-
werk mit
Schmelz-
schälen.



A4
(2 Mal)

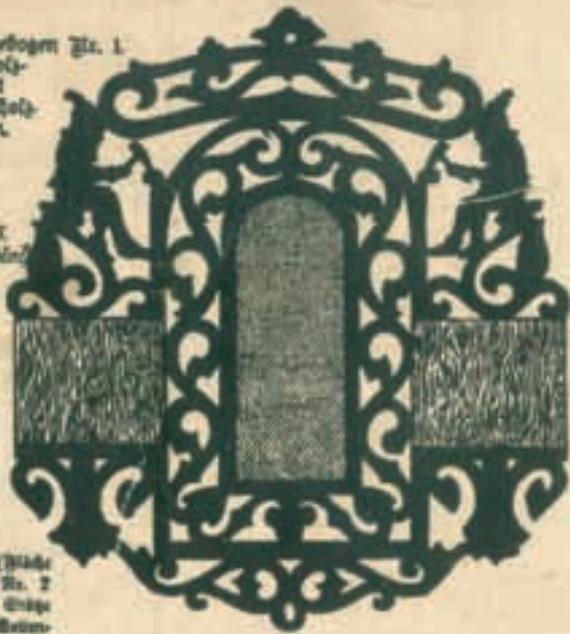


A5
(4 Mal)



Modell

Erklärung: Nr. 1 Ringwerk (Stein
2 und mit Edelsteinen besetzen). Nr. 2
Edelsteinsteine, an 1h. — Nr. 3 Stein
unter 1h an 1a. — Nr. 4 u. 5. Stein-
werk für die Edelsteinsteine.



tungsständer und Lampenschirme, Holzspielzeug und Puppenmöbel, Wandregale und Uhrkästen waren beliebte Modelle. Viele Dinge der häuslichen Umgebung, die heute aus Kunststoff produziert und fertig gekauft werden, wurden damals eben aus Holz gebastelt und dekorativ verziert.

Wo die gestalterische Phantasie noch nicht hinreichend ausgeprägt war, halfen gedruckte Vorlagen, die man früher in jedem Schreibwarengeschäft erwerben konnte.⁴ Auf diesen Papierbögen war meist eine kleine Ansicht des zu erstellenden Gegenstandes dargestellt, die entsprechenden Teilstücke waren im Maßstab 1:1 abgebildet und konnten mittels Durchschlagpapier direkt auf die Holzplatte übertragen werden. Mit Hilfe eines Gitterliniennetzes ließen sich die Vorlagen auch manuell vergrößern oder verkleinern. Nach Gebrauch konnte man die Bögen an jüngere Geschwister weitergeben oder mit anderen Interessenten tauschen, denn Mehrfachverwendung war ohne weiteres möglich. Die Produzenten der Bögen mussten sich also ständig etwas Neues ausdenken, wenn sie im Geschäft bleiben wollten.

Anhand der Vorlagen konnten sich begabte Sägekünstler allmählich von einfachen, flächigen Arbeiten an immer größere und kompliziertere Stücke heranwagen. Zum exakten Sägen und Kleben kamen dann häufig noch besondere Talente bei der farbigen Bemalung



„Von Hand“ als feine Laubsägearbeit wurde dieses Wandregal aus der Zeit um 1900 ausgeführt. Heimathaus Rastdorf (Foto: Andreas Eiyneck, 2005)

der Werkstücke. Auch hierbei waren der Phantasie kaum Grenzen gesetzt. Beispiele solcher Laubsägearbeiten findet man bisweilen noch in Privathaushalten sowie in vielen Heimathäusern und Heimathäusern. Aufgrund des empfindlichen Materials und des langjährigen Gebrauchs in intensiv genutzten Wohnungen oftmals kinderreicher Familien sind viele Stücke jedoch zumeist nur mehr oder weniger stark beschädigt erhalten geblieben.

Hausaltäre in Laubsägetechnik

Typische Laubsägearbeiten in katholischen Gebieten waren Sockel mit Standkreuzen, Konsolen und Wandregale für Heiligenfigürchen und Marienstatuen, wie sie dort in jedem Haushalt zu finden waren. Seltener wagten sich die Hobbykünstler auch an größere Arbeiten wie Hausaltäre mit mehr oder weniger aufwendigen Klappflügeln, Aufsätzen und Türmchen heran. Diese folgten vorzugsweise Vorbildern im Stil der Neugotik, deren reiches Dekor mit filigranem Maßwerk, Krabben und Fialen der Laubsägetechnik sehr entgegenkam.

Eine wichtige Rolle bei der Entstehung und Verbreitung solcher Hausaltärchen spielten sicherlich die örtlichen Lehrer und Pfarrer, die entsprechende Basteltalente in dieser Richtung fördern und bestärken konnten – die Volksschulen waren ja bis in die NS-Zeit weitgehend konfessionell organisiert. So sind etwa in der Gemeinde Lohne noch eine ganze Reihe solche Hausaltäre in Form gotischer Flügelaltäre erhalten, während vergleichbare Stücke in manchen anderen Orten weithin unbekannt sind. Doch wer auch immer letztlich die Anregung dazu gab – Heinrich Heinen hat mit seinem Hausaltar auf jeden Fall ein in Größe, Aufbau und Qualität ganz herausragendes Beispiel religiöser Volkskunst geschaffen.

Jeder Altar und somit auch jeder Hausaltar zeigt ein bestimmtes Bildprogramm, das sich in der Regel auf Personen und Geschehnisse aus der Heiligen Schrift oder auf Heilige aus der Kirchengeschichte bezieht. Altarbilder und Altarfiguren spiegeln dabei bestimmte theologische Richtungen und Strömungen, Heiligenkulte und sonstige Verehrungsformen wider.

Der Hausaltar von „Opa Heinen“

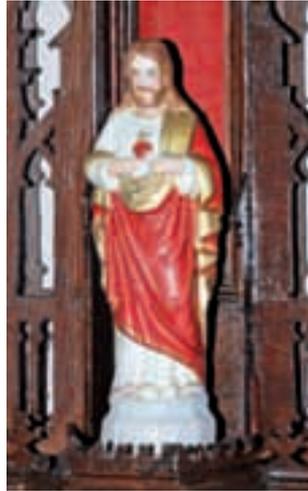
Im Mittelpunkt des Hausaltars von Heinrich Heinen steht eine Darstellung der Ikone der „Immerwährenden Hilfe“. Diese griechische Ikone aus dem 15. Jahrhundert gelangte der Legende nach auf wundersame Weise nach Rom, galt dort schon im ausgehenden Mittelalter als wundertätig und wurde viel verehrt. In der Zeit der Aufklärung geriet das Bild in Vergessenheit und galt als verschollen. 1865 wurde es wieder entdeckt. Der damalige Papst Pius IX. übergab die Ikone seinerzeit dem Redemptoristenorden, verbunden mit dem Auftrag, dieses Bild überall in der Welt bekannt zu machen.⁵



Der mittlere Teil des Hausaltars von Heinrich Heinen zeigt das Bild der „Immerwährenden Hilfe“ und Heiligenfigürchen aus Porzellan (Foto: Andreas Eiyneck, 2008)



*Porzellanfigur
des Heiligen Josef*



*Herz-Jesu-Darstellung
aus Porzellan*



*Porzellanfigur
der Heiligen Maria*

In Deutschland taten die Redemptoristen sich vor allem als Träger der „Volksmission“ hervor, die im kirchlichen Leben seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine sehr wichtige Rolle spielte. Die Redemptoristen nutzten ihre Missionstätigkeit, durch die sie praktisch in jede Pfarrei gelangten, um das Marienbild unter der Bezeichnung „Muttergottes der Immerwährenden Hilfe“ überall bekannt zu machen und zu verbreiten.⁶

In vielen Kirchen stellte man damals gemalte Kopien des Bildes auf. Als gedrucktes Wandbild oder kleines Andachtsbild gelangte das Motiv in viele Privathaushalte. Hinzu kamen Medaillen, Plaketten und Rosenkränze mit dem Bildnis der Immerwährenden Hilfe. Entsprechende Gebetszettel und Gebetbücher, Berichte in Zeitungen und Missionszeitschriften, Predigten und Marienandachten taten ein Übriges. Zu jeder Volksmission der Redemptoristen gehörte eine Weihe an die Gottesmutter, bei der ein Bildnis der Immerwährenden Hilfe aufgestellt wurde. Die Erinnerungszettel an die Missionen der Redemptoristen trugen ihr Bild. Bald war die Immerwährende Hilfe das bekannteste Marienbild der Christenheit. In Nordwestdeutschland fand man sie „in jedem katholischen Haus“.⁷

Heinrich Heinen kannte das Bild ganz sicher von Kindheit an, denn in der Pfarrkirche St. Bonifatius in Lingen, zu deren Pfarrbezirk auch Altenlingen gehörte, war seit dem späten 19. Jahrhundert ein besonderer Altar mit dem Bild der Immerwährenden Hilfe aufgestellt, der bis heute einen viel besuchten Anlaufpunkt für die Marienverehrer im Raum Lingen bildet. In sehr vielen Haushalten in der Pfarrei hingen Wandbilder mit der Marienikone. Und auch Heinrich Heinen hatte ja für ein solches Bild einen Rahmen in Kerbschnitztechnik angefertigt.

In seinem Hausaltar wirkt das markante Marienbildnis mit dem goldglänzenden Hintergrund im Zentrum des sehr dunkel gehaltenen Altargehäuses besonders eindrucksvoll und entfaltet eine geradezu mystische Wirkung, wie sie die katholische Volksfrömmigkeit im 19. Jahrhundert so liebte.

Der Unterbau des Altares zeigt auf der Vorderseite eine sorgsam ausgesägte Maßwerkdekoration, die mit dunkelrotem Samtstoff hinterlegt ist und somit farbig wirkungsvoll zur Geltung kommt. Mit dem gleichen roten Stoff wurden auch drei Figurennischen ausgekleidet, die in den Altaraufbau eingearbeitet sind. Die Figuren selber hat Heinrich Heinen nicht geschnitzt. Sie sind aus Porzellan angefertigt und farbig bemalt. Hergestellt wurden solche Porzellanfiguren in den zahlreichen Porzellanmanufakturen des 19. Jahrhunderts in Bayern, Thüringen, Sachsen und Schlesien. Man konnte sie früher in jedem Devotionaliengeschäft kaufen. Sie standen in den Herrgottswinkeln, auf den Hausaltären, Vertikos und Wandregalen jedes katholischen Haushaltes.

Die drei Figuren stellen Christus dar, der auf sein flammendes Herz zeigt, ferner die Gottesmutter, die ebenfalls auf ein Herz auf ihrer Brust weist, sowie den Heiligen Josef, der mit seiner rechten Hand eine Lilie hält. Die Figürchen spiegeln somit die typischen Frömmigkeitsformen des späten 19. Jahrhunderts wider: die Herz-Jesu-Verehrung⁸, die Verehrung des Unbefleckten Herzens Mariens, aber auch die im 19. Jahrhundert aufkommende Verehrung des Heiligen Josef als Schutzpatron der Handwerker und Arbeiter sowie als Idealbild des treu sorgenden Familienvaters. In dieser Kombination zitiert der Hausaltar damit gleichzeitig das Bildprogramm zahlreicher Altargruppen in Kirchen des 19. Jahrhunderts mit Christusdarstellungen im Hauptaltar sowie zwei Seitenaltären, von denen der eine als Marien- und der andere als Josefsaltar gestaltet ist.



„Opa Heinen“ (1885–1977)
(Foto: privat, um 1960)

Von Hausaltar zum Heimathausaltar

„Opa Heinen“ hatte seinen Hausaltar ab 1922 im Schlafzimmer seines Hauses an der Gelgöskentstiege aufgebaut. Er war dort umrahmt von Porzellanengeln verschiedener Größe und flankiert von zwei goldglänzenden Altarleuchtern aus Messing. Der Altar bildete nicht nur ein Dekorations- oder Erinnerungsstück, sondern war fest eingebunden in die häuslichen Gebete und Frömmigkeitsübungen, wie sie früher in einem katholischen Hause allgemein üblich waren. Viele dieser teilweise wohl veralteten Gebetsformen brachen dann in den 1960er Jahren mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ab. Engel und Hei-



*Übergabe des Hausaltars im Heimathaus Schepsdorf. Links Familie Heinen, rechts Heimatvereinsvorsitzender Wilhelm Terhorst, Restaurator Josef Lammers und Vertreter des Wasserverbandes Lingener Land
(Foto: Rudolf Hörmann, 2007)*

lignifiguren, Hausaltäre und Rosenkränze kamen – günstigstenfalls – in die Abstellkammer oder in die Schublade. Wer solche Dinge auch weiterhin sichtbar ausstellte, galt selbst in katholischen Kreisen als altmodisch.

Auch Opa Heinen stellte seinen Hausaltar nach einem Umbau seines Hauses im Jahre 1965 nicht wieder auf. Er war nach wie vor katholisch, aber Neugotik und Porzellanfigürchen hatten nun auch bei ihm ausgedient. Der einst hochgeschätzte Hausaltar kam auf den Dachboden und fiel dort in einen Dornröschenschlaf. Opa Heinen starb 1977 im gesegneten Alter von 92 Jahren, kurz vor seinem 50jährigen Rentnerjubiläum.

Beim Sortieren des Nachlasses stieß Enkel Hans Heinen vor einigen Jahren auf das filigrane Erinnerungsstück, das mittlerweile jedoch arg verstaubt und ein wenig ramponiert war. Die Familie Heinen überlegte nun, wo man das historische Stück an geeigneter Stelle dauerhaft verwahren könne, und kam schließlich auf das Heimathaus Schepsdorf. Denn dort in Schepsdorf hatte „Opa Heinen“ mit seinen Rentnerkollegen aus der Gelgöskienstiege nach den obligatorischen Sonntagsnachmittagsspaziergängen so manche Stunde in froher Runde verbracht und war also in Schepsdorf gut bekannt.



Der neugotische Hausaltar von Heinrich Heinen erstrahlt nach der Restaurierung im Heimathaus Schepsdorf in neuem Glanz (Foto: Andreas Eijnck, 2008)

Heimatvereinsvorsitzender Wilhelm Terhorst erkannte gleich die künstlerische Qualität des Hausaltars und sagte eine Aufstellung im Heimathaus Schepdsdorf gerne zu. Zuvor musste das empfindliche, mittlerweile gut hundert Jahre alte Stück jedoch dringend restauriert werden. Einen geeigneten Fachmann für diese Arbeiten fand man in dem Lohner Künstler und Restaurator Josef Lammers. Er hat den gesamten Altar sorgfältig gereinigt und alle losen Teile sorgsam wieder angeklebt. Auch die aus Metall gefertigte Ewiglichtlampe und die aus Zinn gegossene Monstranz wurden ebenso konservatorisch behandelt und aufgefrischt wie die drei Porzellanfigürchen. Oberstes Prinzip war dabei die größtmögliche Bewahrung der Originalsubstanz. Das Verbleiben gewisser Alterungsspuren ließ sich dabei nicht vermeiden. Aber Restaurieren heißt eben nicht „neu machen“, sondern „Altes bewahren“, und gerade das macht ja auch den Charme eines solchen historischen Stückes aus.

Die im Rahmen der Restaurierung entstehenden Kosten übernahm der Wasserverband Lingener Land im Rahmen seines Sponsorings. Er hat aus seinen Werbemitteln in den vergangenen Jahren bereits zahlreiche gemeinnützige Projekte im südlichen Emsland unterstützt und auch in diesem Fall gerne geholfen.

So strahlt der Hausaltar von „Opa Heinen“ heute wieder in altem Glanz und ist ein wichtiges Zeugnis für die einstmals so beliebten künstlerischen Holzarbeiten, aber vor allem auch für die emsländische Volksfrömmigkeit im 19. Jahrhundert.

Anmerkungen

- 1 Hierzu erschien seit dem späten 19. Jahrhundert eine Fülle von Anleitungsliteratur, z.B.: F. Moser-Naunhof, Arbeiten aus Zigarrenkisten (Illustrierte Taschenbücher für die Jugend 26). Stuttgart, Berlin und Leipzig, o.J. (verschiedene Ausgaben, um 1900); M. Brethfeld und M. Heidrich, Holzarbeiten aus Zigarrenkisten-, Laubsägeholz usw. mit Anleitung zum Sägen, Leimen, Beizen, Heft 1: Kaufladen (Schreibers Beschäftigungsbücher für Elternhaus und Arbeitsschule 8). Esslingen und München 1921.
- 2 Eine gute Übersicht der im 19. Jahrhundert im Hobbybereich üblichen Schnitztechniken findet man im Internet unter www.laubsaeagen.de sowie bei G. Gast, Häusliche Schnitzkunst. Eine Anleitung zur selbständigen Herstellung allerlei Schnitzwerks (Illustrierte Taschenbücher für die Jugend 27). 2. Aufl. Stuttgart o.J. (um 1910).
- 3 Typische Beispiele dieser bislang nur selten dargestellten Arbeiten z.B. bei Günther Bramer (Hrsg.), Historische Sachkultur (Das Bentheimer Land 177). Bad Bentheim 2007, S. 40–43.
- 4 Beispiele für solche Vorlagen im Internet unter www.laubsaeagen.de.
- 5 Clemens M. Henze, Das Gnadenbild der Mutter von der Immerwährenden Hilfe. Bonn 1933.
- 6 Andreas Eijnck, Das Muttergottesbild der „Immerwährenden Hilfe“. Der moderne Kult einer alten Ikonie. In: Jahrbuch für Volkskunde, Neue Folge 25, 2002, S. 133–160.
- 7 Andreas Eijnck, Das Muttergottesbild der Immerwährenden Hilfe und seine Verbreitung in Nordwestdeutschland. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 47, 2002, S. 167–205.
- 8 Norbert Busch: Katholische Frömmigkeit und Moderne. Die Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Herz-Jesu-Kultes in Deutschland zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg (Religiöse Kulturen der Moderne 6). Gütersloh 1997.



Vom Friesenweg zum Hünenweg – Ein Hauptwanderweg im Wandel der Zeit

von Josef Grave

Die Wanderroute, die zwischen den beiden eindrucksvollen Rathäusern inmitten der Osnabrücker Altstadt und am Papenburger Hauptkanal verläuft, wird zu Recht als „Klassiker“ bezeichnet. Im Jahre 1937 erstmalig markiert, ist sie unter den Hauptwanderwegen, die das Emsland berühren, die mit Abstand älteste und bekannteste.¹ Es dürfte im Emsland und seiner näheren Umgebung unter den langjährig bestehenden Wandergruppen nur wenige geben, die sich nicht irgendwann für diese Route entschieden haben. Tagelang – oder zumeist tageweise – sind sie dann den Markierungen, dem weißen „F“ des Friesenweges, gefolgt.

Doch auch „Klassiker“ – und seien es Wanderwege – sind vor dem Wandel der Zeit nicht gefeit. Seit etwa 2006 taucht zur Route „Friesenweg“ zunehmend der in langen Passagen auf derselben Strecke verlaufende „Hünenweg“ auf. Am Ende dieses Beitrages wird deshalb von einem recht ungewöhnlichen „Verdrängungswettbewerb“ an Bäumen, auf Wandertafeln sowie im Sortiment der Reise- und Wanderführer, der Touristikkataloge



Wandern fernab der Städte und Straßen: Abendstimmung im Hahnenmoor zwischen Börstel und Herzlake ...

und Freizeitprospekte, in der Presse und im Internet zu berichten sein. Dabei hatte der Hünenweg nicht zuletzt das „Marketing“ auf seiner Seite; dem Friesenweg blieb nicht mehr als die Tradition.

Die Recherchen vermittelten übrigens einerseits die Einsicht, dass die Umbenennung oder sogar das „Verschwinden“ von Wanderwegen durchaus nichts Einmaliges ist. Es gibt – so ähnlich wie bei Straßenumlegungen und Straßenumbenennungen – eine ganze Reihe, darunter auch gute Gründe für derartige Veränderungen.

Am Beginn der Überlegungen zum Thema „Friesenweg“ war dem Verfasser andererseits nicht ansatzweise klar, wie lohnend sich die Spurensuche gestalten würde und dass am Ende die Einschätzung weiterzugeben ist, dass ein alter Wanderweg auch ein erhaltenswertes Stück Kulturgeschichte im besten Sinne des Wortes sein kann.

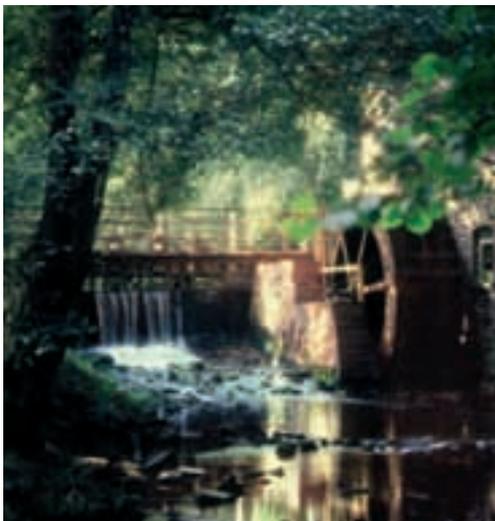
Ein Lehrpfad für Kulturlandschaft und Baugeschichte

Der Friesenweg – und damit auch der Hünenweg – kann zu beiden Richtungen hin erwandert werden. Doch wie noch zu zeigen sein wird, beginnt die Strecke üblicherweise in Osnabrück und endet in Papenburg. Dieser Richtung von Südosten nach Nordwesten folgen die Routenbeschreibungen in den aktuellen Wanderführern und dieser Richtung entsprechen auch Idee und Namensgebung des Friesenweges – als Weg, der bis an die Grenze Ostfrieslands führt.

Die Angaben über die Länge dieses Hauptwanderweges variieren in den verschiedenen Reiseführern. Das ist verständlich, denn der genaue Verlauf des Weges wurde verschiedentlich geändert. Gegenwärtig misst der Weg etwa 200 Kilometer. Üblicherweise verläuft eine Wanderung über acht Tagesetappen. Vom Osnabrücker Rathaus führt die Strecke durch das Nettetal zunächst nach Bramsche; von dort verläuft die zweite Tagesetappe über die Wald- und Heidelandschaft des Gehn und über das Giersfeld nach Ankum. Es folgt auf der nächsten Tagestour nach Berge die Maiburg, ehe auf der vierten Etappe nach dem Börsteler Wald und dem Stift Börstel schließlich im Hahnenmoor das Emsland erreicht wird. Die fünfte Tageswanderung verläuft von Herzlake zunächst durch das Hasetal in die älteste Stadt des Emslandes, nach Haselünne, und führt anschließend über Westerlohnmühlen hinauf nach Lähden. Auf den beiden folgenden Etappen lernt der Wanderer den Hümmling kennen. Zunächst führt eine Etappe an der Hüvener Mühle vorbei und über die „Hünengräberstraße“ bei Groß Berßen zum Jagdschloss Clemenswerth. Am Folgetag wird die waldreiche Landschaft zwischen Sögel, Börger und Surwold-Börgerwald durchwandert. Die Schlussetappe schließlich ist geprägt von der von Kanälen durchzogenen Fehnlandschaft im lang gestreckten Papenburg.²



... Sandweg zwischen Wald und blühendem Rapsfeld auf dem Hümmling ...



Überwiegend führt dieser Hauptwanderweg durch eine offene und abwechslungsreiche Landschaft. Doch insbesondere im Osnabrücker Land durchquert der Friesenweg/Hünenweg ausgedehnte Wälder, darunter den Gehn, das Giersfeld und die Maiburg. Auch auf dem Hümmling erschließt der Weg große Waldungen und Forsten. Namen wie „Glockenschlag“ und „Hedwigstein“ stehen für die Wälder

... Wassermühle im Nettetal bei Rulle

(Fotos: Werner Franke)

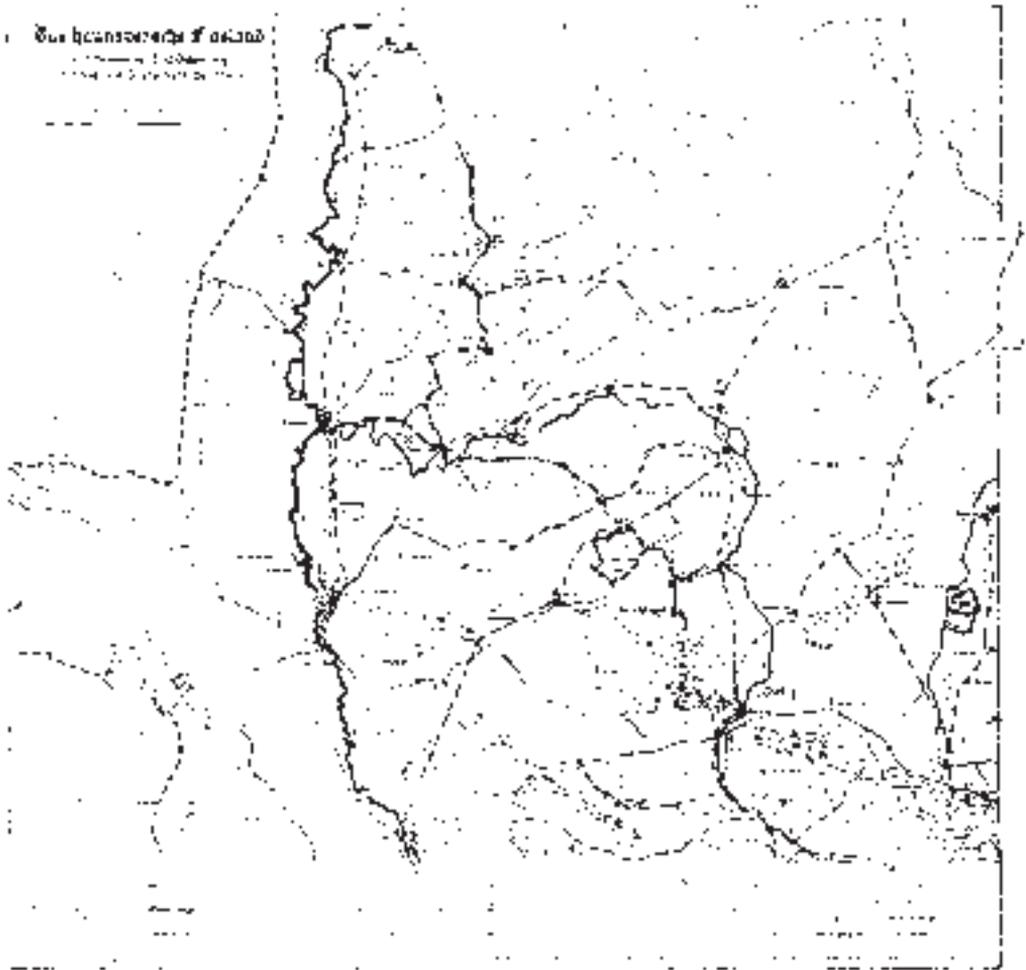
nordöstlich Sögels; einige Bezeichnungen im Raum Börger wie etwa „Lüttker Sand“ und „Großer Sand“ erinnern daran, dass diese Forsten im 19. Jahrhundert angelegt wurden, um eine ökologische Katastrophe, die Ausbreitung großer Wehsände im Gefolge von Schafhaltung und Plaggenwirtschaft, aufzuhalten und zu beseitigen.

Der Wanderer passiert eine Reihe von Sehenswürdigkeiten von Rang. Neben dem barocken Jagdschloss Clemenswerth bei Sögel zählen hierzu etwa die mächtige neoromanische St. Nikolaus-Kirche in Ankum, bekannter unter der Bezeichnung „Artländer Dom“, weiterhin das aus einem Zisterzienserinnenkloster hervorgegangene Stift Börstel sowie die jüngst restaurierte Hübener Mühle, bekannt durch die außergewöhnliche Möglichkeit, wahlweise die Wind- oder Wasserkraft zu nutzen. In Haselünne durchquert der Wanderer zunächst den Wacholderhain an der Hase und anschließend die Altstadt mit der gotischen St. Vincentius-Kirche und den Burgmannshöfen.

Schließlich bietet dieser Wanderweg eine außerordentlich intensive Begegnung mit der Frühgeschichte, insbesondere mit den viel zitierten „mystischen Steinen“. Im Giersfeld berührt der Weg den prähistorischen Lehrpfad „Steingraberweg“, zwischen Anten und Berge passiert der Wanderer die mächtige Anlage des Großsteingrabes bei Heke-se. Und auf dem Hümming schließlich, insbesondere zwischen Hüven und Groß Berßen, trifft man auf diese prähistorischen Zeugnisse in eindrucksvoll massierter Form wie auch in großartigen einzelnen Anlagen, darunter beispielsweise das bekannte „Königsgrab“.

Der erste Hauptwanderweg im Westen Niedersachsens – Zum Wirken Otto Dieckhoffs

Er sparte nicht mit Lob, jener unbekante Schreiber, der in der Zeitungsbeilage „Mein Emsland“ den Friesenweg 1937, dem Jahr seiner Fertigstellung, vorstellte. So ist etwa von einer „Schmuckkette naturgebundener und dörflicher Schönheiten, durchflochten mit dem Zauber alter Geschichte“ zugegebenermaßen etwas sybillinisch die Rede, die „jungfräuliche Natur“ wird bemüht, und es fehlt für diesen neuen Weg auch nicht der Wunsch: „Möchte er sich bald vielen erschließen!“¹³ Doch bei allen Bemühungen um werbende Formulierungen vergaß der Verfasser nicht, auf einen aus gegenwärtiger Sicht merkwürdigen Umstand hinzuweisen: „Indessen kennen ihn wohl nur ganz wenige, nicht einmal die, die in seinem unmittelbaren Bestrich wohnen.“¹⁴ Sicherlich – der Schaffung dieses Hauptwanderweges würde auch heute nichts Sensationelles anhaften. Aber sie fände erfahrungsgemäß in den regionalen Medien doch beträchtliche Aufmerksamkeit. Damals, 1937, hingegen wurde das Projekt ziemlich „geräuschlos“ auf den Weg gebracht. In der Ems-Zeitung finden sich nur einige wenige Notizen und überregional konnte zunächst nur eine dürftige Meldung im 42. Band der Zeitschrift „Niedersachsen“ recherchiert werden. Die Meldung besagt, dass der Landesfremdenverkehrsverband Niedersachsen-Weserberg-



Die älteste Route des Friesenweges auf einer Karte aus dem Jahre 1938
(SUB Göttingen, 8 H Hann II, 5115)

land nun auch im Westen seines Gebietes damit begonnen hatte, „... große durchgehende Hauptwanderstecken (H.W.) zu schaffen. Als erste ist der 125 Kilometer lange ‚Friesenweg‘ jetzt fertig gezeichnet.“⁵ Im Weiteren findet sich die Mitteilung, dass die Anbringung der Wandermarkierungen von Bramsche, dem damaligen Ausgangspunkt des Wanderweges, bis Ankum durch den Wiehengebirgs-Verband erfolgte, für den Rest des Weges zeichnete der Landesfremdenverkehrsverband verantwortlich.⁶

Dieser Hinweis, dass im Osnabrücker Land der Wiehengebirgs-Verband zu einem nicht unerheblichen Teil die Ausschilderung besorgte, während für den emsländischen Teil des Friesenweges ausschließlich der Fremdenverkehrsverband Niedersachsen-Weserbergland verantwortlich war, ist einleuchtend. Das Osnabrücker Land galt insbesondere wegen seiner Mittelgebirgslandschaften als „wanderbar“. Der hier ansässige Wiehengebirgs-

Verband hatte mit seinen Mitgliedsvereinen seit seiner Gründung im Jahre 1908 vielfältige Aktivitäten zum Aufbau eines Wanderwegenetzes initiiert.⁷ Hingegen war das vollständig in der Ebene gelegene Emsland auf der Karte der Gebirgs- und Wandervereine ein weißer Fleck. Da im Emsland der Zwischenkriegszeit allen Bemühungen zur Schaffung eines regionalen Verkehrsverbandes kein dauerhafter Erfolg beschieden war und überdies auch Überlegungen zur Gründung eines regionalen Heimatbundes nie zur Ausführung gelangt waren, blieb eigentlich nur der damalige überregionale Fremdenverkehrsverband als Initiator dieses Wanderweges übrig.⁸

Die weitere Recherche, welche Personen in welcher Art und Weise mit der Entstehung des Friesenweges in Verbindung zu bringen sind, führte schließlich

in die Leibniz Bibliothek nach Hannover. Dort, wie auch an einigen weiteren Stellen, ist die Zeitschrift „Niedersachsen Weserbergland“ greifbar, die der gleichnamige Fremdenverkehrsverband damals herausgab. In der Ausgabe vom August 1937 findet sich in einer kleinen Notiz der entscheidende Hinweis: „Wie bereits bekanntgegeben wird der Landesfremdenverkehrsverband auch das Gebiet des Gebietsausschusses Osnabrück, Grafschaft Bentheim, Emsland, Südoldenburg mit einem Netz von Hauptwanderstrecken durchziehen. Die wichtigste Strecke, die über den Hümmling von Osnabrück nach Papenburg läuft, ist inzwischen von Prof. Dr. Dieckhoff, Uelzen, und Revierförster i. R. Niemann, Aschendorf, bezeichnet und fertiggestellt worden.“⁹

Dass sich mit dem pensionierten arenbergischen Revierförster Julius Niemann (28.09.1868–9.11.1946)¹⁰ ein örtlicher Kenner der bei der Auswahl der Wanderroute zu begehenden Wälder in den Dienst dieser guten Sache stellte, leuchtet ein; hingegen



*Prof. Dr. Otto Dieckhoff (1871–1947) Porträt in der Zeitschrift **Weserbergland Niedersachsen**. Illustrierte Zeitschrift für das Weserbergland und Niedersachsen Jg. 10, Nr. 12, Dezember 1936, S.13 (Fotowerkstätten der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek, Hannover, L10/08)*

drängt sich die Frage auf, warum ein Professor im rund 250 Kilometer entfernten Uelzen mit einem Wanderweg über den Hümmling befasst gewesen ist.

In Verbindung mit der Geschichte des Friesenweges erscheint an dieser Stelle eine erste biographische Skizze erforderlich¹¹: Der zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Hauptwanderweges bereits pensionierte Gymnasialprofessor Dr. Otto Dieckhoff (18.01.1871–19.10.1947) war in seiner letzten beruflichen Station Direktor des Realgymnasiums zu Uelzen gewesen. Zuvor hatte der gebürtige Göttinger lange Jahre am Schillergymnasium in Hameln unterrichtet, und – spätestens – in dieser Zeit und Umgebung offenbar auch die Passion gefunden und entwickelt, durch die sein Name über Jahrzehnte hinweg Wanderern im deutschen Nordwesten ein Begriff war: In Fortsetzung der Arbeit von Professor Ernst Görge war Dieckhoff seit etwa 1912 Verfasser und Bearbeiter mehrerer Auflagen des „Weser-Bergland“ oder, wie er im Vorwort schreibt, des „Führer durch das Oberwesergebiet“.¹²

Dabei handelt es sich um einen beeindruckenden Reiseführer: Zwar handlich im „Taschenformat“ umfasst etwa die in der Bibliothek des Emsländischen Heimatbundes vorliegende „4. Auflage der 3. bedeutend erweiterten und verbesserten Auflage“ aus den Jahren 1926/29 zwei „Teile“ mit insgesamt 668 Seiten, nicht eingerechnet die über 40, zum Teil gefalteten Karten und Pläne.¹³ Eine ganze Generation Weserbergland-Wanderer hatte den „Dieckhoff“ im Gepäck. Wen wundert's – bereits zu seinen Lebzeiten war ihm ein „Denkmal“ auf einem der landschaftlich beeindruckendsten Plätze dieses Landstrichs errichtet worden. Auf dem 460 Meter hohen Ebersnacken im Vogler, wo heute der Ebersnackenturm einen weiten Blick auf das Stromtal der Weser und das umliegende Bergland frei gibt, stand von 1922 bis 1946 der „Dieckhoffturm“, benannt nach dem „verdienstvollen Förderer des Fremdenverkehrs im Weserbergland“.¹⁴

In der Zeit der Entstehung des Friesenweges spielte Dieckhoff als „Sachbearbeiter aller Hauptwanderstrecken im Bereich des Landesfremdenverkehrsverbandes Niedersachsen-Weserbergland“ für den Aufbau des Wanderwegenetzes auch außerhalb der Mittelgebirgsregionen eine zentrale Rolle.¹⁵ Ein Hauptaugenmerk galt dabei offenbar der Lüneburger Heide, wo in „engster Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Dieckhoff, Uelzen, dem besten Kenner des Heidegebietes“, immerhin zehn Hauptwanderwege markiert wurden.¹⁶ Wie im Weserbergland wurden die Verdienste von Otto Dieckhoff in der Heide frühzeitig gewürdigt. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt ein heute nicht mehr bestehender Hauptwanderweg, der Lüneburg mit Uelzen, Hankensbüttel und Gifhorn verband, die Bezeichnung „Dieckhoffweg“.¹⁷

Sicherlich gehörte also das Gebiet des Friesenweges nicht zu den Kernregionen in der Arbeit Dieckhoffs. Doch es bleibt festzuhalten: Der älteste Hauptwanderweg, der auch das mittlere und nördliche Emsland einschloss, wurde von einer in Fachkreisen seit Jahrzehnten anerkannten Persönlichkeit im Zuge des Aufbaus eines großflächigen Netzes von Hauptwanderwegen geschaffen. Dass der Weg zudem überregional durchaus beworben

wurde, geht beispielsweise aus dem Band „Niedersachsen Weserbergland“ in der Reihe „Die Deutschen Heimatführer“ hervor: Das Kapitel „für Fußwanderer“ ist gegliedert in drei Abschnitte: „Hauptwanderstrecken des Weserberglandes“, „Hauptwanderstrecken der Lüneburger Heide“ und „Der Friesenweg. Eine Wanderstrecke durch Heide und Moor“.¹⁸

„Wanderheft Friesenweg“ – Ein „vergessener“ Wanderführer

Schenkt man einer Notiz in der Verbandszeitschrift „Niedersachsen Weserbergland“ vom November 1938 Glauben, so weckten die „Zeitungsnotizen“ über die Fertigstellung des Friesenweges „ein Echo, das alle Erwartungen weit übertraf“.¹⁹ Die daraus zu ziehende Schlussfolgerung war vor sieben Jahrzehnten nicht anders als heute: „So machten es denn die zahlreichen Anfragen notwendig, ein Wanderheft über den Friesenweg herauszubringen.“



Wie auch immer diese Erfolgsmeldungen zu werten sein mögen, die Veröffentlichung des Wanderführers verdeutlicht, dass das Vorhaben „Friesenweg“ mit Ernsthaftigkeit betrieben wurde. Es war „Professor Dr. Dieckhoff, Uelzen, der den ganzen Friesenweg persönlich gezeichnet hat“, der sich „ohne Zögern“ auch dieser Arbeit unterzogen und ein Wanderheft mit größerer Übersichtskarte erarbeitet hatte, das zum Preis von 20 Pf in der Verbandsgeschäftsstelle sowie bei den Landräten und Bürgermeistern erhältlich war.²⁰

Heute ist diese elfseitige, mit Zeichnungen von Ferdj Hormmeyer²¹ illustrierte Broschüre nur noch in wenigen Einrichtungen, darunter in der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, greifbar. Im Emsland ist das ein knappes Jahr

*Wanderführer „Der Friesenweg“ aus dem Jahre 1938
(SUB Göttingen, 8 H Hann II, 5 I 15)*



Zeichnungen von *Ferdy Hormmeyer* für *Otto Dieckhoffs Wanderführer „Der Friesenweg“: „Schafherde im Hümmling“ (S. 9) ...*

vor Beginn des Zweiten Weltkrieges herausgegebene Heft völlig in Vergessenheit geraten, möglicherweise auch zu keiner Zeit richtiggehend bekannt gewesen.

Dieckhoffs einleitender Satz für seinen „Friesenweg“ ließe heute jeden Tourismus-Manager ob seiner Nüchternheit erschauern. „Der Friesenweg ist die erste vom Landesfremdenverkehrsverband (LFV) Niedersachsen-Weserbergland im Westen seines Gebietes geschaffene große, durchgehende Hauptwanderstrecke (HW).“²² In seiner Einführung skizziert Dieckhoff in knapper und zugegeben auch etwas allgemeiner Form den besonderen Stellenwert des – wie er es nennt – „Reise- und Wandergebietes“ des Friesenweges, „... das interessant ist durch seine eigenartige Landschaft, seine alte Bauernkultur und seinen außerordentlichen Reichtum an gewaltigen vorgeschichtlichen Denkmälern“.²³

Doch im Weiteren wird trotz eines auffälligen sachlichen Versehens bei der Beschreibung von Klein Berßen²⁴ deutlich, dass Dieckhoff sehr wohl in Augenschein genommen hatte, worüber er schrieb. Und



... und „Hünengrab Bruneforthe“ (S. 11)

bereits in diesem ersten Reiseführer wird an ein paar Stellen ein Problem beschrieben, das den Friesenweg erheblich stärker betraf als beispielsweise den über den Wiehengebirgskamm verlaufenden Wittekindsweg: die Veränderung der Landschaft im Zuge von Erschließungs-, Kultivierungs- und Aufforstungsmaßnahmen. In der heutigen Zeit kommt übrigens eine weitere, Sorgen bereitende Aufgabe hinzu: Gebiete landwirtschaftlicher Intensivbewirtschaftung mit den daraus resultierenden einförmigen Landschaftsbildern und vor allen Dingen den erheblichen Geruchsemissionen sowie die Routen für Erholungssuchende müssen, wenn irgend möglich, auf Abstand gehalten werden.

Doch zurück zu den Zeiten, als Otto Dieckhoff sich über das Landschaftsbild Gedanken machte. Ein gutes Beispiel bietet die Beschreibung der Wanderetappe durch das Hahnenmoor zwischen Börstel und Herzlake. Schildert Dieckhoff zunächst eine „... weite Moorlandschaft mit einzelnen Büschen und Bäumen, Gräben, Lachen, Glöckchenheide, Wollgras, Porst, Torfstecherei“, so heißt es für die Wegstrecke, die über den Bookhofer Damm verläuft: „Von nun an wird das Gelände infolge der Neukulturen öde, erst in der Nähe von Felsen erscheinen wieder Busch und Wiese am Wege und Eichen um die Höfe.“²⁵ Noch deutlicher wird er nach der Erwähnung des Königsgrabes bei Groß Berßen: „Leider hat seine herrliche Umgebung durch Urbarmachung und Aufforstung der Heide stark gelitten.“²⁶

Beispielhaft lassen diese Ausführungen deutlich werden, dass damals die Attraktivität des Emslandes als Wandergebiet nur in der Urtümlichkeit der Landschaft einschließlich der Dörfer und Bauerschaften liegen konnte. So wie damals bildende Künstler auf den Hümmling kamen, um Großsteingräber inmitten von Heideflächen, einsam gelegene Windmühlen oder uralte Bauern- und Heuerhäuser zu malen und zu zeichnen²⁷, erwartete auch der Wanderer in erster Linie stimmungsvolle Wegstrecken durch das „alte“ Emsland und nicht am Reißbrett geplante Zuwegungen durch Neukulturen und -siedlungen. Darin unterschieden sich mit Sicherheit die Ansichten von auswärtigen Wanderern einerseits und andererseits von Siedlern, die heilfroh waren, den „malerischen“ Heuerhäusern und den darin vorgegebenen Lebensbedingungen entkommen zu sein. Die Ansichten von Wanderern können nicht immer das „Maß aller Dinge“ sein.

Und schließlich ist der Friesenweg ein eigentümlich berührender Beleg, aus welchem unterschiedlichen Blickwinkeln das Emsland damals von außen gesehen wurde. „Die Eroberung des Emslandes als eine neue Provinz“ – unter diesem Motto wurden hier Reichsarbeitsdienstler aus allen Teilen Deutschlands in der Kultivierung via Spaten eingesetzt. Zugleich war der Landstrich mit den „Emslandlagern“ eine feste Größe in der „Topographie des Terrors“. 1937 war auch längst die Entscheidung gefallen, das alte Hümmlingdorf Wahn niederzulegen und sämtliche Bewohner umzusiedeln. Galt es doch, den Ansprüchen des im Zuge der Aufrüstung enorm gesteigerten Betriebs des Schießplatzes Meppen zu genügen.²⁸ Und zwischen all dem wand sich nun ein Wanderweg, auf dem es das alte malerische Emsland zu entdecken galt.



Zum Gedenken an Nikolaus Bödige (1859–1926): Der 1927 vom Verschönerungs- und Wanderverein von 1835 e.V. Osnabrück im Hüggel bei Ohrbeck aufgestellte Bödigestein wurde zum achtzigsten Todestag Bödiges vom Kultur- und Verkehrsverein Hasbergen e.V. mit einer Informationsplatte versehen (Foto: Helmut Tecklenburg)

„Gedächtnisweg“ Friesenweg – Zur Rolle von Nikolaus Bödige

Als Hauptwanderweg war der Friesenweg ein Novum im Emsland. Das bedeutet aber durchaus nicht, dass er für den Beginn des Wanderns im Emsland steht. Im Hümmling etwa mit seinen großen Wäldern und den damals noch weiten Heidelandschaften hatte man das Wandern selbstverständlich in begrenztem Rahmen längst entdeckt. Ein gedruckter Beweis hierfür ist vor allen Dingen Heinrich Adolf Kortes Wanderführer „Fürstentland“.²⁹ Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis macht darüber hinaus deutlich, dass Otto Dieckhoff bei der Festlegung des Routenverlaufs seines Friesenweges über den Hümmling nach Papenburg im Grundsatz einzelnen Wanderstrecken folgen konnte, die bereits Korte beschrieben hatte. Das kann auch nicht weiter verwundern, wenn man bedenkt, dass es in der Routenführung nur bedingt Alternativen gab, sofern unverzichtbare Ziele auf dem Hümmling wie die Hübener Mühle, die Großsteingräber bei Berßen, das Schloss Clemenswerth, der Opferstein in Börger, der nahe gelegene Wacholderhain und schließlich Börgerwald in eine sinnvolle Reihenfolge gebracht werden sollten.



*Prof. Dr. Nikolaus Bödige (1859–1926)
(Foto: Museum am Schölerberg, Osnabrück)*

Zudem ist beim Wirken Otto Dieckhoffs einzuschränken, dass zwar die exakte Festlegung, die Markierung und die erste Beschreibung der Route von ihm stammen, nicht aber das Konzept, einen Hauptwanderweg vom Osnabrücker Land nach Nordwesten zu schaffen und diese Verbindung „Friesenweg“ zu nennen.

Bereits in der Ausgabe vom Juni 1936 der Zeitschrift „Niedersachsen Weserbergland“ veröffentlichte der Ankumer H. Grüter einen Beitrag mit der Überschrift „Am Friesenweg“ und dem Untertitel „dem Wanderweg durch das Osnabrücker Nordland“.³⁰ Bei oberflächlicher Lektüre stellt sich der Beitrag als eine einladende Beschreibung der am Friesenweg zwischen Bramsche und Börstel liegenden Sehenswürdigkeiten dar; doch bei näherem Hinsehen wird deutlich, dass es Grüter auch darum ging, deutlich zu machen, dass der „Friesenweg“ von den Wanderern der Region um Osnabrück initiiert wurde. Seine Reisebeschreibung

folgt dem Weg, „... den wir in unserer Überschrift als ‚Friesenweg‘ bezeichnet haben. Er bildet die Ergänzung der im Osnabrücker Wanderbuch, Ausgabe 1931, unter 6, 7, 12 und 13 aufgeführten Wanderwege ...“.³¹ Auch der Satzeschluss des Beitrages kann als ein verklausulierter Anspruch verstanden werden, dass der weitere Ausbau des Wanderweges eigentlich von Osnabrücker Seite erfolgen sollte. „Mit Herzlake haben wir von unserer Seite das Tor des Hümmlings erreicht, und es ist Sache der örtlichen Stellen, den weiteren Ausbau des Friesenweges zu fördern, damit die weitergelegenen Bezirke, der

Hümmling, das Emsland und Friesland, von unserer Seite aus (sic) dem durchgehenden Wanderverkehr mehr und mehr erschlossen werden.“³²

1937, also ebenfalls noch vor Dieckhoffs Wanderführer, erschien in Osnabrück die fünfte Auflage des von Grüter in einer älteren Ausgabe herangezogenen Osnabrücker Wanderbuches, nun mitsamt einer Darstellung des kaum fertig gestellten Hauptwanderweges. Darin wird dem „Weg nach Friesland“ noch eine weitere Bestimmung zuerkannt: „Ferner und nicht zuletzt soll dieser langgestreckte Wanderweg in dankbarem Gedenken eine Brücke schlagen zwischen der Geburts- und Wahlheimat des Osnabrücker Heimatfreundes, dem das Osnabrücker Wanderbuch seine Entstehung verdankt: Dr. Nikolaus Bödige, der als Seemannssohn in Papenburg geboren wurde und aus der Osnabrücker Heimatgeschichte nicht fortzudenken ist.“³³

Als diese von Dr. Johannes Brans bearbeitete fünfte erweiterte Auflage des Osnabrücker Wanderbuches im Verlag Jul. Jonscher erschien, war schon über ein Jahrzehnt vergangen, seitdem Nikolaus Bödige während einer Führung durch das von ihm mehrfach in Veröffentlichungen beschriebene Hüggelgebiet bei Ohrbeck einen plötzlichen Herztod erlitten hatte.³⁴ Der Sohn eines Papenburger Kapitäns muss also im Osnabrücker Land nachhaltig gewirkt haben, so dass seine offenbar außerordentlichen Verdienste nicht so schnell in Vergessenheit geraten waren und nun mit dem „Friesenweg“ in Verbindung gebracht wurden.

Einigen veröffentlichten Kurzbiographien³⁵ ist zu entnehmen, dass der Gymnasialprofessor Dr. phil. Nikolaus Bödige (1859–1926) nach dem Studium in Göttingen und einer Lehrerstelle am Gymnasium in Duderstadt fast zwei Jahrzehnte von 1897 bis 1924 als Mathematiklehrer am Osnabrücker Gymnasium Carolinum tätig war. Als Wissenschaftler und Autor hinterließ er ein beachtliches und zugleich etwas ungewöhnliches, weil zweigeteiltes Werk. Während er sich bis 1901 mit mathematischen Themen auseinandersetzte, folgten in den späteren Jahren Schriften zur „Heimatkunde und Denkmalpflege“, die regional eine weite Verbreitung fanden. Sein „Bestseller“ war offenbar das 1907 erstmalig veröffentlichte Osnabrücker Tourenbuch³⁶, das 1923, also noch zu seinen Lebzeiten, als „Osnabrücker Wanderbuch“³⁷ in dritter Auflage erschien und bis 1956 sechs Auflagen erreichte. Bekannt wurde er einem breiten Leserkreis außerdem mit dem 1920 erschienenen Buch „Natur- und Geschichtsdenkmäler des Osnabrücker Landes“³⁸. Die Wertschätzung, die Bödige im Osnabrücker Raum genoss, ist noch heute sichtbar in dem Gedenkstein, den der Verschönerungs- und Wanderverein von 1835 e.V. Osnabrück im Jahre 1927 im Hüggel aufstellte; mit der Bödigestraße wird mittlerweile auch in Papenburg die Erinnerung an diese Persönlichkeit aufrechterhalten.³⁹

Die Verbindung, die Johannes Brans zwischen dem Friesenweg und Nikolaus Bödige herstellt, ist also zwar ein wenig bemüht, aber letztlich durchaus nachvollziehbar. In der Literatur haben diese Einlassungen allerdings gelegentlich zu dem Missverständnis geführt, Bödige habe den Friesenweg angelegt.⁴⁰



Die Wilhelm-Korte-Hütte im Börsteler Wald

(Foto: Helmut Tecklenburg)

Passion Friesenweg – Zum Wirken von Wilhelm Korte

Auf dem Teilstück zwischen Berge und dem Stift Börstel führt der Friesenweg durch den Börsteler Wald. Gegenüber von einem kleinen Waldsee steht eine Hütte, die an einen weiteren Wahl-Osnabrücker und gebürtigen Emsländer erinnert, den Lehrer Wilhelm Korte (25.10.1911–29.10.1977).⁴¹ Wie Bödige stammte Korte aus dem nördlichen Emsland – genauer aus Dörpen. Dort ist diese Familie allerdings so gut wie in Vergessenheit geraten, und das aus nachvollziehbaren Gründen. Wilhelm Korte wurde bereits in ganz jungen Jahren binnen weniger Tage zum Vollwaisen, als der Vater, ein aus Neubörger stammender Schmiedemeister, im Ersten Weltkrieg an der Front fiel und die Mutter nur wenige Tage später starb. Korte wuchs daraufhin bei Familien in Dörpen und vor allem in Meppen auf, wo er seine Schulausbildung mit dem Abitur abschloss.

Beruflich weist die Biographie von Korte manche Ähnlichkeit mit Dieckhoff und mehr noch Bödige auf. Auch Korte ergriff den Beruf des Lehrers, und er gelangte nach Zwischenstationen an der Meppener Overbergschule und in Glandorf wie Bödige nach Osnabrück, wo er zuletzt die Piusschule leitete.

Wie kein Zweiter in der siebzigjährigen Geschichte des Friesenweges machte sich Korte diesen Wanderweg, die Steigerung seiner Attraktivität und seines Bekanntheitsgrades

zu Eigen. Dabei waren seine Ausgangsbedingungen denen von Otto Dieckhoff gar nicht so unähnlich. Im Osnabrücker Teil der Route, etwa in den Abschnitten Ankum, Bippen und Berge, war der Friesenweg bereits Anfang der 1950er Jahre neu ausgezeichnet worden. Koordinierend hatten der Kreisheimatbund Bersenbrück und der Wiehengebirgs-Verband diese Arbeiten örtlicher Heimatvereine begleitet.⁴² Hingegen war den aus den 1950er Jahren überlieferten Aktivitäten des Kreisheimatvereins Aschendorf-Hümmling zugunsten des Friesenweges offenbar kein nachhaltiger Erfolg beschieden.⁴³ Der Friesenweg als Hauptwanderweg bis in die nördlichste Spitze des Emslandes war nach dem Zweiten Weltkrieg zusehends in Vergessenheit geraten.⁴⁴

Als nun der im Wiehengebirgs-Verband als Hauptwegewart aktive Rektor Wilhelm Korte in den 1960er Jahren begann, den Friesenweg zu reaktivieren, war folglich der Arbeitsaufwand im Emsland ohnehin größer als im Osnabrücker Land. Hinzu kamen aber noch die Auswirkungen, die mit der Emslanderschließung verbunden waren. „Die Wegführung musste wegen der neuen Raumordnung in den großen Mooren verlegt werden“, schreibt Korte 1969 in einem Beitrag für den Wiehengebirgsboten.⁴⁵

Im Grunde genommen musste der Friesenweg im Emsland in weiten Teilen neu geschaffen werden – und das nicht nur in den Mooregebieten. In einem Schreiben an Dr. Hans Kraneburg, dem damaligen Geschäftsführer des Emsländischen Heimatvereins, erläutert Korte die erheblichen Veränderungen, die unumgänglich waren. „Von Börstel bis zum Felsener Berg müssen wir durch das Hahnenmoor neue Wege suchen, was aber nicht sehr schwierig ist. Die Schwierigkeiten beginnen am Felsener Berg. Sehr wahrscheinlich muß der Weg an die Hase führen und dann an der Hase entlang bis zur Hasebrücke in Andrup, von da führt der Weg durch den Wacholderhain nach Haselünne. Von Haselünne ist die alte Wegführung durch Siedlungen und Straßenbauten vollständig verschwunden ...“⁴⁶ In dieser Zeit erwog Korte sogar, den Friesenweg bereits in Börgerwald beim Heidehotel enden zu lassen. „Früher reichte die Wegführung bis zum Rathaus in Papenburg. Die Ansiedlungen an den Kanälen haben die Moorwege als Wanderwege unmöglich gemacht.“⁴⁷



Rektor Wilhelm Korte (1911–1977)
(Foto: Privatbesitz)



Wanderabzeichen des Friesenweges (Bronzeausführung, 20 x 17 x 1,5 mm), entworfen im Auftrag des Heimat- und Verkehrsvereins Ankum vom Osnabrücker Künstler Walter Mellmann. Neben dem Steingrab und dem Fachwerkgiebel des Niedersächsischen Bauernhauses zeigt es den Turm der St.-Nikolaus-Kirche in Ankum, bekannter unter der Bezeichnung „Artländer Dom“

(Foto: Schöning, Meppen)

Nach zeitintensiven Kartenstudien und zahlreichen Besprechungen vor Ort ging Korte den gesamten Weg sprichwörtlich mit Pinsel und Farbe ab und markierte ihn insgesamt etwa 2 360-mal neu.⁴⁸ Außerdem verlängerte er den Wanderweg nach Süden weiter bis Osnabrück, wo sich das historische Rathaus von jeher als Ausgangspunkt oder Ziel einer Wanderung geradezu anbietet. Unterstützt wurde Wilhelm Korte insbesondere vom Wiehengebirgs-Verband, wobei offenbar der damalige Vorsitzende, der langjährige Osnabrücker Stadtdirektor Paul Voßkühler, als „Türöffner“ eine wichtige Rolle spielte.⁴⁹

Am 1. Juli 1969 titelte die Neue Osnabrücker Zeitung: „Rektor Kortes Wanderer weihen Friesenweg ein.“⁵⁰ Doch Korte ließ es dabei nicht bewenden; ihm ging es um eine nachhaltige Entwicklung dieses Hauptwanderweges. So gelang es ihm, Heimatvereine, deren Orte am Friesenweg liegen, für sein Vorhaben zu gewinnen und sie zur anhaltenden Pflege der entsprechenden Wegstrecken zu bewegen. Damit trug er dazu bei, dass der Wiehengebirgs-Verband nun auch im Emsland nach und nach einige örtliche Heimatvereine als Mitglieder gewinnen konnte. So teilte der 1. Vorsitzende des Wiehengebirgs-Verbandes, Paul Voßkühler, dem Meppener Oberkreisdirektor Dr. Walter Kolck im Januar 1970 mit: „Mitte des vorigen Jahres hat der Heimatverein in Haselünne es bereitwillig übernommen, die Wanderzeichen des Friesenweges im Kreise Meppen zu unterhalten und auch sonstige Verbesserungen am Friesenweg anzulegen. Diese Verhandlungen haben dem Heimatverein Haselünne auch Anlaß gegeben, sich dem Wiehengebirgs-Verband als Mitgliedsverein anzuschließen.“⁵¹

Dass es in der Folgezeit gelang, die Heimat- und Verkehrsvereine der am Friesenweg liegenden Städte und Gemeinden in die Unterhaltung des Weges und die örtliche Wer-

bung einzubeziehen, geht aus einem Bericht im Wiehengebirgsboten vom Februar/März 1976 hervor. Auf einer Arbeitstagung in Ankum hatten Vertreter der Vereine beschlossen, Auszeichnungen für Friesenwegwanderer in Form von Urkunden und Plaketten für Erst- und Mehrfachwanderer zu verleihen. Für die Aufgabe der Ausgabestelle wurde der Heimat- und Verkehrsverein Ankum ausgewählt, der, wie eine Durchsicht des Wiehengebirgsboten deutlich macht, sich dem Friesenweg besonders verbunden sieht.⁵²

Zum Wirken Kortes gehört schließlich auch die Öffentlichkeitsarbeit zugunsten des Friesenweges. Mehrfach nutzte er den Wiehengebirgsboten als Plattform und auch im Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes stellte er den Weg in einem knappen Beitrag vor.⁵³ Eine detailliertere Beschreibung des Weges veröffentlichte er 1971 in der Heftreihe „Osnabrück“ des Verkehrsvereins Stadt und Land Osnabrück mit dem Wanderführer „Der Friesenweg“. 1977 folgte eine zweite Auflage.⁵⁴ Das Titelbild beider Auflagen erinnert an die seinerzeit am stärksten beachtete Friesenweg-Wanderung: Im Herbst 1969 erwanderte ihn der Kammer Sänger Rudolf Schock mit Familienangehörigen und Freunden.⁵⁵

Als Wilhelm Korte im Oktober 1977 starb, war der Friesenweg wieder ein bekannter Hauptwanderweg im westlichen Niedersachsen. In einem Nachruf im Wiehengebirgsboten wird Wilhelm Korte als „Vater des Friesenweges“ abschließend attestiert: „Er hat sich um die Einheit der Landschaft ‚Osnabrück-Emsland‘ verdient gemacht.“⁵⁶ Verfasser dieses Nachrufes war der ebenfalls im Wiehengebirgsverband engagierte Philologe und langjährige Osnabrücker Ratsherr, Dr. Friedrich Brockmeyer, der tragischerweise knapp zwei Jahre später während einer von ihm geleiteten Ferienwanderung über den Friesenweg in Berge einem Herzschlag erlag.⁵⁷



Orientierung am weißen „F“ – Neumarkierung des Friesenweges mit Pinsel und Farbe durch Wilhelm Korte



*Im Jahre 1983 bot der Arbeitskreis „Wandern“ des Heimatvereins Meppen eine Friesenweg-Wanderung an. Die Gruppe begann die Wanderung bei strömendem Regen am 24. April 1983 am Papenburger Rathaus. Das Erinnerungsbild zeigt die mehr als 50 Personen verschiedensten Alters umfassende Gruppe mit dem langjährigen Leiter des Arbeitskreises, Dieter Schön (vorne links)
(Foto: Slg. Werner Klapprott)*

Vom „Klassiker“ im Nordwesten zum Weg „durch das Land der mystischen Steine“

Der Friesenweg ist zu keiner Zeit regelrecht von „Wanderscharen unter die Sohlen genommen worden“. Auch in seinen besten Jahren konnte er nicht annähernd an die Popularität der alten, jährlich von Tausenden von Wanderern begangenen Hauptwanderwege im Mittelgebirge wie etwa den über den Wiehengebirgskamm verlaufenden Wittekindsweg oder den über den Kamm des Teutoburger Waldes führenden Hermannsweg heranreichen. Wie sollte es auch anders sein: Bei aller landschaftlicher und kulturgeschichtlicher Attraktivität darf beim Friesenweg schließlich nicht übersehen werden, dass er auch auf längeren Strecken durch eine zwar abwechslungsreiche, aber eben auch „offene“ Landschaft verläuft und nicht allorts ohne asphaltierte Passagen auskommt. Insbesondere für das Emsland gilt außerdem, dass hier schon seit langem die „Fahrrad-Wanderer“ eine ungleich wichtigere Rolle spielen als die „Fuß-Wanderer“.

Doch eine in der Akte „Friesenweg“ des Wiehengebirgs-Verbandes sich findende Aufstellung über die Anzahl der jährlich ausgestellten Urkunden für die Erwanderung des



*Die erste Etappe führte die Meppener Wanderer am 24. April 1983 von Papenburg nach Börger
(Foto: Slg. Werner Klapprott)*

Friesenweges in der Zeit von 1975 bis 2004 enthält für eine Reihe von Jahren durchaus beachtliche Zahlen.⁵⁸ Demnach haben in den Jahren 1975 bis 1985 2 651 Wanderer diese Urkunde erhalten. Pro Jahr erwanderten in dieser Zeit also im Durchschnitt nachweislich 241 Personen den gesamten Weg, hinzu kommt eine nicht bekannte Zahl an Wanderern, die auf eine entsprechende Meldung beim Wiehengebirgs-Verband verzichteten oder sich auf die Erwanderung einzelner Etappen beschränkten. In Spitzenjahren wie 1978 und 1982 stellte der Wiehengebirgs-Verband über 400 Urkunden, 1985 nochmals weit über 300 Urkunden für die Erwanderung des Friesenweges aus.

Der Friesenweg passte gut in die 1980er Jahre. Geführt von dem einflussreichen, durchaus auch als streitbar geltenden Verbandsvorsitzenden Professor Dr. Clemens Arkenstette war dieser Zeitraum beim Wiehengebirgs-Verband nicht unerheblich von Bemühungen geprägt, den gesamten Weser-Ems-Raum zu einer Wanderregion zu entwickeln.⁵⁹ Insbesondere der langjährige Dezernent und Fachberater für Schulsport bei der Bezirksregierung, Dieter Voss, setzte sich dafür ein, das Wandern nach und nach im Flachland zwischen Ems und Weser weiterzuentwickeln und überregional bekannter zu machen. In der Reihe „Wandern im Nordwesten“ stellte er eine ganze Reihe dieser Wege vor wie beispielsweise den Ems-Wanderweg, den Ems-Jade-Wanderweg oder den Ostfriesland-Wanderweg, dazu aber auch den in die Ebene führenden „Klassiker“, den Friesenweg.⁶⁰

Voss war es auch, der mit der Tradition brach, diesen Weg aus Osnabrücker Perspektive zu beschreiben. In seinem Wanderführer beginnt die Route in Papenburg.⁶¹

In den 1990er Jahren wurde es zunehmend ruhiger um den Friesenweg. Über die Ursachen kann man nur mutmaßen. Vermutlich wird ein Hauptgrund darin zu suchen sein, dass die Generation organisierter Wanderer, die die Renaissance des Friesenweges unter Wilhelm Korte persönlich erlebt hatte, nach und nach aus der Zeit ging. Für die nachfolgende Generation Wanderer war der Friesenweg ein nur mäßig aufsehenerregendes Angebot unter vielen.

Als ein sicheres Anzeichen dafür, dass es zwischenzeitlich ziemlich ruhig geworden war, kann eine Veranstaltung gelten, die am 9. August 2002 im abgeschiedenen Hahnenmoor stattfand. Repräsentanten der beiden durch den Friesenweg verbundenen Regionen, darunter der emsländische Landrat Hermann Bröring, der Osnabrücker Kreisrat Gerd Hoofe und der Präsident des Wiehengebirgs-Verbandes, der pensionierte Stadtdirektor von Preußisch Oldendorf, Manfred Beermann, eröffneten per Scherenschnitt erneut den Friesenweg.⁶²

In der Tat ist an dieser Stelle von erheblichen Neuerungen zu berichten. Die Emsland-Touristik und der Tourismusverband Osnabrücker Land hatten sich gemeinsam der Bewerbung des Wanderweges angenommen und ein zehntägiges „Friesenweg-Programm“ einschließlich der acht Wanderetappen entwickelt. Als Gemeinschaftsprodukt der beiden Tourismus-Verbände und des Wiehengebirgs-Verbandes veröffentlichte die Landesvermessung und Geobasisinformation Niedersachsen (LGN) einen neuen Wanderführer, der sich in der Kartografie, aber auch der Text- und Bildgestaltung deutlich von allen Vorgängern abhebt.⁶³ Der Friesenweg war einmal mehr auf die Höhe der Zeit gebracht worden.

Ein auffallend kompliziertes, sich über zwei Seiten erstreckendes Impressum im neuen Wanderführer lässt deutlich werden, dass mit dieser Modernisierung des Wanderweges eine Neuerung der ihn tragenden Strukturen verbunden war: Der Friesenweg hatte wieder mehrere „Verbands-Väter“: Touristiker und organisierte Wanderer. Das mag zwar ein wenig an die Situation zu Zeiten Otto Dieckhoffs erinnern, doch ein derartiger Vergleich trägt nicht. Waren bis vor einigen Jahrzehnten Tourismus und Wanderbe-



Zur Erinnerung an alte Kulturlandschaften längs des Wanderweges: Restaurierter Schafstall beim Wacholderhain Börger ...

wegung personell in aller Regel aufs engste miteinander verknüpft, so waren nun regelrecht verschiedene Generationen mit dem Thema Friesenweg befasst.⁶⁴

Und auch inhaltlich deutet dieser Wanderführer eine Neuakzentuierung an. Unter der Überschrift „Durch das Land der mystischen Steine“ beginnt das einleitende Kapitel mit einer fast emphatischen Beschreibung dieser „Steine“: „Als wären Riesen am Werk gewesen! Staunend, fast ehrfürchtig steht der Betrachter vor den gewaltigen Großsteingräbern. Umgeben von bemoosten Buchen und knorrigen Eichen oder eingebettet in die urwüchsige Natur von Moor und Heide, haben die gewaltigen Felsmonumente nichts von ihrer mystischen Ausstrahlung verloren.“⁶⁵ Bei der weiteren Lektüre wird zwar deutlich, dass der Bearbeiter des Wanderweges die übrigen Sehenswürdigkeiten am Wege keinesfalls außer Acht lässt, doch die „mystischen Steine“ sind von nun an fraglos zum „Alleinstellungsmerkmal“ des Friesenweges avanciert.

Vom „Außerfriesischen“ zum Hünenweg, vom Solitär zum Routennetz – Notizen und Prognosen um ein neues Kapitel

Im September 2006 meldet sich auf der Internet-Plattform „fernwege.de“ eine merklich irritierte Wanderin zum Thema Friesenweg zu Wort: „Weiß zufällig jemand, ob der Friesenweg umbenannt wurde? Wir sind am Samstag ein Stück davon gelaufen (Osnabrück-Nettetal) und haben nirgendwo ein „F“ entdecken können. Stattdessen begleitete den Weg ein gelbes Schild mit der Aufschrift „Hünenweg“. Im Nettetal an der



... und Museumsschiffe auf dem Splitting in Papenburg-Oberende

(Fotos: Werner Franke)

Mühle hängt ein großes Schild mit Karte und Beschreibung. Die Bezeichnung ist Hünenweg und der Verlauf entspricht genau dem Friesenweg.“⁶⁶

Um Missverständnissen vorzubeugen: Diese von der unbekanntenen Wanderin beschriebene Vorgehensweise war eher eine Ausnahme. Im Emsland etwa wurde auf der gesamten Strecke die Markierung für den Hünenweg zusätzlich zu dem altbekannten „F“ angebracht. Es können folglich (noch) beide Wege erwandert werden.

Doch kurios und nicht frei von „Missverständnissen“ unter den Beteiligten war die Situation in den Jahren 2006 bis 2008 allemal. Während der Wiehengebirgs-Verband mit seinen engagierten Wegewarten am Friesenweg festhielt, entwickelten, markierten und „möblierten“ die Emsland-Touristik und der Tourismusverband Osnabrücker Land mit ebenso engagierten Mitwirkenden den neuen Hünenweg. Und dessen Verlauf entspricht in beträchtlichen Teilen exakt, auf den übrigen Strecken annähernd dem Verlauf des Friesenweges.

Allerdings kann man nicht von einer schlichten „Übernahme“ sprechen. Die beiden Tourismusverbände taten einiges, um den Weg attraktiver zu machen.⁶⁷ Ein wichtiges Ziel bestand darin, den insgesamt bei über 50 Prozent liegenden Asphaltanteil zu reduzieren. Im Emsland wurde sogar von vornherein ein Asphaltanteil von weniger als 20 Prozent angestrebt, um einem zentralen Kriterium des Deutschen Wanderverbandes für die Be-



Von jeher untrennbar mit dem Friesenweg/Hünenweg verbunden: die Steingräber. – Auf dem Weg von Ankum nach Berge passiert der Wanderer das Großsteingrab Hekese. Auf einer alten Ansichtskarte ist zu erkennen, dass – sicherlich gegen die Bestimmungen der Bodendenkmalpflege – ein großer Findling (in der Mitte des Bildes) für die Wegemarkierung genutzt wurde ...

(Ansichtskarte: Privatbesitz)

zeichnung „Qualitätswanderweg“ zu entsprechen. Selbstverständlich wurde auch dort, wo es sich inhaltlich anbot, die Route verändert. So konnte beispielsweise das bekannte Grabhügelfeld „Mansenberge“ bei Groß Berßen einbezogen werden. Und schließlich erfolgte eine Verknüpfung des Hünenweges mit weiteren touristischen Angeboten zum Thema Ur- und Frühgeschichte – der Friesenweg war nicht mehr ein „Solitär“, sondern eingebunden in ein thematisch orientiertes Routennetz.⁶⁸

Mit der neuen Markierung des Weges wurde eine Wegweisung zu interessanten Zielen verbunden. Unter der „Möblierung“ ist die Aufstellung zusätzlicher Sitzbänke und Instandsetzung von Schutzhütten zu verstehen.

Wie die Arbeit an der Route lässt auch die Bewerbung erkennen, dass der Hünenweg bei den beiden Touristikverbänden als eine wichtige Aufgabe betrachtet wird. Im Mai 2008 liegt der neue Wanderführer „Hünenweg“ der Landesvermessung und Geobasisinformation Niedersachsen (LGN) vor. Er ersetzt seither den 2002 herausgegebenen Wanderführer „Friesenweg“, der nunmehr verlagsseitig nicht mehr lieferbar ist.⁶⁹ Beim Wiener Verlag Esterbauer wird für den Herbst 2008 der mit 144 Seiten umfangreichste Wanderführer zu diesem Weg in der neu geschaffenen Reihe Hikeline angekündigt. In dieser Reihe wird der Hünenweg neben so bekannten Wegen wie dem Rennsteig oder auch dem noch jungen Harzer-Hexen-Stieg stehen.⁷⁰

Schließlich gehört zum Maßnahmenbündel der beiden Tourismusverbände auch die Umbenennung. Hierzu heißt es auf einem Informationsblatt: „Der Name ‚Friesenweg‘ hat in den vergangenen Jahren häufig zu Irritationen geführt, da der Weg ausschließlich durch das Osnabrücker Land und das Emsland verläuft und (ost-)friesisches Terrain gar nicht berührt (Zitat: ‚Der Außerfriesische‘). Auch gibt es für diesen Namen keine historisch nachvollziehbare Begründung. Hingegen kennzeichnen zahlreiche jungsteinzeitliche Großsteingräber (Hünengräber) und bronzezeitliche Grabhügel den Wegverlauf. Mit dem Namen ‚Hünenweg‘ stimmen Etikett und Inhalt überein.“⁷¹ – Dieser Begründung kann sachlich nicht widersprochen werden.



... „Hümmling, Steinkammergrab bei Groß Berßen“ – Federzeichnung von H. Poppe-Marquard als Illustration seiner Beschreibung des Friesenweges in: H[ermann] Poppe-Marquard, *Das Wiehengebirge. Landschaft, Wittekindsweg und andere beliebte Wanderwege.* Osnabrück 1983, S. 192



Schloss und Park Clemenswerth: Höhepunkt barocker Bau- und Gartenkunst, Ziel von Künstlern und Jägern, Pilgern und Wanderern (Foto: Werner Franke)

Im Laufe des Jahres 2008 wird deutlich, dass die Zeit für die alte Bezeichnung „Friesenweg“ abläuft. Im neuen Wanderführer „Hünenweg“ der LGN ist auch der Wiehengebirgs-Verband als Partner vertreten. Damit hat der Verband den notwendigen Schritt zu den neu geschaffenen Realitäten getan. Zugleich läuft die Werbung für den Hünenweg an. Der NDR-Moderator Ludger Abeln beispielsweise stellt in der Sendung „Niedersachsen 19.30“ den Hünenweg zur besten Sendezeit etappenweise vor:

Am 21. August 2008 wird der Hünenweg mit einem Pressetermin offiziell eröffnet. Beiträge werden genannt: Die Ausgaben für die Planung und Einrichtung des Hünenweges beziffern sich auf 1 50 000 € – keinesfalls eine unangemessene Summe. Von nun an steht das „Premium-Produkt“ im Wettbewerb mit rund 300 anderen vermarkteten Wanderwegen.⁷²

Aus alledem wird deutlich, dass sich das Wandern seit den Zeiten Wilhelm Kortes oder gar Otto Dieckhoffs und Nikolaus Bödiges erheblich gewandelt hat. Die verbandlich organisierte Wanderung bleibt zwar bestehen, doch geht ihre Bedeutung gegenüber den nicht in Verbandsstrukturen eingebundenen und aktiven Gruppen sowie Einzelwanderern schon seit längerem zurück. Als einen sicheren Indikator für diesen Wandel kann die im Grunde genommen parallel verlaufende Entwicklung gewertet werden, dass hauptamtlich besetzte und in hartem Wettbewerb, dazu unter erheblichem Erfolgsdruck ste-

hende Tourismusverbände durch ihre Serviceleistungen, ihre Werbung und die Entwicklung neuer Projekte entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des Wanderns und damit auch der Wanderwege genommen haben. Unstrittig ist allerdings auch, dass selbst kleinere Gebirgs- und Wandervereine wie der Wiehengebirgs-Verband allen finanziellen und auch personellen Problemen zum Trotz sowohl bei der Vernetzung der nach wie vor zahlreichen organisierten Wandergruppen als auch in der freien Natur bei der Unterhaltung von Wanderwegen Beachtliches leisten.

Zum Abschluss dieses Kapitels eine vorsichtige Prognose: Der Friesenweg wird unter seiner neuen Bezeichnung Hünenweg weiterhin überwiegend kleinere Wandergruppen anziehen, darunter eine Reihe, deren Mitglieder diesen Weg in erster Linie ausgewählt haben, um sich von den mächtigen urgeschichtlichen Grabanlagen faszinieren zu lassen. Die Zahl derjenigen, die diesen Weg erwandern, wird vermutlich auch über die Anfangseuphorie hinaus merklich zunehmen, dafür dürfte insbesondere das professionelle Marketing der beteiligten Tourismusverbände sorgen. Ob der Hünenweg auf längere Sicht in erster Linie ein „Fuß-Wanderweg“ bleibt, sei dahingestellt. Im Emsland dominiert eindeutig das „Fahrrad-Wandern“. Der Geestweg beispielsweise, jener 1984 von Bundespräsident Karl Carstens eingeweihte Hauptwanderweg zwischen Meppen und Bremen, wird längst in erster Linie als Radfernweg beworben. Von daher liegt es nahe, auch den Hünenweg in freilich beträchtlich abgeänderter Wegeführung zusätzlich den Fahrradfahrern anzubieten.



Schlussendlich gemeinsam für den Hünenweg: „Logos“ im 2008 erschienenen Wanderführer „Hünenweg“ der LGN

Nachgedanken

Der Friesenweg ist eine „kulturgeschichtliche Miniatur“ – interessant, aber nicht sonderlich gewichtig. Er war in seiner Bedeutung immer weit entfernt von den großen Wander- oder gar Pilgerrouen. Er ist ganz bestimmt kein zweiter Rennsteig und auch kein zweiter Hermanns- oder Wittekindsweg. Dafür fehlt die Faszination, die ein Kammweg über ein lang gestrecktes Mittelgebirge generationenübergreifend ausübt. Die Geschichte des Friesenweges ist geprägt von Neuanfängen, zeitweiliger Beachtung und dann wieder längeren Phasen einer eher stillen, nur von Individualisten und einigen kleineren Gruppen begangenen Route. Von einer Erfolgsgeschichte Friesenweg kann demnach nicht



„Mystische Steine“ – Megalithgrab am Hünenweg auf dem Hümmling (Foto: Werner Franke)

gesprochen werden. Bestätigt wird diese Einschätzung schon dadurch, dass der Friesenweg in all den Jahrzehnten kein Motiv war für Postkarten oder irgendwelche Mitbringsel.

Doch er hat über siebzig Jahre immer wieder Wanderer begeistert und Enthusiasten gefunden. Er gehört zur Geschichte des Wanderns und des Fremdenverkehrs im Emsland und ebenso – wenn auch als marginale Randnotiz – zur Geschichte der Städte, Dörfer und Bauernschaften, die am Wege liegen.

Mit dem Aufkommen der Bezeichnung Hünenweg entlang der Route und mehr noch in Form von Wanderführern, Internet-Auftritten und auf zahlreichen Informationsmaterialien wird mit dem Friesenweg die wohl einzige Wegebezeichnung, die in unserem Raum für die Tradition des Wanderns steht, im wahrsten Sinne des Wortes „entfallen“. Das stimmt nachdenklich, ist aber bei vertretbarem Aufwand nicht mehr revidierbar. Kritische Stimmen sollten ferner bedenken, dass die Geschichte des Friesenweges zu dem Zeitpunkt, als der Wechsel der Wegebezeichnung vorgenommen wurde, so gut wie unbekannt war.

Bei der Entscheidung für diesen Namenswechsel sind die Verantwortlichen ihrem Auftrag entsprechend touristischen Überlegungen gefolgt. Allerdings steht dieser Namenswechsel durchaus auch in einer kulturtouristischen Tradition. Insbesondere die über den

Hünenweg verbundenen monumentalen Großsteingräber sind Denkmale, die von den Regionen Osnabrück und Emsland sowie den betreffenden Städten und Gemeinden seit Jahrzehnten in ihre Werbung einbezogen werden. Auch wenn die „Mystischen Steine“ als touristische „Magnetfelder“ nicht überschätzt werden sollten, kommt das vom bekannten Hunebedzentrum in Borger in der Drenthe und dem eindrucksvoll sich entwickelnden Ausstellungszentrum Kalkriese eingerahmte Emsland gar nicht umhin, der Ur- und Frühgeschichte nicht nur als Forschungs- und Lerngegenstand, sondern auch als touristisches Potenzial eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken.

Bezogen auf den Hünenweg sollten allerdings alle Verantwortlichen darin einig gehen, dass dieser Name als Ersatz der alten Bezeichnung Friesenweg eine Korrektur alter Missverständnisse und eine Präzisierung, also unter touristischen Gesichtspunkten zweifellos eine Verbesserung darstellt; ein „naturegegebenes Optimum“ stellt die Bezeichnung Hünenweg aber nicht dar. Abgesehen von der überschaubaren Gruppe der intensiv an Vor- und Frühgeschichte Interessierten bietet eine Abfolge von mehr oder weniger großen und mehr oder weniger gut erhalten gebliebenen Großsteingräbern trotz aller staunenswerten Monumentalität und unbestreitbaren Mystik nicht unbedingt den Boden für anhaltenden Enthusiasmus. Deshalb sollten bei allen werbenden Beschreibungen des Hünenweges auf gar keinen Fall die weiteren Sehenswürdigkeiten in den Hintergrund treten. Ob Börstel oder Clemenswerth, „Artländer Dom“ oder Hüvener Mühle, die Wacholderhaine in Börger und Haselünne oder die Altstädte von Bramsche und Haselünne: Ohne sie wäre der Weg nicht hinreichend attraktiv.

Und was wird aus der Traditionsbezeichnung „Friesenweg“? Möglicherweise bietet es sich an, künftig in den einleitenden Kapiteln von Hünenweg-Wanderführern auf den Vorgänger, den Friesenweg, und dessen Geschichte kurz einzugehen. Sicherlich – die Wanderer – und Leser der Wanderführer – interessieren in erster Linie die aktuelle Routenbeschreibung und eine kurze Darstellung der vorzufindenden Sehenswürdigkeiten. Doch so manch einer ist auch offen für die Geschichte und Tradition des Weges, für den er sich schließlich viele Stunden Zeit nimmt.

Doch wie dem auch sei: Hoffentlich erleben noch viele Wanderer den Reiz dieses Weges – dessen 75-jähriges Bestehen in einigen Jahren gefeiert werden kann – (fast) ganz so, wie er in der Zeitschrift „Niedersachsen“ des Jahres 1937 beschrieben wurde. Eine kleine Kostprobe:

„Von dort läuft sie über Berge und das herrlich gelegene Stift Börstel durch das Hahnenmoor über Felsen und Andrup nach Haselünne mit seinem berühmten Wacholderhain. Nun geht es durch den Hümmling. Über das malerische Westerlohmühlen und Westerloh führt der bezeichnete Weg nach Klein- und Groß Berßen mit großartigen Steingräbern, über die liebliche Hüvener Mühle nach Hüven mit seinem prachtvollen Steingrab und dann über Waldhöfe nach Sögel und Schloß Clemenswerth. Nun folgt eine Wanderung auf stillem Heideweg durch weite einsame Wälder nach Börger, wo wieder ein

großes Steingrab und ein riesiger Opferstein sich befinden. Den Schluß bildet der Weg über Surwold mit dem sagenumwobenen Grabe des Friesenkönigs gleichen Namens nach Papenburg, der größten und blühendsten Fehnkolonie der Provinz Hannover mit sehenswertem Heimatmuseum.“⁷³

Danksagung

Unter den zahlreichen Personen, die bei der Erstellung dieses Beitrages Informationen beigetragen haben, sei besonders gedankt Frau Christa Flader, Holzminden, und Frau Eleonore Recker-Korte, Osnabrück, sowie den Herren Hermann Josef Döbber, Papenburg, Heinrich Kempchen, Wallenhorst, Dr. Waldemar R. Röhrbein, Hannover, Dieter Voss, Oldenburg, und Werner Zwinge, Meppen.

Anmerkungen

- 1 Erst seit Mitte der 1980er Jahre führt überhaupt ein weiterer Hauptwanderweg durch das Emsland – der von Meppen nach Bremen verlaufende Geestweg, der im Januar 1984 mit einer sprichwörtlich sturmtumtosten Wanderung des damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens und eines umfangreichen, im Wandern mehr oder weniger geübten regionalen „Trosses“ eingeweiht wurde. Karl Carstens, Wanderungen in Deutschland. Von der See zum Alpenrand. Herford 1985, S. 311–319.
- 2 Die ausführlichste Beschreibung des Weges liefert: Wanderführer Hünenweg. Von Osnabrück nach Papenburg und Verbindungsweg Emmen (NL) nach Haselünne mit Karten im Maßstab 1:40 000 [Red. Bernadette Jongebloed] (Wandern im Nordwesten). Hannover, LGN – Landesvermessung + Geobasisinformation Niedersachsen 2008. Das Vorgängerheft war der: Wanderführer Friesenweg. Von Osnabrück nach Papenburg mit amtlichen Karten 1:40 000. Hrsg. von der Emsland Touristik GmbH, dem Tourismusverband Osnabrück e.V. und dem Wiehengebirgsverband Weser-Ems e.V. (Wandern im Nordwesten 2). Hannover; LGN – Landesvermessung + Geobasisinformation Niedersachsen [2002]. Eine besonders detaillierte Wegbeschreibung dürfte künftig folgender, vom Verlag Esterbauer für den Herbst 2008 angekündigter Wanderführer liefern: Fernwanderweg Hünenweg. Vorbei an Großsteingräbern durch das Osnabrücker Land und das Emsland. Wanderführer und Karten 1:35.000. A-Rodingsdorf 2008. An älteren Friesenweg-Wanderführern lagen dem Bearbeiter vor: [Otto] Dieckhoff, Der Friesenweg. [Hrsg.] Landesfremdenverkehrsverband Niedersachsen-Weserbergland. Hannover [1938]. – Wilhelm Korte, Der Friesenweg. Hrsg. vom Verkehrsverein Stadt und Land Osnabrück (Osnabrück 17). 2. Aufl. Osnabrück 1977. – Dieter Voß, Friesenweg. Hrsg. vom Wiehengebirgsverband e.V. (Wandern im Nordwesten). Osnabrück [o.J.]. – An ausführlichen Beschreibungen des Friesenweges in Wanderbüchern lagen dem Verfasser vor: Franz Hausen, Wanderregion Ems-Weser. Die 100 schönsten Wanderungen (per pedes Wanderführer). Ostfildern 1983, S. 170–193. – H[ermann] Poppe-Marquard, Das Wiehengebirge. Landschaft, Wittekindsweg und andere beliebte Wanderwege. Osnabrück 1983, S. 182–199. Folgende mehrteilige Reportage wurde 1975 in mehreren Lokalausgaben der Neuen Osnabrücker Zeitung veröffentlicht: Karl Histermann, Auf den Spuren der alten Friesen. Von Osnabrück nach Papenburg ... Ein Wander- und Erlebnisbericht. In der Ems-Zeitung erschien diese Reportage am 17., 19. und 23. April 1975.
- 3 Der Friesenweg, eine neue Wanderstrecke. In: Mein Emsland 1937, Nr. 14.
- 4 Ebd.
- 5 Notiz „Friesenweg“. In: Niedersachsen. Monatsschrift für Kultur und Heimatpflege in Niedersachsen 42, 1937, S. 435. Siehe außerdem: Ems-Zeitung vom 3.12.1936, 26.6.1937 und 20.7.1937.
- 6 Notiz „Friesenweg (wie Anm. 5), S. 435f.

- 7 Einen Überblick über die Geschichte und Aktivitäten des Wiehengebirgs-Verbandes vermitteln insbesondere die beiden Festschriften 50 Jahre Wiehengebirgs-Verband Osnabrück. Osnabrück 1958. – 60 Jahre Wiehengebirgs-Verband Osnabrück 1908–1968. Osnabrück 1968.
- 8 Helmut Lensing, Der Heimat- und Verkehrsverein Lingen (1930–1963). Ein Beitrag zur Geschichte der Heimatvereine und des Fremdenverkehrs im Emsland (Materialien zur Lingener Geschichte 4). Lingen (Ems) 2004. Josef Grave, Zwischen Beharrung, Wandel und Aufbruch. Heimatvereine im Emsland vor und während der Weimarer Republik. In: Aschendorfer Heimatblätter 33, 1999, S. 3–28.
- 9 Notiz „Friesenweg fertiggestellt“. In: Weserbergland Niedersachsen. Illustrierte Zeitschrift für das Weserbergland und Niedersachsen, Jg. 11, Nr. 8. August 1937, S. 20.
- 10 Johannes Niemann, Unsere Erinnerungen an Nienhaus. In: Aschendorfer Heimatblätter 13, 1989, S. 1ff. u. Vorab-Hinweis der Schriftleitung.
- 11 Zu Otto Dieckhoff vgl.: Andreas Reuschel, Der „Dieckhoffturm“ auf dem Ebersnacken im Vogler. In: Jahrbuch für den Landkreis Holzminden 22, 2004, S. 112f. und Literaturverzeichnis S. 114.
- 12 1877 erschien erstmalig: Ernst Gerhard August Görges, Wegweiser durch Hameln und einen Theil des Wesergebiets, auch Pymont und Detmold. Hameln [1877]. Siehe zur Bedeutung dieses Reiseführers: Gesa Snell, Von der „wenig bekannten Romantik der Wesergeschichte“. Zur Entwicklung des Weserberglandes als touristisches Ziel am Beispiel Hameln. In: Frauke Geyken und Gesa Snell (Hrsg.), Im Sonnenstrahl durchs Wesertal. Kleine Kulturgeschichte des Reisens im Weserbergland. Hameln 2003, S. 57. Waldemar Menking, Ein vorbildlicher Wanderführer. In: Deister-Weser-Zeitung vom 14. Februar 1981. 1912 wurde folgende Ausgabe veröffentlicht: Otto Dieckhoff, Führer durch das Oberwesergebiet. Zugleich 8. Aufl. von E. Görges, Wegweiser durch das Weserland. Hameln/Leipzig 1912.
- 13 Otto Dieckhoff, Weserbergland. I. Teil u. II. Teil. ... 4. Aufl. der 3. bedeutend erw. u. verb. Aufl. Holzminden [1926/29].
- 14 Reuschel (wie Anm. 11), S. 107ff.
- 15 Notiz „Der Friesenweg“. In: Weserbergland Niedersachsen. Illustrierte Zeitschrift für das Weserbergland und Niedersachsen, Jg. 12, Nr. 11, November 1938, S. 21. Die erhebliche Bedeutung, die die Arbeit Otto Dieckhoffs für den Fremdenverkehr im Gebiet des Fremdenverkehrsverbandes Weserbergland-Niedersachsen hat, wird auch deutlich in einem Schreiben des Verbandsführers Dr. Muhs an Dieckhoff, abgedruckt in: Weserbergland Niedersachsen. Illustrierte Zeitschrift für das Weserbergland und Niedersachsen, Jg. 10, Nr. 12, Dezember 1936, S. 13.
- 16 Alfred Burkhardt (Hrsg.), Lüneburger Heide (ABK Reise- u. Städteführer 7). Kiel [ca. 1939], S. 26ff.
- 17 Hermann Wagner (Bearb.), Lüneburger Heide (Grieben Reiseführer 170). 9. Aufl. Berlin/Hamburg 1950, S. 60ff.
- 18 Niedersachsen-Weserbergland (Die Deutschen Heimatführer 15). Berlin [1941], S. 16ff.
- 19 Notiz „Der Friesenweg“ (wie Anm. 15).
- 20 Ebd.
- 21 W[alter] L[ampe], In memoriam Ferdinand Hormeyer. In: Heimatland 1978, H. 6, S. 182.
- 22 Dieckhoff, Der Friesenweg (wie Anm. 2), S. 1.
- 23 Ebd.
- 24 Dieckhoff beschreibt versehentlich nicht die im Jahre 1900 fertiggestellte neugotische Kirche von Klein Berßen, sondern die Vorgängerkirche. Dieckhoff, Der Friesenweg (wie Anm. 2), S. 1. Zu den Kirchbauten in Klein Berßen: Franz Bölsker Schlicht, Die ehemalige Pfarrkirche St. Michael in Klein Berßen, ein untergegangenes Kleinod mittelalterlicher Baukunst. In: Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes (künftig JbEHB) 43, 1997, S. 35ff.
- 25 Dieckhoff, Der Friesenweg (wie Anm. 2), S. 6.
- 26 Ebd., S. 7.
- 27 Andreas Eynck, Sommerbilder – Künstler sehen das alte Emsland. Nachlese zu einer Ausstellung. In: JbEHB 46, 2000, S. 14ff. Sowie: Eckard Wagner, Bilder vom Hümmling. Eine Landschaft im Spiegel der Malerei. In: JbEHB 41, 1995, S. 234–273. Christiane Kerrutt, Malerei und Grafik im Emsland 1860–1960. In: JbEHB 47, 2001, S. 121–280.

- 28 Zum Reichsarbeitsdienst vgl. Josef Hamacher, *Freiwilliger Arbeitsdienst und Reichsarbeitsdienst im Altkreis Meppen*. In: JbEHB 48, 2002, S. 273ff. sowie Hubert Gerlich, „Die neue Provinz des Führers“ – Der Reichsarbeitsdienst im Emsland (1935–1938). In: JbEHB 53, 2007, S. 98ff. Zu den Emslandlagern vgl. die Broschüre Kurt Buck, *Auf der Suche nach den Moorsoldaten. Emslandlager 1933–1945 und die historischen Orte heute*, 5. Aufl. Papenburg 2006. Zu Wahn vgl. Heiner Schüpp, *Wahn – Spuren eines verschwundenen Dorfes werden wieder sichtbar*. In: JbEHB 54, 2008, S. 191ff.
- 29 Heinrich A. Korte, *Fürstenland. Ein erster Führer durch den Hümmling*. Papenburg 1924. 1930 erfolgte ebenfalls im Emslandverlag von Heinrich Rohr, Papenburg, die Veröffentlichung einer 2. vermehrten Auflage.
- 30 H. Grüter, *Am Friesenweg, dem Wanderweg durch das Osnabrücker Nordland*. In: *Weserbergland Niedersachsen. Illustrierte Zeitschrift für das Weserbergland und Niedersachsen*, Jg. 10, Nr. 6, Juni 1936, S. 19f.
- 31 Ebd., S. 20.
- 32 Ebd. Ein Hinweis auf bereits 1933 im damals neugebildeten Wegeausschuss des Wiehengebirgs-Verbandes angestellte Überlegungen, Verbindungswege zu benachbarten Wandergebieten, darunter dem Emsland zu schaffen, findet sich in der Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Verbandes. Gustav Meyer, *50 Jahre Dienst am Wandern. I. Aus der Geschichte und Entwicklung des Wiehengebirgsverbandes*. In: *50 Jahre Wiehengebirgs-Verband ... (wie Anm. 7)*, S. 17.
- 33 Johannes Brans (Bearb.), *Osnabrücker Wanderbuch. Ausgewählte Wanderungen in der Osnabrücker Landschaft*. 5. erw. Aufl., Osnabrück 1937, S. 69f.
- 34 [Angelika Höttler-Meier], *Bödige, Nikolaus*. In: *Biographisches Handbuch Osnabrück*. Osnabrück 1990, S. 37.
- 35 Ebd. Sowie: J. Niemann u. A. Höttler-Meier, *Beitrag zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Forschung im Raum Osnabrück*. In: *Osnabrücker Naturwissenschaftliche Mitteilungen* 15, 1989, S. 16. – Heinrich Hiltermann, *Nikolaus Bödige zum Vermächtnis*. In: *Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land* 1981, S. 194–196. – Rudolf Bödege u. Margret Schepers (Hrsg.), *Geschichte der Familie Bodge (Bödiger; Bödege, Bödige) in und aus Dörpen. Lingen (Ems) [u. a.] 1991*, S. 132. – W. Wessel, *Ein Gedenkstein im Hüggel – wer war Nikolaus Bödige?* In: Doris Schönhoff (Hrsg.), *Menschen, Bilder und Geschichten. Alltägliches aus Hagen, Hasbergen und Georgsmarienhütte*. Lengerich 2003, S. 627–630.
- 36 *Osnabrücker Tourenbuch in Verbindung mit den zugehörigen Sommerfahrplänen*. Osnabrück 1908.
- 37 Nik[olaus] Bödige, *Osnabrücker Wanderbuch (Natur- und Geschichtsdenkmäler des Osnabrücker Landes 3)*. 3. Aufl. Osnabrück 1923.
- 38 Nikolaus Bödige, *Natur- und Geschichtsdenkmäler des Osnabrücker Landes. Ein Beitrag zur Förderung der Heimatkunde und Denkmalpflege*. Osnabrück 1920.
- 39 Neben den in Anm. 34 u. 35 aufgeführten Kurzbiographien: Angelika Hitzke u. Thomas Osterfeld, *Vor Begeisterung über den Ausblick tot umgefallen? Gedenkstein am Hüggel erinnert an den Osnabrücker Mathematiker und Heimatforscher Dr. Nikolaus Bödige*. In: *Neue Osnabrücker Zeitung*, 22. Mai 2003.
- 40 Selbst dem wohl besten Kenner des Friesenweges, Wilhelm Korte, ist dieses Missverständnis zunächst „nicht erspart geblieben“, allerdings hat er in späteren Veröffentlichungen auch zur Korrektur beigetragen. In seiner Veröffentlichung im Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes schreibt Korte noch eindeutig die Anlegung des Friesenweges dem „Heimatkundler“ Dr. Bödige zu. „Er wollte seine Geburtsheimat mit seiner Wahlheimat verbinden.“ In dem später entstandenen Wanderführer erwähnt Korte Nikolaus Bödige nicht mehr; sondern gibt richtigerweise zur Entstehung des Friesenweges an: „Er wurde in den 30er Jahren angelegt, um das Osnabrücker Bergland mit dem Emsland, dem Hümmling und Ostfriesland zu verbinden.“ Wilhelm Korte, *Der Friesenweg*. In: JbEHB 14, 1967, S. 205f. Wilhelm Korte, *Der Friesenweg*. Hrsg. vom Verkehrsverein Stadt und Land Osnabrück. 1. Aufl. Osnabrück 1971, 2. Aufl. Osnabrück 1977, S. 1.
- 41 Friedrich Brockmeyer, *Rektor a. D. Wilhelm Korte gestorben. Der „Vater des Friesenweges“*. In: *Wiehengebirgsbote* Nr. 51, Februar/März 1978. – [Anonymus], *Am Friesenweg: Korte hütte im Wald von Börsstel*. In: *Wiehengebirgsbote* Nr. 56, Dezember 1978.

- 42 Arnold Beuke u. Jutta Böning, Erinnerung bewahren, Heimat gestalten, Wandel begleiten. Der Kreisheimatbund Bersenbrück und seine Geschichte. [Bersenbrück] 2007, S. 188. Berge Kreis Bersenbrück. Dorfgeschichte, Heimatbilder, Chroniken. Hrsg. vom Heimatverein Berge anlässlich der Heimatfesttage vom 24. bis 26. Juli 1954. Berge 1954, S. 16.
- 43 [Anonymus], „Auf dem Friesenweg“ – Eine hundert Kilometer lange Wanderstrecke berührt unseren Kreis. In: Ems-Zeitung vom 09.12.1957.
- 44 In der Festschrift 60 Jahre Wiehengebirgs-Verband wird vom Friesenweg vor der Wiederherstellung durch Wilhelm Korte als einem „alten, im letzten Krieg verfallenen Wanderweg“ gesprochen. 60 Jahre Wiehengebirgs-Verband (wie Anm. 7), S. 18. Im 1955 veröffentlichten Grieben-Reiseführer „Münster- und Emsland“ wird der Friesenweg nicht erwähnt. Münster- und Emsland (Grieben-Reiseführer 240). München 1955.
- 45 Wilhelm Korte, Vom Osnabrücker Bergland in das Emstal führt der schöne Friesenweg. Vor Jahrzehnten wurde er von dem Heimatkundler Dr. Bödige angelegt. In: Wiehengebirgsbote Nr. 1, April 1969.
- 46 Schreiben von „Hauptwegewart Korte“, Wiehengebirgs-Verband Osnabrück, an Dr. Kraneburg, Emsländischer Heimatverein, vom 21. Januar 1966. Bibliothek des Emsländischen Heimatbundes, Altregistratur, Akte EHB Nr. 256.
- 47 Ebd.
- 48 [Anonymus], Rektor Kortes Wanderer weihen Friesenweg ein. In sieben Etappen 143 km nach Papenburg. In: Neue Osnabrücker Zeitung vom 01.07.1969.
- 49 Schreiben des „Verbandsvorsitzenden Stadtdirektor Paul Vosskühler“ an den Stadtdirektor der Stadt Papenburg vom 27. September 1967 u. 21. März 1968. StAOs Dep76 b Nr. 2563.
- 50 [Anonymus], Rektor Kortes Wanderer ... (wie Anm. 48).
- 51 Schreiben des „Verbandsvorsitzenden Stadtdirektor a. D. Paul Vosskühler“ an Oberkreisdirektor Dr. Kolck, Landkreis Meppen, vom 13. Januar 1970. Bibliothek des Emsländischen Heimatbundes, Altregistratur, Akte EHB Nr. 256.
- 52 Urkunde und Plakette verliehen. Ehrung für den Vater des Friesenweges. In: Wiehengebirgsbote Nr. 41, Februar/März 1976.
- 53 Wilhelm Korte, Der Friesenweg. In: JbEHB 14, 1967, S. 205f.
- 54 Wilhelm Korte, Der Friesenweg. Hrsg. vom Verkehrsverein Stadt und Land Osnabrück (Osnabrück 17). 1. Aufl. Osnabrück 1971, 2. Aufl. Osnabrück 1977. Vgl. hierzu: Anonymus, Ein Lob dem schönen Friesenweg. Büchlein für den Wanderfreund. In: Wiehengebirgsbote Nr. 13, Juni 1971. Brockmeyer (wie Anm. 41).
- 55 P[aul]V[oßkühler], Überall mit großer Freude begrüßt. Kammersänger Rudolf Schock auf dem Friesenweg. In: Wiehengebirgsbote Nr. 5, Januar 1970.
- 56 Brockmeyer (wie Anm. 41).
- 57 P[aul]V[oßkühler], Hauptwanderwart Dr. Friedrich Brockmeyer †. Hohe Verdienste um den Verband. In: Wiehengebirgsbote Nr. 60, September 1979.
- 58 Akte „Friesenweg“ des Wiehengebirgs-Verbandes, Osnabrück. Vgl. auch: Otto Lukaschewski, Nun tausend auf dem Friesenweg. In: Wiehengebirgsbote Nr. 66, Oktober 1980. Anonymus, 3.000. Friesenwegwanderer geehrt. In: Wiehengebirgsbote Nr. 115, Januar/Februar 1989.
- 59 Siehe beispielhaft: Dieter Voß, Ein Lob für das Wandern im Nordwesten. Vom Wiehen bis zur Nordsee. In: Wiehengebirgsbote Nr. 88, Mai/Juni 1984.
- 60 Die von Dieter Voß seinerzeit erstellten Wanderführer wurden ohne Angabe des Erscheinungsjahres vom Fremdenverkehrsverband Nordsee-Niedersachsen-Bremen mit dem Logo „Südliche Nordsee – Land im Nordwesten“ und vom Wiehengebirgs-Verband in der Reihe „Wandern im Nordwesten“ veröffentlicht. Einige Wanderführer wurden auch getrennt von beiden Verbänden publiziert. Der Nachweis dieser Wanderführer ist bereits heute schwierig, da eine systematische Sammlung in den Bibliotheken der Region damals offenbar nicht erfolgt ist. Dem Bearbeiter lagen Wanderführer für folgende Wege vor: Friesenweg, Jadeweg, Emsweg, Ems-Jade-Weg, Ems-Hunte-Weg, Ems-Hase-Hunte-Else-Weg, Geestweg, Ostfriesland-Wanderweg und Pickerweg. Eine Übersicht der Hauptwanderwege bietet die etwa 1990 vom Wiehengebirgs-Verband herausgegebene Karte „Hauptwanderwege im Nordwesten“.

Um einem falschen Eindruck vorzubeugen, ist an dieser Stelle zu erwähnen, dass der Weser-Ems-Raum auch damals nicht pauschal als einheitliche Wanderregion zu betrachten war: Ein eindrucksvolles Beispiel etwa die ostfriesische Halbinsel als eine eigenständige Wanderregion zu betrachten, bildet folgender 1979 erschienener Wanderführer: Eberhard Rack, Große Wanderwege zwischen Ems und Jade. Rhaderferhn 1979.

- 61 Dieser Streckenverlauf, beginnend in Papenburg, findet sich auch bei Hausen (wie Anm. 2), S. 170ff.
- 62 [Willy Rave], Auf Schusters Rappen Natur und Geschichte erleben. „Friesenweg“ zwischen Osnabrück und Papenburg neu eröffnet – Gute Zusammenarbeit der Tourismusverbände. In: Meppener Tagespost vom 12.08.2002. Josef Wächter, Neuer Wanderführer für Friesenweg. Wegebeschreibung und Wegekarten in einem Band. In Wiehengebirgsbote Nr. 192, September 2002.
- 63 Wanderführer Friesenweg. Von Osnabrück nach Papenburg mit aml. Karten 1:40 000 (wie Anm. 2).
- 64 Ebd., S. [46f.].
- 65 Ebd., S. 3.
- 66 <http://www.fernwege.de/foren/tipps/nachricht/10132/index.html>.
- 67 Die Emsland Touristik GmbH informierte über ihre Internet-Plattform http://www.emsland-touristik.de/download.php?file=pdf_files/informationen/huenenweg_20.03.2008.
- 68 Der von der LGN im Frühjahr 2008 veröffentlichte Wanderführer Hünenweg (wie Anm. 2) enthält zusätzlich zur Beschreibung des Weges von Osnabrück nach Papenburg auch ein gesondertes Heft für den Verbindungsweg von Emmen (NL) nach Haselünne. Siehe weiterhin das Faltblatt: Emsland Drenthe. Mysterisches Steinreich ohne Grenzen. Hrsg. von der Emsland Touristik GmbH, Meppen, und der Recreationsschapp Drenthe, Diever.
- 69 Wanderführer Hünenweg Von Osnabrück nach Papenburg und Verbindungsweg Emmen (NL) nach Haselünne mit Karten im Maßstab 1:40 000 (wie Anm. 2).
- 70 Fernwanderweg Hünenweg. Vorbei an Großsteingräbern durch das Osnabrücker Land und das Emsland. Wanderführer und Karten 1:35 000 (wie Anm. 2).
- 71 Information der Emsland Touristik GmbH (wie Anm. 67).
- 72 [Tobias Böckermann], Wandern auf den Spuren der Ahnen. Hünenweg offiziell eröffnet. In: Meppener Tagespost vom 22.08.2008.
- 73 Notiz „Friesenweg“ (wie Anm. 5).

Regionale Geschichte ohne Grenzen – Tagungsbericht zu einem Treffen von niederländischen und deutschen Geschichtsfreunden

von Horst H. Bechtluft

Der Name sollte Programm sein: Die dem Emsland direkt gegenüberliegende niederländische Gemeinde Emmen hat eine besondere Kommission eingerichtet, die „Commissie Internationale Bewustwording“. Deren Vorsitzender Freerk Ensing eröffnete denn auch das Symposium „Geschichte ohne Grenzen / Historie zonder Grenzen“ am Samstag, 7. Juni 2008, im Dorf Nieuw-Schoonebeek. – Eine Region wird sich ihrer gemeinsamen, über alte nationale Grenzen hinweg wirksamen Geschichte zunehmend bewusst!

Veranstalter des ganztägigen Symposiums waren die Historische Vereniging Zuid-oost-Drenthe, die Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte und der Emsländische Heimatbund. Tagungssprache war sowohl Niederländisch wie auch Deutsch, wobei die siebzig Teilnehmer etwa im Verhältnis 4:3 aus Drenthe und dem Emsland sowie der Grafschaft Bentheim kamen. Ensing begrüßte Deutsche und Niederländer auf Drents Platt, also in der Regionalsprache, die Bezüge zum Emsländer Platt und zur alten Sprache in der Niedergrafschaft Bentheim aufweist. Die Tagung fand im Rahmen der „Week van de Schoonebeken“ statt. Es handelte sich um eine Veranstaltungsreihe, mit welcher die nach etlichen Gemeindereformen doch beachtlich große Gemeinde Emmen (34 624 Hektar Fläche, rd. 109 000 Einwohner) den Dörfern Schoonebeek und Nieuw-Schoonebeek ein Stück kulturelles Eigenleben vermitteln wollte.

Dazu gehört auf jeden Fall die Geschichte des direkt an das Emsland angrenzenden Dorfes Nieuw-Schoonebeek, die im Mittelpunkt des Symposiums stand. Die Siedlung entlang dem Grenzfluss Aa (Schoonebeker Diep) entstand am Anfang des 19. Jahrhunderts von der emsländischen Moorkolonie Twist ausgehend. Über Nieuw-Schoonebeek mit seinen Höfen und Bewohnern hatte J. Herman Borgman (†) ein umfangreiches Buch verfasst. Borgman, der den eigenen Familiennamen im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Burg Landegge an der Ems sah, beschreibt die vielfältigen Beziehungen zwischen dem anwachsenden niederländischen Dorf und der emsländischen Nachbarregion. Nach seinem plötzlichen Tod im Dezember 2003 übernahm Gregor G. Santel aus Paderborn als aktives Mitglied des Arbeitskreises Familienforschung der Emsländischen Landschaft e.V. die Bearbeitung der umfangreichen Informationen und Texte. Er stellte die für grenzüberschreitend arbeitende Genealogen wichtige Veröffentlichung den Teilnehmern des Symposiums vor.¹



Kinder der emsländischen Volkstanzgruppe „Twister Minis“ begrüßen Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Margriet der Niederlande am 4. Juni 2008 im Grenzdorf Nieuw-Schoonebeek. Begleitet von Peter Kraan, dem Vorsitzenden der Historischen Vereniging Zuidoost-Drenthe, begibt sich die Schwester von Beatrix zur wieder aufgebauten „Wilms Boo“ ...

(Foto: Historische Vereniging Zuidoost-Drenthe, Emmen)

Neben dem Erscheinen des neuen Buches über Nieuw-Schoonebeek war die Wiedereröffnung des historischen Gebäudes der „Wilms Boo“ in direkter Nachbarschaft des Tagungsortes ein Anlass der niederländisch-deutschen Geschichtstagung. Die seit dem 17. Jahrhundert im Flusstal der Grenz-Aa nachgewiesene „Boo“, ein letztes erhaltenes typisches Gebäude aus Fachwerk und Strohgebinde zum Aufenthalt von Rindern mit einem Wohnteil für den Hirten („Booherrn“), war im Herbst 2004 abgebrannt. Das Bauwerk wurde in den Jahren 2007/08 mit „modernem Innenleben“ wieder aufgebaut. Es konnte von den Teilnehmern des Symposiums in der Mittagspause besichtigt werden. Zur Geschichte und Bedeutung der „Booen“ im Grenzgebiet erschien übrigens vor dem Hintergrund des damals noch geplanten Wiederaufbaus der „Wilms Boo“ ein Aufsatz im EHB-Jahrbuch, Band 52.²

Die Geschichte einer Region von der anderen Seite der Grenze zu betrachten, eröffnet immer wieder neue Ansichten und Einsichten. Dies galt auch für den Vortrag von Drs. Wim Visscher über die Bevölkerungsgeschichte des Gebiets am Schoonebeker Diep (Grenz-Aa). Der Referent sah einen Zusammenhang zwischen der durch Sturmfluten und große Landverluste hervorgerufenen Binnenwanderung friesischer Küstenbewohner und



... Das durch Prinzessin Margriet offiziell eröffnete Bauensemble mit seinen typischen Strohgebinden ist die letzte erhaltene „Boo“ im Flusstal der Aa (Schoonebeekerdiep). Ähnliche Gebäude standen in alten Zeiten auch auf deutscher Seite der Grenze. Die Aufnahme entstand bei der Besichtigung durch Teilnehmer der grenzüberschreitenden Tagung am 7. Juni 2008

(Foto: Manfred Fickers)

ersten Kultivierungen in den Feuchtgebieten an der Aa im Osten von Coevorden. Die vermutlichen Anfänge der Entwässerungs- und Siedlungsarbeit von Friesen im Gebiet von Schoonebeek datierte Visscher in das 13. Jahrhundert. Im Verlauf von dreihundert Jahren, also bis etwa 1500, könnte dabei auch die Gegend der heutigen Gemeinde Twist im Emsland erreicht worden sein. Allerdings kam es hier noch nicht zu festen Ansiedlungen, wenn man von der Errichtung der erwähnten „Booen“ einmal absieht.

Mit einem Vortrag über ganz besondere Beziehungen der Region Schoonebeek zum Emsland konnte der Berichterstatter (Horst Heinrich Bechtluft) das Thema der Tagung ergänzen: Es ging um das spezielle Rechts-„gebiet“ des alten „Twist“. Im Jahr 1556 schlossen Hermann von Velen, Drost des Emslandes, und Reinolt van Burmania, Drost von Drenthe und Burgvogt in Coevorden, einen Vertrag über die gemeinsame Nutzung des betreffenden Gebiets an der Aa. Weil sich die Bauern von Schoonebeek im Westen und die von Rühle und Hesepe an der Ems im Osten über eine verbindliche Grenze ihrer Markengebiete weit draußen im Moor nicht einigen konnten, bestimmten die beiden Drosten, dass die umstrittenen Weideflächen (später „de Twist“ genannt!) gemein-



*Sehr zufrieden mit den Ergebnissen des ersten gemeinsamen Symposiums ihrer Vereinigungen zeigten sich (von links) Willi Rüländer von der Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte, Peter Kraan von der Historischen Vereniging Zuidoost-Drenthe und Geschäftsführer Josef Grave vom Emsländischen Heimatbund
(Foto: Horst H. Bechtluft)*

sam genutzt werden sollten. Bechtluft stellte den Vertrag in die politischen Zusammenhänge der Geschichte des Jahres 1556: Drost von Velen hatte seine Amtsgeschäfte gerade erst übernommen; Drost van Burmania trat als Vertreter von Kaiser Karl V. auf, der in jenem Jahr persönlicher Herrscher über die beiden Festungen Coevorden (heute NL) und Lingen (heute D) war:

Zu mehr Verantwortungsbewusstsein im Umgang mit der Landschaft beiderseits der Grenze rief Henk Jeurink auf. Anhand zahlreicher Dias wies der Referent auf Mängel bei der Gestaltung von Bauwerken hin, etwa durch den Einsatz von sichtbar landschaftsfremden Materialien oder Stilelementen. Auch gebe es noch keine die Grenze übergreifende Landschaftsplanung. Als Beispiel nannte Jeurink den Ausbau eines Windenergieparks in Twist mit 22 hoch aufragenden technischen Anlagen direkt neben dem bekannten Moor-Naturschutzgebiet „Bargerveen“ in Drenthe. Eine Chance zum Wiedererstehen einer mehr „natürlichen“ Landschaft sei im Tal des Schoonebeker Diep gegeben. Hier soll durch Maßnahmen des Wasserbaus ein stärkeres Mäandrieren des Flüsschens in Anlehnung an die Zustände früherer Zeiten und damit ein besseres Halten von Regenwasser in der zukünftigen Landschaft erreicht werden.

Direkte historische Verbindungen und einen interessanten Wettstreit zwischen Twist und Nieuw-Schoonebeek schilderte Gregor G. Santel. Nachdem die Nieuw-Schoonebeker, die als Neusiedler aus dem benachbarten Emsland alle katholischer Konfession waren, seit 1814 die Kirche St. Georg auf dem Twister Bült besucht hatten, errichteten sie 1849 ein eigenes Kirchgebäude ohne steinernen Turm. In 1855 planten sie den Bau eines zusätzlichen Kirchturms. Gleichzeitig machten sich auch die Twister an den Erweiterungsbau ihrer Kirche. Nachträglich hatten sie wohl erfahren, dass die Niederländer doch tatsächlich einen massiven Turm am Kirchbau hochziehen wollten. Das ließ die Emsländer nicht ruhen, bis auch sie einen Kirchturm genehmigt bekamen. Die Bauarbeiten in den Nachbardörfern liefen parallel.

Irgendwie müssen die Twister herausgefunden haben, dass die Nieuw-Schoonebeker den Turm mit 14,29 Meter Mauerwerk in die Höhe zogen. Jedenfalls legten die deutschen Nachbarn aus unerklärlichen Gründen entgegen dem ursprünglichen Plan bei ihrem Turmgemäuer mit 48 Fuß (14,02 Meter) weitere 2 Fuß an Höhe zu. Damit war der Turm auf dem Bült im unteren Teil 31 Zentimeter höher als das Bauwerk sechs Kilometer weiter im Westen. Sicherheitshalber wurde dann in Twist auch noch die Höhe des Turmhelms um 2 Fuß vergrößert. Laut Santel war das Ganze ein Wettstreit um ein herausgehobenes Statussymbol zwischen Nachbarn, wie er im 19. Jahrhundert auf dem platten Lande häufiger vorkam.

Wie sehr die Zeit der bewussten „Abgrenzung“ Deutschlands durch die Nationalsozialisten nach 1933 und erst recht die deutsche Besetzung der Niederlande (1940 bis 1945) ältere grenzüberschreitende Regionalgeschichte bzw. deren Überlieferung verschüttet hat, machte die zur Tagung erschienene Sondernummer der Zeitschrift „Kroniek“¹³ deutlich. Dabei gab es in der Zeit der Weimarer Republik (1919 bis 1933) sehr wohl enge Kontakte etwa zwischen niederländischen und deutschen Lehrkräften im Grenzgebiet. Diese reichten von gemeinsamer Freizeitgestaltung bis zum Stiften einer „grensoverschrijdende liefde“.

Besonders das Thema von der grenzüberschreitenden Liebe und Heirat zwischen dem Lehrer Jules Guillaume Renardus aus Nieuw-Schoonebeek und Regina Gertrud Nienstedt aus Twist-Adorf (sie führte dort den Haushalt ihres Neffen, des Lehrers Alfred Adam) berührt den geschichtlich interessierten Leser: Die Zwei heirateten in Deutschland im November 1933, bevor die „Rassegesetze“ der Nazis dies verhindern konnten: Renardus war Farbiger aus den niederländischen Kolonien (Paramaribo). Was Kontakte von Lehrkräften über die Grenze hinweg betrifft, berichtet die „Kroniek“ ebenso von einem „privaten“ jüdischen Schüler aus den Niederlanden beim deutschen Lehrer Lambert Lamann in Neuringe (im Jahr 1906, der Schüler Louis de Jong wird 1943 im Vernichtungslager Maidanek ermordet) sowie über die Freundschaft zwischen der Neuringer Lehrerfamilie Mügge und Bernhard Schröer, dem „Meester“ von Nieuw-Schoonebeek, in den Jahren ab 1920.

Unter der Überschrift „Das gemeinsame Erbe besser pflegen“ berichtete Redakteur Manfred Fickers in den Emslandausgaben der Neuen Osnabrücker Zeitung vom 11. Juni 2008 in Meppen, Papenburg und Lingen über das Symposium. Der Journalist stellte fest, dass nicht nur die sprachliche Verständigung klappte. Die Vorsitzenden Peter Kraan von der Historische Vereniging Zuidoost-Drenthe und Willi Rüländer von der Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte sowie Geschäftsführer Josef Grave vom Emsländischen Heimatbund zeigten sich zum Abschluss sehr zufrieden mit dem Austausch von Forschungsergebnissen über die Grenze hinweg. Angesichts des überraschend großen Interesses unter den Mitgliedern der beteiligten Vereinigungen wurden weitere Veranstaltungen ins Auge gefasst.

Anmerkungen

- 1 J. Herman Borgman (Auteur), Gregor G. Santel (Bewerking), Nieuw-Schoonebeek. Boerderijen en bewoners. Nieuw-Schoonebeek 2008. Siehe hierzu auch die Besprechung in diesem Jahrbuch S. 345/346.
- 2 Horst H. Bechtluft, Die Boonen an der Grenzaa. Aus der Geschichte seltsamer Behausungen für Mensch und Tier im Moor. In: Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 52, 2006, S.99–112.
- 3 Kroniek. Tijdschrift Historische Vereniging Zuidoost-Drenthe. Themanummer: Schoonebeek en Nieuw-Schoonebeek. Juni 2008.

„Femina deus mores“ – Hintersinnige Gedanken über Multikulti in der plattdeutschen Sprache

von Theo Mönch-Tege der

Hätte dieser Martin Luther nicht die Bibel übersetzt – vielleicht wäre dann heute das Plattdeutsche die allgemeine Umgangssprache in Deutschland. Bis zu diesem Zeitpunkt – der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts – lag es auf der Hitliste der am meisten gebrauchten Sprachen in Europa ziemlich weit vorn. Latein war die lingua franca der Kirche, der Wissenschaft und des Rechts; Italienisch hatte die Nase dort vorn, wo es um den Geldverkehr und die Musik ging; das Französische begann, die Politik und die Diplomatie zu beherrschen. Aber wenn es um Handel und handfeste Geschäfte ging, dann war Platt angesagt. Denn der Handel wurde – jedenfalls in Nordeuropa – vom großen Städtebündnis der Hanse beherrscht, und hier verkehrte man in der Sprache miteinander, die hier zu Hause ist: Niederdeutsch in all seinen Spielarten.

„Platt praoten“ hieß damals nicht in erster Linie, eine im Norden beheimatete Sprache zu nutzen – das war so selbstverständlich, dass man es gar nicht weiter bezeichnen musste. „Platt praoten“ bedeutete, klar, geradeheraus und verständlich zu sprechen – im Gegensatz zu all den oben bereits erwähnten Sprachen mit ihrem ganzen Getue und Gedöns. Dieser Ur-Charakter, der unserer Sprache dann im 17. Jahrhundert den Namen gab, färbt bis heute auf uns ab: Viel reden und nichts sagen ist unsere Sache nicht.

Also: Unser Platt hatte damals einen ähnlichen Status wie heute das Business-Englisch. Jetzt staunen Sie, was? Eigentlich schade, dass Luther uns seine Weimarer Kanzleisprache als das neue Hochdeutsch auf's Auge gedrückt hat, nur damit jeder in deutschen Landen seine Bibel verstehen konnte. Damals war das ja ein Riesenerfolg, aber heute ist die Bibel ohnehin schon in Hunderte von Sprachen übersetzt. Wir hätten uns durchaus an eine plattdeutsche Fassung gewöhnen können.

Und ehrlich: Wenn dieser Junker Jörg, wie der große Reformator sich damals auf der Wartburg mit Tarnnamen nannte, geahnt hätte, was einmal aus seiner Sprache werden wird – ich weiß nicht, ob er es sich nicht noch anders überlegt hätte: Handy, Meeting point, beamen, Spam – da muss sich doch ein Sprachschöpfer wie er noch nach beinahe 500 Jahren im Grabe umdrehen. Die Unterschiede zwischen jenen, die sich in diesem ganzen englischen Sprachmüll wohlfühlen, und denen, die um eine einigermaßen hochdeutsche Sprechweise bemüht sind, sind bestimmt nicht größer als damals die Sprachbarrieren zwischen den Bayern und den Norddeutschen. Ich meine: Aus heutiger Sicht wäre Plattdeutsch als deutsche Umgangssprache sogar weit besser geeignet. Es hat ganz kla-

re Pluspunkte. Wenn sich unsere Sprache schon so sehr mit englischen Begriffen durchmischt, lassen sich diese doch viel harmonischer ins Platt als ins Hochdeutsche einfügen. Englisch und Platt sind eng miteinander verwandt! Beide könnten sich heute wunderbar ergänzen, während in der Verbindung mit Hochdeutsch nur ein schreckliches Mischmasch entsteht. Man muss sich nur in Holland umhören, um davon überzeugt zu sein, wie wunderbar die dortige Sprache, die unserem Plattdeutschen ja sehr ähnlich ist, sich mit dem Englischen verbindet.

„Come in and find out“, war ein Werbeslogan einer deutschen Parfümerie-Ladenkette. Die Kampagne musste vorzeitig eingestellt werden, weil die wenigsten Kunden die Aussage des Satzes überhaupt verstanden. „Komm rein und find wieder raus“, war die am meisten genannte Übersetzung. Wenn die Leute Platt beherrschen würden, hätten es die Werbetexter viel leichter: „Kumm in un feynd'et ut“, hieße dann der Satz. Klingt englisch, ist aber sauberes Deutsch – Plattdeutsch. Lufthansa muss sich natürlich auch mit englischsprachiger Werbung aufplustern. „There is no better way to fly“ – Hochdeutsch: „Da ist kein besserer Weg zu fliegen“ – hässlich. Aber platt: „Nix ist better to't wegflägen.“ Ja, das wäre harmonisch!

Nun werden Sie vielleicht einwerfen: Platt ist platt. Die Sprache ist doch viel zu spröde dazu, Fremdwörter aufzunehmen. Ich sage: Weit gefehlt. Wenn wir genau hinschauen, ist das Plattdeutsche geradezu eine Multikulti-Sprache. Nicht nur Englisch finden wir dort, sondern genauso Holländisch, Französisch und Latein. Alles drin.

Zum Beispiel „Visite“. Das kommt aus dem Französischen. Zu Deutsch: Besuch. Wenn ich am Sonntagnachmittag zu meiner Schwiegermama fahre, ist das eine Visite; wenn sie zu mir kommt, eine Visitation. Im Emsland ist es bis heute ein sehr lebendiges Wort geblieben: Wenn sich Freunde häufiger wechselseitig einladen, dann sagt man: „Se visitket meteneene herüm.“ Trifft man sich nachmittags, handelt es sich um eine „Koffievisite“. Was wir im Hochdeutschen Servietten nennen, bezeichnet man platt auch als „Visitendöker“.

Oder das schöne Wort für Zwieback: Beschüte. Man sollte es auf die rote Liste der gefährdeten Wörter setzen. Auch das haben wir aus dem Französischen entlehnt, dort heißt es „Biscuit“. Der Unterschied des Gebäcks, das dort und hier mit dem einen Begriff bezeichnet wird, verrät uns zugleich manches über die großen Kulturunterschiede – insbesondere in Geschmacksdingen und Küchenkünsten. Beschüte – man kann geradezu hören, wie das trockene Gebäck einem zwischen den Zähnen hängen bleibt und den Mund verstopft: Bä-Schiete.

Ja, das Französische hat unser Plattdeutsch und damit unsere norddeutsche Lebensart sehr beeinflusst – oder es jedenfalls versucht. Diese Sprache muss unsere Voreltern sehr beeindruckt haben, wie man mit einem kleinen Beispiel schnell belegen kann.

„De Schändärm packt us an't Schamiesken, wann wi nich doot, wat he anneert, of wann wi upstrenötsk bint. Un dann bruk wi'n Afkaoten, de döt us verdöffendeeren. Dorüm laot us man better resselveeren, dann bruk wi us ock nich schenneeren.“ Übersetzt: Der

Polizist packt uns am Hemdkragen, wenn wir nicht machen, was er befiehlt, oder wenn wir uns widerspenstig verhalten. Und dann brauchen wir einen Anwalt, der uns verteidigt. Darum wollen wir uns lieber gehorsam verhalten, damit wir uns nicht schämen müssen.

Da fragt man sich doch: So viel Französisch im Platt – wie kommt das? Das ist zum guten Teil Napoleons Hinterlassenschaft – so wie die Napoleondämme auch. Der Kaiser führte, wie wir wissen, ein strenges Regiment mit Zuckerbrot und Peitsche. Auf der einen Seite hatte er bei den Bauern einen Stein im Brett, weil er ihnen die Freiheit und Unabhängigkeit schenkte, auf der anderen Seite piesackte er die Menschen bitterlich mit Krieg, Steuern und Besatzung. Am liebsten hätte er den Leuten auch noch befohlen, Französisch zu lernen.

Zum Beispiel wurden die Leute abkommandiert zum Jubeln. „Vive l'empereur“ sollten sie rufen. Aber solche fremden Laute konnte das plattdeutsche Mundwerk nicht formen. Darum schrieten sie: „Old Wief, Lampenröhr!“ Stellen Sie sich das einmal bildlich vor: Da sitzt ein stolzer General hoch zu Ross, salutiert unter Gewehrsalven und Kanonendonner, und die Untertanen krijöhlen (auch ein schönes plattdeutsches Lehnwort aus Frankreich): „Du altes Weib, du Lampenzylinder!“ Und der Befehlshaber ist sogar noch stolz und zufrieden mit diesem Jubel! Der merkt gar nicht, dass er sich zum Narren macht. Das charakterisiert – nebenbei bemerkt – bis heute ein wenig unseren Umgang mit Obrigkeiten. Das Beste ist, man nimmt sie nicht ganz für voll.

Und dann das Latein in seiner platten Ausformung! Meine Lieblingsbegriffe sind hier „Simelleeren“ und „Prakesseeren“ – in sauberer hochdeutscher Aussprache „simulieren“ und „praktizieren“. Wie wunderbar haben wir uns diese beiden Wörter zurechtgebogen und umgedeutet. Der gesamte Kosmos unserer plattdeutschen Philosophie lässt sich mit ihrer Hilfe abschreiben.

„Simelleeren“ meint: Wenn der Knecht den ganzen Tag hinter dem Pflug herlaufen musste, hatte er sehr viel Zeit, seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Ebenso der Schäfer, der tagein tagaus mit seiner Herde durch die öde Heide streifte. Viele hatten „das zweite Gesicht“. Insofern kann man sagen: „Simelleeren sitt bi us in de Pöste.“

Aber Halt: Simulieren heißt doch wörtlich übersetzt „so tun, als ob“. Genau! Wenn unsere Vorväter sich früher vor dem Kriegsdienst drücken wollten, mussten sie – auf hochdeutsch – simulieren, ein Gebrechen vortäuschen. Mir will es scheinen, dass das Wort auf diesem Wege über das Militärrecht seinen Einzug in unsere plattdeutsche Sprech- und Denkwelt gehalten hat. Man kann keineswegs sagen, dass die emsländischen Bauernsöhne zu allen Zeiten gern zum Militärdienst gegangen seien. Als zum Beispiel Napoleon seine „Griepers“ in die Dörfer schickte, um Rekruten für den Russlandfeldzug auszuheben, fanden diese nur Kinder, Krüppel und Alte vor. Diejenigen, die sie auf dem Kieker hatten, hielten sich im Moor versteckt. Und genauso unbeliebt war der Dienst bei Preußens. Mein Urgroßvater hat sich sogar für einige Jahre nach Amerika abgesetzt, um der Einberufung zum Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zu entgehen.

Nun, es wollte genau überlegt sein, wie man es schaffen konnte, am Soldatenleben vorbeizukommen. Denn auf Simulieren standen drakonische Strafen. Und hier kommt nun ein anderer Umstand ins Spiel, den die Bauern unzählige Male erlebt haben müssen im Umgang mit den Respektpersonen in ihren Dörfern – also dem Pfarrer, dem Schulmeister, dem Richter. Ich stelle mir das so vor: Wenn der Bauer mit irgendeinem Anliegen zu einem von diesen dreien kam, und diese hatten keine Lust sich stören zu lassen, dann taten sie so, als ob sie gerade mit schwerster Gedankenarbeit beschäftigt seien. „Du moss later weerkommen, ick bin jüst an't simelleeren“, werden sie den Besucher beschieden haben. Damit hatten sie nicht einmal gelogen. Sie hatten ja nur gesagt: „Ich tue so, als ob ich denke.“ Doch die Bauern haben den Anschein für die Tatsache genommen. Daher nannten sie es, wenn sie einmal ihren ganzen Verstand zusammennehmen mussten, „simelleeren“. Der klassische Fall einer Bedeutungsverschiebung.

Ganz ähnlich verhielt es sich bei den Ärzten – und ich habe den Eindruck, es ist manchmal auch heute noch so. Wenn ein Arzt mit seinem Latein am Ende ist und sich keinen Rat mehr weiß, dann macht er mächtig herum; er streicht hier eine Salbe, veranlasst dort eine weitere Untersuchung, nimmt eine harmlose Operation vor, misst zum fünften Mal den Blutdruck. Was der Arzt „praktizieren“ nennt, begreift der Plattdeutsche als „prakesseeren“, und er zeigt damit, dass er den Herrn Doktor durchschaut: Der tut nur so, als ob er etwas tut. Mit diesem ironischen Unterton hat sich der Begriff ins Plattdeutsche eingeknistet: „Meinzeit, nu is he all nen halven Dag an't prakesseeren un kump nich togan- gel!“ Oder: „Prakesseeren is de Kunst“, see de Schnieder, dor neihde he den Flicker jüst kegen dat Lock in de Buckse.

Diese beiden Worte standen Pate für viele andere Begriffe mit einem ähnlich ange-reicherten und verschobenen Sinngehalt: kockseeren – so tun, als ob man toll kocht; schärm-seeren – mit übertriebenem Eifer den Haushalt besorgen.

Als „latinske Bur“ galt einer, der besonders klug daherkam, aber doch recht wenig von der wirklichen Welt verstand. Eines Tages meldete sich der Pastor mit seiner Haushälterin zu Besuch auf einem großen Hof an. Der Bauer – das war so einer – fragte seinen Sohn, der aufs Gymnasium ging: „Segge äs, du lehrs doch Latin. Wat hät: Frau?“ – „Femi-na“, gab der brav zur Antwort. – „Un „gaoht“, fragte der Vater ungeduldig weiter, wobei der Sohn „Gott“ verstand. – „Deus“, antwortete der Sprössling also. Der Vater war mit seinem Examen noch nicht am Ende. „Dann segge mi ock noch, wat ‚Sitten‘ hät“. – „Mo-res“ wusste der Junior, wie aus der Pistole geschossen. Als kurze Zeit später Hochwürden und Anhang im „besten Stowen“ Platz nehmen sollten, bot der Bauer – ganz Kavalier – der Haushälterin den Sessel mit den Worten an: „Femina deus mores.“ Nicht verstanden? Auf Plattdeutsch: „Frau, gaoht sitten.“

Fremdwörter sind für viele Missverständnisse gut. Da gab es noch so einen „latinsken Bur“, dessen Sohn auf Arzt studierte. In den Semesterferien fragte er seinen Jung-akademiker aus: „Na, Junge, wat maks du dann so den heelen Dag up de Unwiesetät?“ –

„Dat wi'ck di wall gern vertellen, Vater“, gab dieser eifrig Rechenschaft. „Frohmorgens gäht dat met Pharmakologie loss, dann häb ick klinische Diagnostik un Therapeutik. Un nommiddags kump dann Anatomie.“ Klatsch, hatte der Sohnemann sich eine Ohrfeige eingefangen. „Dat sa'ck di lehren“, schimpfte der plötzlich erzürnte Vater. „Studeeren sass du, nich met de Wiewer rümdoon. Ick sall di helpen, dat nommiddags so'ne Anna to di kump. Dat is Hurerei, soss di wat schämmen!“

Ja, und ein wenig stehen wir Plattdeutschen nach wie vor mit den Fremdwörtern auf Kriegsfuß. „Sind Sie identisch mit dem hier aufgeführten Gerd Bliede?“, fragte der Richter. – „Identisch is en betken öwerdrewen“, antwortete der Zeuge, „ick bin dat nämlich sülms.“ Und als ich einmal einen DVD-Recorder kaufen wollte, bat ich den Verkäufer um eine Erläuterung all der Bedienungsknöpfe. Als ich an einem Punkt nachfragte, wehrte der ab: „Ach, da müssen Sie sich gar nicht drum kümmern, das orientiert nur.“ – In diesem Moment hatte ich endlich auch verstanden, warum die Orientierungsstufe als Schulform dringend abgeschafft werden musste.

Bücherecke



Arbeitsgruppe Hellerbernd (Hrsg.): Bernhard Heller – Sein Leben und seine Werke. Werlte 2007. 352 S., ISBN 978-3-939772-06-4, 20 €

Eine umfassende Zusammenstellung zu Leben und Werk des emsländischen Bildhauers Bernhard Heller (1878–1937) haben sich Kunsthistoriker, Regional- und Lokalforscher sowie Liebhaber und Sammler von Arbeiten dieses Künstlers schon seit vielen Jahren gewünscht. Mit der jetzt vorliegenden, über 350 Seiten starken und reich bebilderten Dokumentation wurden diese Erwartungen mehr als erfüllt.

Erstellt hat den Band eine Arbeitsgruppe ehrenamtlicher Heimatforscher aus dem Altkreis Aschendorf-Hümmling, der Heimat und dem Schwerpunkt der Tätigkeit von Bernhard Heller: Hermann Eiken, Neusustrum, Gerd Harpel, Aschendorf, Albert Vinke, Rhede, Heinz Pinkernell, Lathen, und Engelbert Freericks, Lathen, haben in langjähriger Sammel- und Forschungstätigkeit einen umfassenden Überblick zum Lebenswerk und den künstlerischen Stationen Bernhard Hellers zusammengetragen. Als begabten Schüler so bekannter Meister wie dem Bildhauer, Maler und Graphiker Max Klinger in Berlin oder Professor August Schieman in Münster zog es Bernhard Heller gleichwohl zurück in die geliebte emsländische Heimat. Die Auftragslage in dieser damals noch ärmlichen und abgelegenen Region war trotz gelegentlicher kirchlicher Aufträge dürftig und der künstlerische Werdegang des Bildhauers wurde durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, in dem Bernhard Heller mehr als vier seiner besten Jahre verbringen musste. Traurige Konsequenz des Krieges waren auch die zahlreichen Kriegergedächtnisaltäre und Kriegerdenkmäler, die Bernhard Heller neben den zahlreichen, aber zumeist kleineren privaten Aufträgen für Wegekreuze, Grabdenkmäler und Heiligenfiguren in den 1920er und 1930er Jahren lieferte.

Die Autoren des Bandes haben es bei ihrer Materialsammlung verstanden, anhand von Aktennotizen und persönlichen Erinnerungen immer wieder auch die Person Bernhard Hellers erkennbar werden zu lassen, einen bescheidenen, tief religiösen und heimatverbundenen Menschen, in seinem Schicksal geprägt durch das Schicksal seiner Familie und den tiefen Einschnitt des Ersten Weltkriegs und seiner Folgen.

Unverkennbar ist der Einfluss dekorativer graphischer Vorlagen des Jugendstils, die zeitweilig das Schaffen Bernhard Hellers stark beeinflussten. Reliefs bestimmen sein bildhauerisches Werk, gestalterisch blieb er am liebsten beim Ornamentalen und Dekorativen. Von den Strömungen des Expressionismus zeigte er sich weitgehend unberührt. Nur gelegentlich, bei einigen seiner wenigen Plastiken, glaubt man das Vorbild des großen ex-

pressionistischen Bildhauers Ernst Barlach zu spüren. Doch Aufträge, bei denen man diese Richtung intensiver hätte aufgreifen und weiterentwickeln können, waren im Emsland zu Zeiten Bernhard Hellers Mangelware.

Gewürdigt wird Bernhard Hellers künstlerisches Lebenswerk durch einen ebenso kenntnis- wie facettenreichen Beitrag des Kunsthistorikers Eckard Wagner. Als Leiter des Schlossmuseums Clemenswerth auf dem Hümmling haben ihn die Werke Bernhard Hellers über viele Jahrzehnte seines Berufslebens begleitet, und Wagner versteht es, sie vor dem Hintergrund des künstlerischen Kontextes ihrer Zeit zu interpretieren.

Ein wesentliches Verdienst des Bandes liegt zweifellos in der sorgsam recherchierten Zusammenstellung sämtlicher Arbeiten von Bernhard Heller. Neben seinem sehr umfangreichen bildhauerischen Werk werden dabei auch einige graphische Arbeiten und in einem Anhang sogar seine Gedichte gewürdigt. Mit dem vorliegenden Band wird ein wichtiges Kapitel der Kunstgeschichte des Emslandes aufgearbeitet und dokumentiert. Eine grundlegende und vollständige Übersicht zum Lebensweg und den Arbeiten von Bernhard Heller steht nun der Forschung und allen Interessierten zur Verfügung.

Andreas Eiyneck



Emsländische Geschichte Bd. 14. Hrsg. v. d. Studiengesellschaft für Emsländische Regionalgeschichte. Haselünne 2007, 473 S., ISBN 978-3-9808021-5-9, 18 €

Der Schwerpunkt des 14. Bandes, der eine bunte Mischung von Themen zur emsländischen und bentheimischen Geschichte bietet, liegt im zeitgeschichtlichen Bereich. Den Anfang bildet eine 70 Seiten umfassende Kriegschronik über die Geschehnisse in Haselünne von 1939–1958, die Ernst Simme, Volksschullehrer in Haselünne und Mitbegründer des Haselünner Heimatvereins, erstellt hat (bearb. von Wilhelm Rülander). Sie ergänzt die „Kriegschronik Erster Weltkrieg“,

die im Bd. 10 „Emsländische Geschichte“ (2003) erschienen ist. Die Kriegschronik, die gerade für die Jahre 1939 und 1940 die Auswirkungen des Kriegsgeschehens auf Haselünne sehr dicht beschreibt, ist frei von jeglicher Kriegsbegeisterung und nationalistischem Ton. Vielmehr zeigt sie die klare Distanz katholischer Kräfte zum Nationalsozialismus auf. Im Zentrum des Bandes steht der Artikel von Helmut Lensing über das politische Wirken des Grafen Emanuel von Galen während der Weimarer Republik und der NS-Zeit. Emanuel von Galen, ein Cousin des bekannten Münsteraner Kardinals, gehörte zu der in Altenlingen ansässigen emsländischen Linie Galen-Beversundern. Nach dem Jurastudium übernahm dieser die Verwaltung des relativ bescheidenen väterlichen Guts und geriet mit seinem politischen Engagement im „Emsländischen Bauernverein“ mit der Ver-

tretung der Heuerleute heftig aneinander. Er stand weit rechts vom Zentrum und trat wohl schon Ende 1931 als eines der ersten Mitglieder der NSDAP bei. Allerdings geriet er aufgrund seiner nonkonformen, aristokratisch-elitären Art schon bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Konflikt mit der NSDAP und verlor sein Amt als Kreisbauernführer. Regimekritische Äußerungen des Grafen nutzte der Lingener Bürgermeister Erich Plesse aus, um Galen nach einer kurzen Inhaftierung und einem öffentlichkeitswirksamen Prozess aus dem Kreisausschuss zu entfernen. Nach dem Krieg setzten ihn die britischen Behörden schon im April 1945 zum Landrat ein, ein Amt, das er bis Herbst 1946 innehatte. Dieser bemerkenswerte Aufsatz korreliert sehr gut mit dem ausführlichen Lebensbild, das Helmut Lensing über den Lingener Bürgermeister Erich Plesse (1933–1941) zeichnet, der sich mit rabiatischen Mitteln gegen die ihm feindlich gegenüberstehende katholische Mehrheitsbevölkerung durchzusetzen suchte.

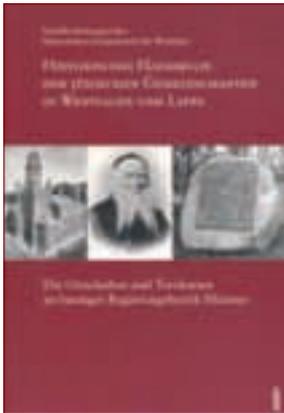
Sozialgeschichtlich orientiert ist der Beitrag von Clemens Honnigfort (†) und Paul Germer über das Anschreibebuch des Wietmarscher Schuhmachers Bernard Heinrich Göcken. Im Anschreibebuch hielt Göcken seine Einnahmen fest. Es gelingt den Autoren anhand dieser Quelle sehr eindrücklich, die sozialen Veränderungen in Wietmarschen im 19. Jahrhundert festzuhalten. Franz-Josef Böckermann räumt in seinem Beitrag über die als „Goose Sienke“ bekannt gewordene Gesina Brink mit vielen Legenden auf, die besonders von Carl Benedikts gleichnamigem Roman ausgingen. Gesina Brink, 1784 in Ahlen bei Kluse geboren, erstickte ihr Kind im Stroh und entfachte, um stehlen zu können, am 18. Mai 1806 in Groß Fullen eine Feuersbrunst, bei der über 30 Gebäude in den Flammen aufgingen. Am 10. April 1807 wurde sie als letzte Person im Amt Meppen öffentlich hingerichtet.

Peter Haertel führt uns mit seinem Artikel über „Rechenhilfen des Franziskaners Mauritz Eilmann – Mathematiker in Vechta und Meppen“ in die Mathematik des frühen 19. Jahrhunderts ein. Der Franziskanerpater Mauritz Eilmann, 1763 im westfälischen Rietberg geboren, wechselte nach seiner Anstellung als Mathematikprofessor im Antonianum Vechta 1798 nach Meppen und entwickelte dort logarithmische Hilfstabellen, die sich wegen der schwierigen praktischen Anwendung allerdings nicht durchsetzen konnten.

Neuere Forschungen über die Geschichte der deutschen Landschaft aufgreifend schildert Erich Gövert, wie sich die in der Niedergrafschaft gelegene Landgemeinde Wilsum im Laufe der Jahrhunderte durch Bewirtschaftung und menschliche Eingriffe veränderte. In die gleiche Richtung zielt der Beitrag von Tobias Böckermann, der mit großer Begeisterung und Sachverstand auf die luftige Parklandschaft des „Borkener Paradieses“ bei Versen mit seinen knorrigen Eichen, den Bentheimer Wald und den Haselünner Wacholderhain aufmerksam macht.

Weitere Beiträge befassen sich mit Studenten aus dem Niederstift Münster und den Grafschaften Bentheim und Lingen an der Universität Würzburg (1606–1829), dem Jahrgangswinter von 1929 in der Grafschaft Bentheim und der Dorenburg in Rhede.

Ergänzt werden diese Beiträge durch elf Biographien zur Geschichte des Emslandes und der Grafschaft Bentheim. Gedichte von Carl van der Linde und Bernhard Heller (Hellerbernd) runden das Buch ab. Der Band verdeutlicht, wie stark sich die Landeskunde mittlerweile von politikgeschichtlichen Fragestellungen hin zu alltags-, sozial- und umweltgeschichtlichen Fragestellungen weiterentwickelt hat. Georg Wilhelm



Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe. Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Münster (Quellen und Forschungen zur jüdischen Geschichte in Westfalen, Bd. 2). Hrsg. v. Susanne Freund, Franz-Josef Jakobi und Peter Johanek. Münster 2008, 780 S., ISBN 978-3-87023-282-5, 69 €

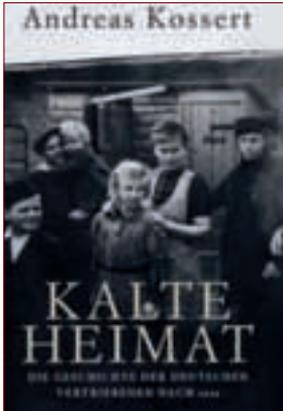
Das Judentum in Nord- und Westdeutschland, seine Geschichte, Kunst und Kultur, hat in den vergangenen Jahren in umfangreichen Handbuchprojekten zusammenfassende Darstellungen erhalten. Zu nennen sind das von Herbert Obenaus verantwortete zweibändige Historische Handbuch der jüdi-

schen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen sowie das fünf Bände umfassende Jüdische Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen und das auf vier Bände angelegte Historische Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe. Im Rahmen des 2. Bandes des letztgenannten Handbuchs werden in Überblicks- und Ortsartikeln die jüdischen Gemeinschaften des Regierungsbezirks Münster behandelt. In historischer Perspektive wurden deshalb die ehemalige Grafschaft Tecklenburg und die mit ihr verbundene Grafschaft Lingen mitbearbeitet. Dieser Beitrag soll hier vorgestellt werden, da er, weil in ungewöhnlichem Zusammenhang veröffentlicht, sonst vielleicht von manchem emsländischen Geschichtsinteressierten übersehen werden könnte.

Ludwig Remling, bis Mai 2008 Stadtarchivar in Lingen, hat im schon angeführten niedersächsischen Handbuch einige Artikel für emsländische Orte verfasst. Als ausgewiesener Kenner der Geschichte der Juden in der Stadt Lingen und der gleichnamigen Grafschaft behandelt er im vorzustellenden Band die Geschichte der Juden in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen vom Mittelalter bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Den folgenden Teil der Geschichte bis zum Ende des Alten Reiches hat Tobias Schenk bearbeitet. Das 19. und 20. Jahrhundert bleiben also unberücksichtigt. Die Begründung für die Aufnahme in diesen „westfälischen“ Band findet sich gleich im ersten Satz des Beitrags von Remling: „Die Grafschaft Lingen war ursprünglich Teil der Grafschaft Tecklenburg.“ Remling zeigt in seinem Abriss die vielfältigen Verflechtungen der Juden in der Grafschaft Lingen mit dem westfälischen Judentum auf, beispielsweise im Zusammenhang mit dem Judentum. Er liefert so eine weitere Begründung für die Einbindung der Geschichte der Lin-

gener Judenschaft in die westfälischen Zusammenhänge. Dies gilt sowohl für die verwaltungsgeschichtliche Seite als auch für die familiengeschichtliche. Die Geschichte eines großen Teils der emsländischen Judenschaft kann also hier in größerem Zusammenhang nachgelesen werden. Zusammen mit den von Remling im oben genannten niedersächsischen Handbuch verfassten Ortsartikeln ist ein durchaus umfassendes Bild der Juden im Emsland entstanden.

Heiner Schüpp



Andreas Kossert: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. München 2008, 431 S., 24,95 €

Rund zwölf Millionen Deutsche verschlug es nach dem Zweiten Weltkrieg zwangsweise in den Westen, und allgemein gilt die Integration von Schlesiern und Ostpreußen, Pommern und Menschen aus anderen deutschen Ostgebieten als Erfolgsgeschichte. Andreas Kossert, stellvertretender Direktor des Deutschen Historischen Instituts Warschau, widerspricht dieser Ansicht entschieden. Er wirft der Bevölkerung im Westen Deutschlands vor, sie hätten die Flüchtlinge und

Vertriebenen nur widerwillig aufgenommen, sie als „Polacken“, später als „Revanchisten“ beschimpft. Feindseligkeit sei ihnen entgegengeschlagen.

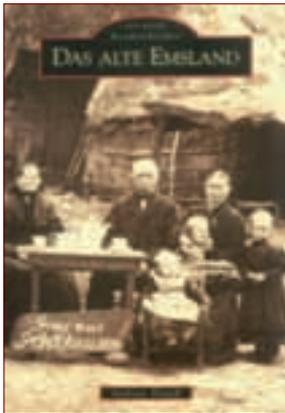
Kossert stützt sich auf zahlreiche regionale Studien, von denen einige aus dem Nordwesten Niedersachsens stammen. Er greift unter anderem zurück auf Arbeiten des Osnabrücker Historikers Klaus J. Bade, des Auricher Archivars Bernhard Parisius und der Haselünner Heimatforscher Bernhard Herbers, Wilhelm Rüländer und Heinz Struckmann. Mehrfach nutzt Kossert als Quelle auch den Band „Alte Heimat – Neue Heimat – Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945“, den der Lingener Museumsleiter Andreas Eijnck 1997 herausgegeben hat. Demnach hieß es im Emsland noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg: „Die drei großen Übel, das waren die Wildschweine, die Kartoffelkäfer und die Flüchtlinge.“ Als ein Beispiel für deren Behandlung zitiert der Autor einen Schulaufsatz, in dem es heißt, Flüchtlinge seien in Gersten bei Lingen von Bauern wie Vieh abgeschätzt worden. „Die Bauern nahmen nur die, die arbeiten konnten.“ Ausführlich beschreibt Kossert, wie sich durch die Flüchtlinge die konfessionelle Landkarte änderte – auch im Emsland, wo viele evangelische Kirchengemeinden entstanden. Nach Ansicht des Historikers stießen die Vertriebenen in geschlossenen Gebieten mit anderer Konfession nicht allein wegen ihrer Herkunft auf Vorurteile, sondern auch als Andersgläubige. Die Konfession habe daher die Wahl des Wohnorts beeinflusst, und aus dem katholischen Emsland seien mehr evangelische Vertriebene abgewandert als katholische. Zwar stießen die Katholiken aus der Grafschaft Glatz im Emsland auf grundsätzliche Über-

einstimmung, doch die schlesische Mentalität mit ihren als barock empfundenen Liedern entsprach nicht der vergleichsweise nüchternen der Emsländer.

Insgesamt schildert Kossert in seinem Buch akribisch und detailliert die Ankunft im Westen, die Entbehrungen, das Baracken- und Lagerleben, den seelischen Schmerz und das Heimweh.

„Es ist an der Zeit, deutsche Vertriebene endlich als Opfer zu begreifen, die nicht nur unter Flucht und Vertreibung gelitten haben, sondern auch unter der Hartherzigkeit ihrer eigenen Landsleute“, fordert er. Um diese Grundthese zu stützen, schießt er aber ein wenig über das Ziel hinaus, denn auch im Westen gab es ja Opfer, wie die Zwangsräumung Harens im Jahr 1945 belegt. Nahezu durchgängig würdigt der Historiker die Verdienste von Vertriebenen, während er die Einheimischen tadelt. Das ist etwas einseitig, mitunter idealisierend. Dennoch: Das Buch ist solide recherchiert, verständlich geschrieben und ansprechend bebildert. Schwarz-Weiß-Fotos, Karten und Tabellen ergänzen auf gelungene Weise den Text. „Kalte Heimat“ hat es verdient, zum Standardwerk zu werden.

Christof Haverkamp



Andreas Eynck: Das alte Emsland (Die Reihe Archivbilder). Erfurt 2008, 128 S., ISBN 978-3-86680-341-1, 17,90 €

Nach der Veröffentlichung von „Lingen. Stadt an der Ems“ im Jahre 2001 und „Lingen. Stadt und Altkreis“ im Herbst 2002 liegt nun mit dem Titel „Das alte Emsland“ das dritte Buch von Andreas Eynck in der bekannten Archivbilder-Reihe des Erfurter Verlages Sutton vor. Wiederum hat der Autor eine Auswahl von über 200 historischen Fotografien vorgenommen, um mit ihnen und den dazugehörigen kurz gefassten Bilderläuterungen die Entwicklung einer Region vorzustellen.

Es ist zweifellos die ausgewählte Region, die bei Erstellung dieses Bandes im Vergleich zu seinen Vorgängern eine besondere Herausforderung bedeutete. Die Entwicklung des Emslandes im späten 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist höchst unterschiedlich und in beträchtlichen Teilen geradezu ungleichzeitig verlaufen. Neben Städten wie Lingen oder Meppen, die – angeschlossen über Schiene, Straße und Kanal – wirtschaftlich, gesellschaftlich oder auch städtebaulich einen Wandel vollzogen, wie er damals auch beispielsweise in vergleichbaren Städten etwa des Münsterlandes zu beobachten war, verharrten weite Teile des Hümmlings noch in einer vormodernen Landwirtschaft, zogen die uralten Bauern- und Heuerhäuser als „romantische Motive“ von weither Maler und Zeichner an. Gab es in den Dörfern des südlichen Emslandes neben der breiten Schicht der Heuerleute durchaus gut situierte, auf eine gewisse Bildung und Welt-

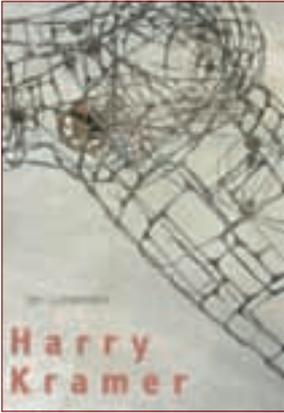
offenheit achtende Bauernfamilien, verharrte damals manche abgelegene Moorkolonie noch in geradezu kollektiver Armut – während eine Reihe von Kilometern weiter die Anfänge industrieller Torfwirtschaft ganz neue Akzente in der unbebauten und bebauten Landschaft setzten.

Der Leser oder vielmehr Betrachter wird über diese Entwicklungen in acht Kapiteln informiert. Die ersten beiden sind betitelt mit „Moor und Heide“ und „Ems, Hase und Kanäle“, gelten also Landschaften und den davon in ihrer Lebens- und Arbeitswelt geprägten Bewohnern. Es folgen ein Kapitel über „Städte im Emsland“ und dann zwei Abschnitte über das bäuerliche Land rechts und links der Ems und über die „Bauerndörfer auf dem Hümmeling“. Schließlich werden in den Kapiteln „Zuhause auf dem Lande“ und „Freizeit und Gesellschaft“ auf über 20 Seiten die verschiedensten Facetten des Lebens in Stadt und Land aufgezeigt. Den Abschluss bildet die „Zeitgeschichte“, in der aufgezeigt wird, welche Wirkungen die „große Politik“ zwischen Kaiserreich und Emslandplan in der Provinz hatte. Die für den Band ausgewählten Fotografien stammen zu einem großen Teil aus Privatbesitz; nur in Ausnahmen sind Bildpostkarten für die Veröffentlichung ausgewählt worden. Diese Vorgehensweise hat den Vorteil, dass vielfach bisher unveröffentlichtes Bildmaterial dem Betrachter vorgelegt wird. Zudem stellen alte Fotos aus Privatbesitz sicher, dass die Bilder viele Menschen zeigen – postiert auf Erinnerungsfotos, aber bisweilen auch durchaus schon als Momentaufnahme bei der Arbeit oder in der Freizeit. Manche Rarität, beispielsweise Fotos vom früher verbreiteten Erwerbszweig des Fangs von Wildenten mittels Lockenten in einer Glupe, wird der Betrachter finden.

Eindrucksvoll prägnant und facettenreich stellt sich auch das Kapitel „Zeitgeschichte“ dar. Es zeigt, welche Wirkungen die Katastrophen des 20. Jahrhunderts im Emsland hatten, die auf die Spitze getriebene Militarisierung und die scharfe Bewachung der deutsch-niederländischen Grenze während des Ersten Weltkrieges, das Netz der Arbeitslager und auch der Emslandlager, die Verschickung von Truppen während des Zweiten Weltkrieges und der Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen, schließlich die Eroberung des Emslandes, Besatzungszeiten und Flüchtlingselend in Barackenquartieren. Eingeeordnet entsprechend der Chronologie findet der Betrachter weiterhin Bilder aus den wenigen Jahren der Weimarer Republik. Sie zeigen beispielsweise die Errichtung von Kriegerdenkmälern, die Elektrifizierung und den allmählich einsetzenden Straßenbau oder Bischof Wilhelm Berning auf dem Ersten Emsländischen Katholikentag. Fotos von der allmählich einsetzenden Gesamterschließung nach dem Zweiten Weltkrieg beschließen das Buch.

Das Werk ist ein Ergebnis zwanzigjähriger intensiver Sammlungstätigkeit für das Emslandmuseum Lingen. Zu ergänzen ist hingegen, dass seit langem in diesem Museum die wissenschaftliche Arbeit mit dem Foto als Quelle der Geschichte eine große Rolle spielt und gleichzeitig der Kontakt mit vielen ehrenamtlichen Sammlern und Forschern ein Markenzeichen dieses Hauses ist. Diesem gelungenen Werk ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

Josef Grave



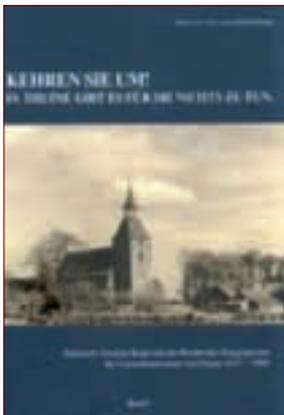
Stefan Lüddemann: Harry Kramer (Kunst der Gegenwart aus Niedersachsen, Bd. 64, hrsg. durch die Niedersächsische Lottostiftung). Hannover 2007, 80 S., ca. 50 Abb., ISBN 978-3-00-022396-9, 20 €

In einem der neueren Bände zur Kunst der Gegenwart in Niedersachsen hat sich der Autor Dr. Stefan Lüddemann, vielen Lesern regionaler Tageszeitungen als Feuilletonchef der Neuen Osnabrücker Zeitung und als Kunstkritiker bekannt, die auch für das Emsland berechnete und wichtige Frage gestellt: Wer war Harry Kramer? Was bedeuten Person und Werk dieses Künstlers für die Kunstszene in Deutschland heute?

Kunstinteressierte, die Kontakte zu der besonders der Gegenwartskunst verpflichteten Kunsthalle Lingen pflegen, verbinden natürlich etwas mit dem Namen von Harry Kramer. An diesem Ort wird der Nachlass des in Lingen 1925 geborenen und 1997 in Kassel gestorbenen Künstlers verwahrt und in wechselnden Ausstellungen gezeigt. Begegnungen mit seinen filigranen und transparenten Drahtkäfigen, die mit ihren Geräuschen von unrythmischem Hämmern oder Klopfen bis zu abrupten oder zarten Klingeltönen als poetische Klangskulpturen in Erinnerung blieben, haben unauslöschliche Eindrücke hinterlassen. Dass die stupend gemalten, an Pixelformationen des Computerzeitalters gemahnenden großformatigen Apokalypse-Gemälde aus der Johannes-Passion, die ebenfalls in Lingen zu sehen waren, von demselben Künstler stammen, zählte eher zu den befremdenden Begegnungen mit Harry Kramer. Gerade die mehrfache Unverwechselbarkeit und nach tiefen Brüchen entstandene Vielgestaltigkeit des Werks von Harry Kramer hat der Autor in die Mitte seiner klugen, eine analytische Betrachtung besonders gewichtenden Texte gerückt und sich der einzelnen Werkgruppen des heute fast vergessenen Künstlers angenommen. Dabei war Harry Kramer als ein Künstler mit vielen Profilen „kein Außenseiter, sondern ein typischer Repräsentant der Gegenwartskunst“ in den Jahrzehnten zwischen 1950 und 1990.

Es gehört zum literarischen Raffinement des Autors, den Künstler selbst über seine Linger Zeit – über Geburt, Kinderjahre und Schulzeit – zu Wort kommen zu lassen. Der 1990 anlässlich seiner ersten großen Linger Ausstellung publizierte Text präsentiert da bereits einen stets selbstironischen Zeitgenossen mit der Neigung zu einem doppelbödigen Rollenverständnis. Bemerkenswert aus heutiger Sicht, dass der künstlerische Nachlass und seine werkprägende „Visitenkarte“ der Drahtskulpturen heute in der Halle IV des ehemaligen Reichseisenbahnausbesserungswerks Lingen gepflegt werden, in dem sein Vater ab Mitte der 1920er Jahre als rot gesinnter Metallarbeiter seiner täglichen schweren Arbeit nachging. In den Künsten blieb Harry Kramer, der gelernte „Frisör aus Lingen“, nach dem Zweiten Weltkrieg zwar Autodidakt ohne eine einzige Lehrstunde an einer Akademie, doch konnte er sich bald als Schauspieler und Tänzer und viel gefragter Er-

finder und Gestalter seines „Mechanischen Theaters“ mit selbst erfundenen und selbst gebauten Figuren wie auch als Filmemacher nationale und europäische Beachtung erarbeiten, wie die Auszeichnung mit dem Goldenen Löwen auf der Filmbiennale in Venedig 1962 zeigte. Die weiteren Stationen dieser bemerkenswerten Künstlerkarriere – Teilnahme an der Dokumenta III in Kassel 1964, Gastdozentur an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg 1965 und seine Berufung auf eine Professur für Bildhauerei an der Gesamthochschule Kassel 1970 (bis 1992) – verbindet der Autor äußerst geschickt und konsequent mit gestrafften Darstellungen und kompetenten Analysen der einzelnen Werkgruppen des Künstlers – nach den viel beachteten Erfolgen seiner Drahtskulpturen in den 1960er Jahren. Weitere Kapitel gelten seinen starkfarbigen „Schiebplastiken“ und Möbelobjekten, veränderbaren Modulen aus Holz, seinen „sozialen Plastiken“ im Atelier Kramer an der Kasseler Hochschule sowie seiner jahrelangen prozessoralen Beschäftigung mit dem Projekt einer Künstler-Nekropole im Habichtswald bei Kassel. Was mit einem Leben „zwischen Karl Marx und Harry Piel“ (O-Ton H. Kramer) in Lingen begann, endete mit der zeitweiligen Rolle eines für die Gegenwartskunst in Deutschland wichtigen Bedeutungsträgers in der künstlerischen Nähe eines Joseph Beuys. Diese Rolle des Künstlers Harry Kramer vor dem Vergessen zu bewahren, sollten die klugen und schlüssigen Texte des Autors dienen. Was an gehaltvollen Inhalten, historisch unverzichtbaren Aktionsfotos und Werkabbildungen in buchtechnischer Vielfalt zwischen die kräftigen Einbanddecken gebunden wurde, blättert sich als ein interessantes und auch schönes Buch auf. Harry Kramer hat es verdient. Eckard Wagner



Schwester Marianna Rosenberger: Kehren Sie um! In Thuine gibt es für Sie nichts zu tun. Schwester Anselma Bopp und das Werden der Kongregation der Franziskanerinnen von Thuine 1857–1869. Band I. Osnabrück 2008, 195 S., ISBN 978-925164-42-2, 14,80 €

„Kehren Sie um! In Thuine gibt es für Sie nichts zu tun“, das war der Ratschlag, den der Lingener Dechant J. B. Diepenbrock den beiden Schwestern vom Hl. Kreuz gab, die am 24. Mai 1857 nach tagelanger Fahrt von Straßburg in Lingen eintrafen. Er wusste nämlich nicht, dass der Thuiner Pfarrer Gerhard Dall einige Wochen zuvor die Oberin der kleinen Gemeinschaft in Straßburg um die Entsendung von zwei Schwestern zur Gründung einer „Kranken- und Erziehungsanstalt“ gebeten hatte. Nach Rast und Stärkung im Pfarrhaus missachteten die beiden Schwestern den wohlmeinenden Rat und machten sich zu Fuß auf den Weg nach Thuine. Pfarrer Dall war überrascht, hatte er doch nicht mit dem Kommen der Schwestern zu diesem Zeitpunkt gerechnet. Obendrein waren ihm unterdes-

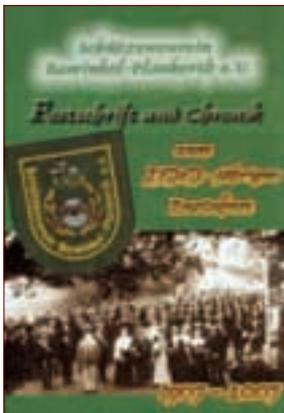
sen Zweifel an der Realisierbarkeit des Vorhabens gekommen und er hatte noch keine Unterkunft hergerichtet.

So beginnt die Geschichte der Thainer Franziskanerinnen mit heute mehr als 1 300 Schwestern. Und so geht sie noch viele Jahre weiter mit Rückschlägen, Enttäuschungen und ermutigenden Erfahrungen. Pfarrer Dall entwickelt sich nach anfänglichem Zögern zum entschiedenen und einflussreichen Förderer der Gemeinschaft. Schwester Anselma Bopp, 1857 22-jährig ins Emsland verschlagen, wird zum Motor der Entwicklung und schließlich zur ersten Oberin, nachdem sich die Schwestern dem Ruf zurück nach Straßburg widersetzt und mit dem Segen des Osnabrücker Bischofs Beckmann 1869 eine eigene Gemeinschaft nach den franziskanischen Regeln gegründet hatten.

Dazwischen liegen spannende Jahre und eine lebendig erzählte Geschichte. Die Autorin, Schwester Marianna Rosenberger, hat die Quellen gründlich erforscht und viele Dokumente im Wortlaut wiedergegeben. Dennoch liest sich das Buch nicht wie eine trockene Abhandlung, sondern fast wie ein spannender Roman. Es ist auch keine Heiligenlegende, sondern die Geschichte von Menschen mit Schwächen und Stärken. So kann auch von einer Schwester mit „zänkischem Charakter“ die Rede sein, von Eitelkeit und Mutlosigkeit, von Gehorsam und Ungehorsam und natürlich von Gottvertrauen.

Besonders gefällt, dass die eigentliche Ordensgeschichte immer wieder unterbrochen wird durch knappe und kluge Darstellungen der gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse im Emsland, die das Handeln der Akteure verständlich machen. Ich freue mich schon auf Band II der Geschichte.

Walter Klöppel



Franz Lübbers, Hubert Giese, Hans Brinkmann: 100 Jahre Schützenverein Bawinkel-Plankorth e.V. Festschrift und Chronik zum 100-jährigen Bestehen 1907–2007. Bawinkel 2007, 256 S., 12,50 €

Alljährlich erscheint im Emsland ein ganzes Bündel von Jubiläumsschroniken traditionsreicher Schützenvereine, zu kleinen Schriften geheftet oder zu Büchern gebunden, mal mit Werbung, mal ohne. Eine ganz besondere Jubiläumsschrift hat jetzt aus Anlass der hundertjährigen Wiederkehr seiner Neugründung 1907 der Schützenverein Bawinkel-Plankorth vorgelegt.

Gemäß seinem Motto „Glaube, Sitte, Heimat“ hat der Verein den Auftrag an das Redaktionsteam der Chronik umfassend formuliert. Natürlich beginnt auch diese Festschrift mit Grußworten und Festprogramm, der Schilderung der Vereinsgründung, bietet eine Aufarbeitung der hundertjährigen Vereinsgeschichte, stellt Königspaare, Vorstände und Ehrenmitglieder dar. Doch wer da glaubt, dass in einem ländlichen Schützenverein nur Chro-

nikalisches zu vermelden wäre, der irrt. Ereignisse wie der Erste Weltkrieg und die Inflationszeit, der Zweite Weltkrieg oder die Währungsreform wirkten sich direkt auch auf das Vereinsleben in der Provinz aus. Kommunalreform und Siedlungsbau blieben ebenfalls nicht ohne Einfluss auf die Vereinsstrukturen von Dorf und Bauerschaft. Schießstände und Festplätze wurden immer wieder geplant, gebaut und verlegt. Es gab verschiedenste Probleme mit Festwirten und Gästen, bei einem Fest verschwand gar die Vereinskasse auf Nimmerwiedersehen. Königsketten wurden gestohlen, doch die wertvollen Plaketten tauchten Jahre später wieder auf. Die Vereinsfinanzen mussten stimmen, Feste organisiert und in ihrem Ablauf immer wieder aktualisiert werden. Die Führung eines solchen Vereines über Jahrzehnte ist nicht nur Brauchtumpflege, sondern vor allem auch Management und Menschenführung.

Und bei alledem gelang es den Vereinsvorständen in Bawinkel dann auch noch, viele positive Dinge für ihren Ort zu leisten. Denkmäler und Grünanlagen und natürlich auch die damit verbundenen Arbeitseinsätze der aktiven Schützen sind dem Verein zu verdanken. Die sportlich sehr erfolgreiche Schießgruppe Bawinkel, ja letztlich sogar der Heimatverein gehen auf den Schützenverein zurück. Und die Brauchtumsaktivitäten des Vereins – zum Beispiel beim jährlichen Nikolausumzug – reichen über das eigentliche Schützenwesen weit hinaus.

Der zweite Teil des Bandes berichtet aus Geschichte und Gegenwart eines Ortes, den die meisten Auswärtigen nur von der Durchfahrt auf der viel befahrenen B 213 kennen. Das Wahrzeichen Bawinkels, die hundertjährige Alexanderkirche, wird in Text und Bild präsentiert, aber auch das Gemeindeleben mit seinen kirchlichen Sozialeinrichtungen wie dem Altenheim St. Marienstift, dem Gemeindezentrum im Alten Pfarrhaus und dem Kindergarten wird vorgestellt.

Altbürgermeister Hans Brinkmann beschreibt in seinem „Ortsporträt“ auf fundierter Grundlage die zahlreichen Facetten des Ortes Bawinkel, darunter Themen wie Bevölkerung, Bildung, Wirtschaft, soziale Einrichtungen, Vereinsleben, Baudenkmäler und kulturelle Einrichtungen, Erholung, Freizeit und Gastronomie.

Der langjährige Schützenvereinsvorsitzende Franz Lübbers schildert schließlich, wie aktive Schützen in den 1980er Jahren den Heimatverein Bawinkel gründeten und welche vielfältigen Aktivitäten dieser Spross des Schützenvereins in den vergangenen beiden Jahrzehnten entwickeln konnte.

Hervorzuheben ist ferner die professionelle Bild- und Layoutgestaltung des hervorragend ausgestatteten Bandes, die von einem druckgraphisch versierten Vereinsmitglied – Norbert Janssen – geleistet wurde.

Insgesamt gibt dieses Buch nicht nur einen interessanten Einblick in die bewegte Orts-, Vereins- und Kirchengeschichte Bawinkels, sondern vermittelt auch ein aktuelles Bild einer sehr lebendigen und aufstrebenden Gemeinde im Emsland. Der Schützenverein Bawinkel-Plankorth hat mit dieser Festschrift den Maßstab für eine moderne Vereinschro-

nik gesetzt, deren Zielgruppe und Interessentenkreis über die eigentlichen Vereinsmitglieder weit hinausgeht. Man kann nur hoffen, dass viele weitere Vereine diesem Beispiel folgen werden.

Andreas Eiynek



J. Herman Borgman (Bearbeiter Gregor G. Santel): Nieuw-Schoonebeek – Boerderijen en bewoners. Uitgave: Historische Vereniging Zuidoost-Drenthe 2008. 447 S., davon 20 S. Afkortingen/Glossarium, Anmerkungen und Namenverzeichnis, ISBN 978-90-75115-47-5, 42 €

Ein grenzüberschreitend einmaliges Buch ist anzudeuten. Diese Feststellung ist keine Prahlerei, sondern ergibt sich aus der besonderen Geschichte des betreffenden Teils der deutsch-niederländischen Grenzregion. Es geht um das Dorf Nieuw-Schoonebeek in der niederländischen Nachbarprovinz Drenthe. Dieses wäre ohne historische Verbindungen über

die Grenze hinweg nicht so entstanden, wie es sich heute darstellt. Es waren nämlich in erster Linie Emsländer (zum Teil auch Bewohner der Niedergrafschaft Bentheim), die Anfang des 19. Jahrhunderts von den Schoonebeker Bauern deren abgelegene Grundstücke im äußersten Osten der Gemarkung pachteten oder auch erwarben. Die meisten dieser Grundstücke gehörten zu entlang des Grenzgewässers Schoonebeker Diep (Grenz-Aa) angelegten „Booen“. Diese seit dem 16. Jahrhundert überlieferten Viehhütten mit einem Wohnteil für den Hirten („Booherm“) spielen in der Landwirtschaftsgeschichte der Niederlande eine immer wieder gern dargestellte besondere Rolle.

Von den nachgewiesenen dreißig Flächen der uralten „Booen“ entlang der Grenz-Aa ausgehend, wird in dem Buch der kontinuierliche Prozess der Entwicklung der „boerderijen“ in Nieuw-Schoonebeek aufgezeigt. Grundlage der Beschreibung der Hausstellen sind die genealogischen Daten der Nieuw-Schoonebeker Familien. Hinzu kommen Angaben über deren Herkunft – wie erwähnt handelt es sich durchweg um Familien aus dem benachbarten Emsland! –, Informationen aus dem Alltag, traurige und glückliche Ereignisse, Hausbau, Hausnamen, Streitigkeiten, Prozesse, Strafsachen, Schmuggel, Auswanderung und vieles mehr. Aufgrund seiner besonderen Entstehungsgeschichte hatte Nieuw-Schoonebeek in den ersten Jahrzehnten ausschließlich Einwohner mit katholischer Konfession. Dies war in der Provinz Drenthe eine Ausnahme und führte dazu, dass die Neusiedler von 1814 bis 1849 die katholische Kirche St. Georg auf dem Twister Bült besuchten.

Der Zugang zu den enormen Informationsmengen wird dem Leser auf mehreren Wegen erleichtert. So gibt es Verzeichnisse der heutigen Hausnummern, der Hausnummern von 1850 sowie einen umfangreichen Index der Familiennamen (fast 5 000 Nennungen!). Das Kapitel „Afkortingen/Glossarium“ macht das Werk für Nicht-Niederländer verständ-

licher: Ein umfangreiches Quellenverzeichnis eröffnet dem Leser die Möglichkeit zu eigenen Forschungen.

Wie der Inhalt ist auch das Entstehen des Buches die Frucht intensiver grenzüberschreitender Kontakte. Über viele Jahre hatte Bernard Levelink (1910–1998) aus Nieuw-Schoonebeek – Verwandtschaft von ihm lebt zahlreich im benachbarten Twist! – genealogische Daten über die Bewohner seines Heimatortes zusammengetragen. In der ersten Hälfte der 1990er Jahre entwickelte Herman Borgman, „Oud-gemeentesecretaris“ der Gemeinde Denekamp, den Plan, diese Informationen zu bündeln und ein Buch daraus zu erstellen. Borgman, dessen familiäre Wurzeln in Nieuw-Schoonebeek liegen, hat sein großes Werk nicht fertig stellen können. Er starb im Dezember 2003. Mit Gregor G. Santel aus Paderborn, der den Autor aus gemeinsamer Tätigkeit im Arbeitskreis Familienforschung der Emsländischen Landschaft e.V. seit vielen Jahren kannte, hat die Familie Borgman einen sachkundigen Bearbeiter des Projekts gewinnen können. Mit seiner geschichtlichen Kenntnis über das „Dreiländereck“ (Drenthe, Emsland, Grafschaft Bentheim) hat Santel die Fertigstellung des Buches vorangebracht. Es ist ein Werk, das auf eindrucksvolle Weise deutlich macht, was die Arbeit von ehrenamtlich sich engagierenden Heimatfreunden an interessanten Einzelheiten zur Regionalgeschichte hervorbringen kann – und zwar auf beiden Seiten der alten Grenze!

Horst H. Bechtluft



Geschichte der Stadt Meppen. Hrsg. von der Stadt Meppen (Red. Regina Holzapfel). Meppen 2006, 600 S., zahlr. Abb. und Grafiken, ISBN 978-3-9808550-2-0, 39,50 €

Fast als letzte der Städte im Emsland und der Grafschaft Bentheim erhielt die Kreisstadt Meppen eine modernen Ansprüchen genügende, wissenschaftlich fundierte Stadtgeschichte. Doch das lange Warten hat sich gelohnt! Manche Einseitigkeiten und Schwachpunkte, die sich in den vorausgegangenen Stadtgeschichten der Nachbarstädte finden, wurden vermieden. Es gelang der Stadt Meppen, einen fachkundigen Kreis von Autoren zu gewinnen, die in 20 Beiträ-

gen und einem Anhang einen guten Einblick in die Entwicklung der Stadt von der archäologischen Vergangenheit bis in die Gegenwart geben.

Die 17 Autorinnen und Autoren zeichnen sich durch eine nüchterne Sprache, fernab jeglicher lokalpatriotischer Übertreibung aus. Phasen der wirtschaftlichen Stagnation oder der politischen Lethargie werden ungeschminkt beschrieben. Alle wichtigen Aspekte einer modernen Stadtgeschichte werden abgedeckt. Dabei kommt viel bisher Unbekanntes zur Meppener Geschichte ans Tageslicht, zumal die meisten Beiträge auf der Auswertung von umfangreichem Archivmaterial basieren.

Die 834 erstmals erwähnte Missionsstation Meppen, die wohl um 780 entstanden war, wurde rasch zum zentralen Ort im nordwestlichen Sachsen. Durch die Privilegierung mit Münze, Zoll, Bann und Markt (945 bzw. 946) verfügte sie schon sehr früh über wichtige Voraussetzungen für die Entwicklung zu einer Stadt. Doch die Streitigkeiten zwischen dem Kloster Corvey und dem Bischof von Münster um die Vorherrschaft über den Marktort an der Hasemündung führten zu einer Verzögerung der Stadtwerdung. Erst in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgte der entscheidende Schritt zur bischöflichen Stadt mit Befestigung und Weichbildverfassung.

Im 15. Jahrhundert lassen sich Handelsbeziehungen von Meppener Kaufleuten im Rahmen der Hanse nachweisen, zeitweilig wurde Meppen auch als Hansestadt angesehen und sollte zu finanziellen Beiträgen herangezogen werden, doch eindeutige Hinweise für eine Mitgliedschaft in der Hanse fehlen, wie Johannes L. Schipmann aufzeigt. Nach seiner Meinung ist es letztlich „eine Definitionsfrage und Ansichtssache, ob Meppen als Hansestadt bezeichnet werden kann bzw. muss“.

Nah an den Quellen und trotzdem wohltuend sachlich stellt Tim Unger die kirchliche Entwicklung Meppens vom Spätmittelalter bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges dar. In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts fand die Lehre Luthers wie im gesamten Niederstift so auch in Meppen immer mehr Anhänger. Erst die gegenreformatorischen Maßnahmen des münsterischen Bischofs Ferdinand von Bayern, unterstützt durch die Missionstätigkeit der Jesuiten, die 1613 in Meppen eine Niederlassung errichteten, bewirkten die allmähliche Rückführung der Bürgerschaft zum katholischen Bekenntnis. Die Herrschaft Dodos von Inn- und Knyphausen von 1634–1638 bedeutete lediglich eine Verzögerung, jedoch keinen Umschwung im Prozess der Festigung im Katholizismus.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges blieb Meppen bis 1762 Festungsstadt mit einer Garnison. Es beherbergte eine Residenz der Jesuiten mit Gymnasium und war als Sitz verschiedener landesherrlicher Behörden der zentrale Ort im Niederstift Münster. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entstanden mehrere Manufakturen. Meppen erlebte ein solches Aufblühen von Handel und Gewerbe, dass diese Epoche als Meppens „Goldene Zeit“ bezeichnet wurde. Eine Förderung erfuhren die unternehmerischen Initiativen allerdings nicht durch den zögerlichen Magistrat, sondern durch den Landesherrn. Doch der wirtschaftliche Aufschwung währte nur wenige Jahrzehnte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geriet Meppen wirtschaftlich immer mehr ins Hintertreffen. Die Bevölkerung wuchs nur langsam. Die Eisenhütte Reismann und der „Kruppsche Schießplatz“ waren die einzigen Betriebe von größerer Bedeutung. 1852 verzichtete die Stadt Meppen auf die Stadtrechte, die ihr erst nach längeren Bemühungen 1929 wieder zuerkannt wurden. Die finanzielle Situation der Stadt blieb bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts schwierig. Erst mit Hilfe des Emslandplans gelang es, die entscheidenden Verbesserungen der Infrastruktur und der wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Weg zu bringen.

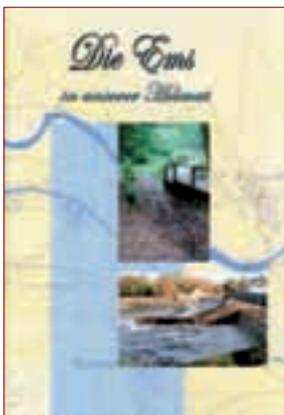
Den umfangreichsten Beitrag des Buches liefert Karl-Ludwig Sommer zum Thema „Meppen in Demokratie und Diktatur (1918–1945)“. Alle wichtigen Aspekte der Weimarer Zeit und der NS-Diktatur werden angesprochen, bedürfen in einigen Punkten jedoch der Vertiefung und der weiteren Quellenarbeit. Man spürt, dass Sommer die neueste Literatur teilweise nicht eingearbeitet hat. Ob man das Verhältnis der Meppener Bevölkerung zum NS-Regime auf den Begriff „wechselseitige(s) Arrangement“ (S. 434) reduzieren darf, ist angesichts der neueren Forschungen von M.A. Zumholz zum „Katholischen Milieu“ im Emsland weiterer Überlegungen wert.

Knapp gefasst sind die Beiträge zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie haben lediglich chronikalischen Übersichtscharakter und lassen kaum etwas von den partei- und kommunalpolitischen Konflikten dieser Jahrzehnte erkennen. Über die Entwicklung Meppens in dieser Zeit informiert ausführlicher Hans Simon: Meppen 1946–2001, die Zeit der Stadtdirektoren. Ein Beitrag zur Meppener Stadtentwicklung. Hrsg. von der Stadt Meppen. Meppen 2007.

Ergänzt werden die 20 Beiträge durch einen umfangreichen Anhang. Er enthält Angaben zu Wappen, Siegel und Banner der Stadt sowie Namenslisten der Bürgermeister (seit 1649), der Stadtdirektoren, der Ortsvorsteher (seit 1974) und der Ehrenbürger. Ein Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Namensregister, beide erstellt von Regina Holzapfel, runden den guten Gesamteindruck des Bandes, der auch zahlreiche, teilweise farbige Abbildungen enthält, in vorteilhafter Weise ab.

Wenn es im Vorwort der Stadt Meppen heißt, dass die vorliegende Stadtgeschichte für lange Zeit „die zentrale Informationsquelle für Geschichtsinteressierte“ darstellt, so stimmt Rezensent dem gerne zu.

Ludwig Remling



Franz Beckmann u. Werner Harbecke: Die Ems in unserer Heimat. Bad Bentheim 2008, 160 S., 10 €

Im Jahre 1978 begann die Archivgruppe des Heimatvereins Darne mit der Sichtung und Sammlung von Dokumenten zur Heimatgeschichte. Ohne diese Quellengrundlage hätte der Jubiläumsband: „Darne – von einer Bauerschaft zu einem Stadtteil“ im Jahre 2002 wohl kaum erscheinen können.

Die vorliegende Publikation knüpft an diese Chronik an und vertieft einen wichtigen Aspekt der Darmer Heimatgeschichte: die Ems. Die 18 Kapitel berichten auf 160 Seiten von der Natur- und Urgeschichte des Flusses, von Römern und

Normannen, besonders aber von der heutigen Ems, der Entstehung und dem Ausbau ihres Flusslaufs, von Emsschifffahrt und Wasserwirtschaft, Fähren und Brücken, Pegeln und Wehren. Als zentrales Thema nehmen die Emshochwasser und speziell das Jahrhundert-

hochwasser von 1946 einen breiten Raum ein. Dabei werden sowohl bislang unbekannte Archivquellen als auch etliche Zeitzeugenberichte vorgestellt. Auch die früheren und die aktuellen Hochwasserschutzmaßnahmen entlang des Flusslaufes im Raum Darne werden erläutert. Besonders die Kapitel zur älteren Geschichte des Flusslaufes entsprechen nicht in allen Teilen dem aktuellen Stand der Forschung oder lassen sich zumindest in der geschilderten Form nicht in jedem Detail belegen. Der Schwerpunkt des Bandes liegt jedoch nicht auf diesen historischen Ausführungen, sondern auf Bereichen wie Flussausbau und Wasserwirtschaft, Pegel und Messstationen, Schifffahrt und Flussübergänge. Dabei stellen die Autoren Franz Beckmann und Werner Harbecke nicht nur eine hohe technische Kompetenz unter Beweis, sondern sind auch in der Lage, komplizierte technische Vorgänge für den Leser anschaulich zu schildern. Dies ist auch insofern verdienstvoll, weil entsprechende Themen in vielen Heimatchroniken häufig ausgespart bleiben.

Der Band richtet sich an einen breiten Leserkreis, nicht an das Fachpublikum. Deutlich wird dies nicht zuletzt beim Quellennachweis, der anstelle von Archiv- und Literaturangaben zu Texten und Bildern nur summarisch auf die entsprechenden Nummern im Archiv des Heimatverein Darne verweist. Den allermeisten Lesern dürfte dies recht sein und dem Heimatarchiv sind damit wohl zahlreiche zukünftige Benutzer sicher. Den quellenkritischen und urheberrechtlichen Anforderungen im Fachbuchbereich entspricht ein solcher Quellennachweis jedoch nicht.

Sehr anschaulich ist das umfangreiche Bildmaterial, das in jahrelanger Sammeltätigkeit zusammengetragen wurde und eindrucksvolle Motive wie fotografische Leckerbissen gleichermaßen liefert. Hinzu kommen zahlreiche Schaubilder, Tabellen und Grafiken.

Ausführlich wird in einem umfangreichen Kapitel der Ablauf des Geschehens im Raum Darne-Hanekenfähr beim großen Hochwasser 1946 geschildert. Es gelingt den Autoren, die damaligen Vorgänge detailliert zu rekonstruieren. Ergänzt werden diese Schilderungen durch zahlreiche Zeitzeugenberichte.

Die daran anschließende Chronik der Hochwasser seit 1946 – besonders hoch stand das Wasser in Darne beispielsweise 1998 – erinnert daran, dass gelegentliche Extremhochwasser das Emsland voraussichtlich auch zukünftig alle paar Jahrzehnte einmal heimsuchen dürften. Auch wenn die Fluten heute vielleicht besser „eingedämmt“ werden können als 1946, so lassen sich Ausmaße und Folgen solcher Hochwasserkatastrophen doch nur schwer eingrenzen. Schon mehr als einmal war die im Sommer so harmlos dahinplätschernde Ems bei Hochwasser plötzlich für böse Überraschungen gut.

Auch wenn der Band sich in vielen Kapiteln auf den Raum Darne und damit auf einen vergleichsweise geringen Abschnitt des Flusses beschränkt, so erhält man doch viele nützliche Informationen, die ohne Weiteres auch auf andere Orte entlang des Flusses übertragbar sind. Bei einer Auflage von nur 300 Exemplaren und einem Preis von 10,- € dürfte der Band bald ausverkauft sein, so dass sich alle Interessenten ihr Exemplar rechtzeitig sichern sollten.

Andreas Eiyneck

Autorenverzeichnis

- Dr. Hans J. Albers, Elperweg 98, 45657 Recklinghausen
Horst H. Bechtluft, Möhlendiek 6, 49767 Twist
Tobias Böckermann, Zuschläge 5a, 49716 Meppen
Dr. Beate Bollmann, Flötenstraße 37c, 26125 Oldenburg
Thekla Brinker, Am Sportplatz 8, 26901 Rastdorf
Hermann Bröring, Zedernweg 10, 49808 Lingen (Ems)
Dr. Andreas Eiyneck, Pontanusstraße 3, 49808 Lingen (Ems)
Dr. Jana Esther Fries, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege
– Stützpunkt Oldenburg –, Ofener Straße 15, 26121 Oldenburg
Hans-Joachim Fritz, Teismanstraße 10, 49832 Freren
Dr. Dieter Glatthaar, Virchowstraße 30, 44801 Bochum
Josef Grave, Im Hagen 7, 49716 Meppen
Matthias Günther, Eduard Pestel Institut für Systemforschung e.V., Königstraße 50A,
30175 Hannover
Gerold Harms, Völlener Dorfstraße 45, 26810 Westoverledingen
Dr. Michael Haverkamp, Emsland Moormuseum, Geestmoor 6,
49744 Geeste-Groß Hesepe
Heinz Kleene, Schlagbrückener Weg 9, 49716 Meppen
Josef Klekamp, Werlter Straße 2A, 49757 Vrees
Dr. Helmut Lensing, Ricarda-Huch-Straße 13, 48268 Greven
Wilfried W. Meyer, Haselünner Straße 4, 49716 Meppen
Theo Mönch-Tegeder, Bertolt-Brecht-Straße 29, 49088 Osnabrück
Karl-Josef Nick, Wangerooger Straße 6, 49809 Lingen (Ems)
Dr. Jörg Niemer, Laugestraße 38, 48431 Rheine
Heiner Reinert, Eichenweg 5, 49767 Twist
Heinz Schipper, Seeadlerstraße 11, 26810 Westoverledingen
Dr. Andreas Schüring, Hinterm Fehn 4, 49757 Werlte
Gerhard Stahn, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege
– Stützpunkt Oldenburg –, Ofener Straße 15, 26121 Oldenburg
Bernhard Stegemann, Röbbkenstraße 18, 49624 Lönigen
Dr. Sabine-Maria Weitzel, Dorfstraße 4, 17390 Ziethen
Dr. Rolf Westheider, Stadtmuseum Gütersloh, Kökerstraße 7–11a, 33330 Gütersloh
Sigrid Woehl M.A., Hauptstraße 56, 01445 Radebeul

Fotos und Karten

Arbeitsgruppe Naturwissenschaften und Archäologie; Banjolucka Biskupija; Behörde für Geoinformation, Landentwicklung und Liegenschaften (GLL) Meppen – Katasteramt Lingen –, Lingen (Ems); Bibliothek des Emsländischen Heimatbundes, Meppen; Emslandmuseum Lingen, Lingen (Ems); Erich Maria Remarque-Friedenszentrum, Osnabrück; Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek, Hannover; Heimatverein Freren; Heimatverein Lohne; Historische Vereniging Zuidoost-Drenthe, Emmen; Kreisarchiv Emsland, Meppen; Landesvermessung und Geobasisinformation Niedersachsen (LGN), Hannover; LWL-Industriemuseum – Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur, Dortmund; Museum am Schölerberg, Osnabrück; Niedersächsisches Staatsarchiv Osnabrück, Osnabrück; Pfarrarchiv der Propsteigemeinde Meppen, Meppen; SPD-Geschäftsstelle Leer, Leer; Stadtmuseum Meppen, Meppen; Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Göttingen; Stadtarchiv Lingen, Lingen (Ems); Stadt Meppen – Fachbereich Stadtentwicklung, Planung und Bauverwaltung –, Meppen;

Horst H. Bechtluft, Twist; Tobias Böckermann, Meppen; Slg. Wilhelm Bramme, Lohne; Axel Degen, Osnabrück; Josef Eichholz, Bad Laer; Dr. Andreas Eijnck, Lingen (Ems); Manfred Fickers, Meppen; Werner Franke, Lingen-Schepsdorf; Nikolaus Friedwagner, Mariastern; Richard Heskamp, Lingen-Darme; Rudolf Hörmann, Lingen-Schepsdorf; Slg. Werner Klapprott, Meppen; Slg. Kohne, Lohne; Willi Rolfes, Vechta; Foto Schöning, Meppen; Dr. Andreas Schüring, Werlte; Slg. Bernd Schulze Wierling, Nottuln; Gerhard Stahn, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege – Stützpunkt Oldenburg –, Oldenburg; Bernhard Stegemann, Lönigen; Helmut Tecklenburg, Hagen a.T.W.; Hermann Vreesmann, Friesoythe-Altenoythe; Slg. Heiner Wellenbrock, Sögel; Dr. Rolf Westheider, Gütersloh; Dr. Georg Wilhelm, Lingen-Holthausen; Sigrid Woehl, Radebeul; Privatbesitz;

Karten S. 26, 27:

Kartografie: Eduard Pestel Institut für Systemforschung, Hannover;

Karte S.120/121:

Behörde für Geoinformation, Landentwicklung und Liegenschaften (GLL) Meppen – Katasteramt Lingen –, Lingen (Ems);

Karten S.138/139, 141:

Niedersächsisches Staatsarchiv Osnabrück;

Karten S. 202, 203, 206, 207, 209:

Landesvermessung und Geobasisinformation Niedersachsen (LGN), Hannover, farbig angelegt durch Karl-Josef Nick, Lingen (Ems);

Karte S. 205:

Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen, Hannover, farbig angelegt durch Karl-Josef Nick, Lingen (Ems);

Karte S. 295:

Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen.

In dieser Ausgabe:

Herausforderung Demografie: Zur Zukunft des ländlichen Raumes

Als Junglehrer im Emsland: Spurensuche nach Erich Maria Remarque

Herausforderung Sammeln: Wie bewahren Museen das Richtige

„Aus dem Emsland nach Bosnien“: Was von der Siedlung Windthorst blieb

„Vom Friesenweg zum Hünenweg“: Auch Wandern hat Geschichte

Ein Hausaltar aus Lingen: Wie ein Kunstwerk zum Sprechen gebracht wird

und vieles mehr in 25 Beiträgen

ISBN: 978-3-88077-060-7 Broschur
978-3-88077-061-4 Festeinband

